DIE TEMPELRITTER

mattias gerwald

Die Suche nach Vineta

ROMAN

DIE TEMPELRITTER

Mattias Gerwald

Die Suche nach Vineta

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2005 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt

Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Einbandabbildung: AKG, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2005
Buch-Nr. 019784
www.derclub.de

Vineta, das Atlantis der Ostsee, beherrschte einstmals den gesamten Handel zwischen dem heidnischen Norden und dem muslimischen Süden. Dann wurde es in einer gewaltigen Flut vom Meer verschlungen. Jetzt soll die größte Stadt der Welt wieder aufgebaut werden – eine Gefahr für den mächtigen deutschen Orden. Henri und seine Freunde brechen auf, um entlang der gefährlichen Küsten der Ostsee nach Vineta zu suchen – und geraten in tödliche Gefahr.

ERSTER TEIL

1

Ende September 1315, Tage der Erzengel

Aus Norden erhob sich ein Wind. Er kündigte sich schon an in den geduckten Gräsern der Ufer und Ebenen, setzte sich fort im Wispern und Flattern der Birkenblätter, verfing sich in den schweren Ästen der Flussweiden, die sich noch dagegen stemmten. Krähen und Raben torkelten auf den Schwingen dieses Windes von Baum zu Baum, aus der Höhe ließen sich Schwalben fallen, Raubvögel nutzten den aufwirbelnden Staub der Ebene, machten sich jetzt auf, das kleine Getier in seiner vergeblichen Suche nach Behausung zu schlagen. Die Sonne verdunkelte sich, und die stillen Flüsse rund um Paris beschleunigten ihre Strömung.

Das Land hatte wie die Natur seine letzten schönen Farben angelegt. Es schien wie ein herbstlicher Aufbruch zu sein.

Als wäre der aufkommende Wind ein Signal gewesen, zeigten sich jetzt im weißen Ufersand der noch jungen Seine Gestalten. Auf zottigen hohen Pferden, deren Mähnen sich ebenso rasch bewegten wie ihre tänzelnden Hufe, denn die Reittiere waren erschöpft und deshalb unruhig und warfen die Köpfe, näherten sich in einer finsteren Linie mehrere Reiter. Es waren zwanzig Männer in schwarzen Umhängen, die in diesem Moment, an diesem klaren, noch kühlen Morgen an Corbeil-Essones vorbei nach Norden ritten. Sie verschwendeten keinen Blick für das geduckte Landstädtchen zur Linken. Sie trieben nur ihre Pferde an und beugten sich über die dampfenden Kruppen.

An ihrer Spitze ritt ein blonder Hüne in einem auffälligen Gewand aus teurem grauen Tuch mit aufgenähten roten Schulterklappen. Die Hacken seiner Stiefel stießen immer wieder in die Flanke seines Reittieres. Das mächtige Schwert an seiner linken Seite schlug laut gegen den Steigbügel. Er achtete nicht darauf. Ferrand de Tours war versperrt in seine ganz persönlichen Rachegedanken. Seit seiner schmählichen Niederlage und Flucht aus der Judenstadt Toledo hatte er auf seinem Weg Söldner um sich gesammelt, von denen jeder Einzelne ein Fluch Gottes war.

Sie alle hatten ihr Ziel fest vor Augen. Es war der Königspalast von Paris. Und in ihren Köpfen stand der Anlass ihres überstürzten Aufbruchs vor zwei Tagen immer lebendig vor ihnen, es war ein Fanal, das sie ständig hörten. Sie mussten es nicht mehr aussprechen, sie mussten es nicht mehr zu Worten formen. Ihr Ziel war Rache. Auch ihre Gesichter schienen aus dem einzigen Grund geschaffen, dieses Ziel mit wilden Blicken auszudrücken.

Der Königsmörder musste endlich zur Rechenschaft gezogen werden! Die Tage der Erzengel waren gute Tage, um zu richten und zu sterben!

Hinter Corbeil wurden sie aufgehalten. Sie zügelten ihre Pferde im aufwirbelnden Staub des Ufers. Eine Schafherde zog ihnen entgegen nach Süden. Fluchend ließ Ferrand seinen mächtigen Schimmel auf die Hinterflanken steigen. Dann drehte er sich im Kreis. Erst als Ferrand sein Schwert aus dem Halfter zog und auf die Schafe einhieb, floh die Herde blökend den Hang hinauf. Händeringend und jammernd liefen die beiden Hirten in ihren rechteckigen Fellmänteln hinterher.

»Weiter, Männer!«, schrie Ferrand und gab seinem Pferd erneut die Hacken.

König Ludwig der Zehnte, der neue Herrscher, den man den Zänker nannte, weil er an seinem Hof unaufhörlich Dispute

führte, hatte Ferrand gerufen. Und so war der französische Ritter mit seinen gedungenen Gesellen aus allen Teilen des Landes gekommen, bis sie sich in der Kapelle St. Cyr sur Loire vor den Toren der befestigten Stadt Tours gesammelt und beraten hatten. Ferrand hatte sie in seine Heimatstadt gelenkt, weil er hier seine Macht ungebrochen spürte. Er verbrachte die Nacht im Bett seiner Geliebten, ließ von ihr seine Männlichkeit anbeten und betete am Morgen danach selbst demütig in der Kapelle.

Ab Tours ritten er und seine Spießgesellen vereint und unter einem Banner, dem roten, löwengeschmückten Banner de Tours und dem mit Blut gemalten Banner des Hasses. Wenn Ferrand rief, waren alle Fehden und Händel der Mörder, Brandstifter, Schänder vergessen, es winkte reiche Belohnung. Wenn der König rief, kam Ferrand und vergaß, was ihn sonst noch umtrieb. Die Aufmerksamkeit des Herrschers zu erlangen war ihm Belohnung genug.

Und jetzt durfte er in seinem Auftrag den Ketzer endlich bestrafen, der ihn in Toledo gedemütigt hatte.

Ludwig der Zänker saß währenddessen in seinem Palast inmitten seiner Ratgeber und trank. Hin und wieder sprang er von seinem Thronsessel auf und schritt mit auf den Rücken verschränkten Armen auf und ab. Er durchmaß ein ums andere Mal auf hirschledernen Schnürschuhen den Thronsaal mit seinen Teppichen, Gobelins und Möbelstücken, mit seinen Blankwaffen und Jagdgeräten an den Wänden zwischen den hohen Fenstern. Es hatte ihm die Sprache verschlagen. Er blieb vor seinen Ministern stehen und starrte sie aus einem weißen, verkrampften Gesicht heraus an.

Das machte auch seine Ministerialen sprachlos. Denn es kam nicht oft vor, dass der neue König nichts sagte. Jetzt sprachen allein seine Augen. Wo blieb die Abordnung der Söldner! Warum kamen sie nicht endlich, um den Auftrag auszuführen!

Warum durfte er nicht, während er wartete, einige Hofschranzen, die größer waren als er, einen Kopf kürzer machen?

Der Zänker war schlau und ängstlich und deshalb in ewigem Aufruhr. Er wusste, dass Warten das eigene Leben verkürzte. Er zählte seine Schritte. Er zählte sie beim Hinundherlaufen wie den mechanischen Schlag der ganz neuen Räderuhr von Notre Dame, mit der die staunende Bevölkerung zum ersten Mal die vierundzwanzig gleich langen Stunden ablesen konnte. Zeiger und Zahnrad dieses befremdlichen Wunderwerks zeigten den Tod bei der Arbeit. Der König wusste, mit jedem Springen des Zeigers, mit jedem Klöppelschlag bei Tag und Glockenschlag bei Nacht und mit jedem seiner eigenen Schritte kam er dem Tod näher. Er hatte noch viel Zeit, denn er war noch nicht alt, erst fünfundzwanzig. Aber dennoch verging die Zeit zwischen dem Morgengebet und dem Nachtgebet, die Gebete flossen ab wie Wasser, und die Lebenszeit floss ab. Sie zerrann zwischen den Fingern der leeren Hand.

Er warf sich manchmal in diesen wahnsinnigen Gedanken hinein, tobte und schrie, und es half doch nichts. Es gab keine Erlösung aus dem Dahingleiten der Zeit. Sie hatte einen Anfang, aber kein Ende, sie war ein Attribut Gottes. Und weil Gott ewig war, war die Zeit auch ewig. Und er konnte nichts dagegen tun.

Das verbitterte ihn maßlos.

Er war der König, aber dennoch konnte er die Zeit nicht anhalten! Selbst dann nicht, wenn er es anderen befahl und sie dafür richtete, wenn sie versagten. Er konnte nur warten. Immer wartete er wie ein gewöhnlicher Bittsteller auf irgendetwas. Wie jetzt auf die Abordnung.

Das machte ihn wütend, dann mutlos. Und dann traurig.

Ludwig der Zänker setzte sich wieder, brütete vor sich hin und trank.

Und dann kamen sie. Man hörte sie schon von weitem. Wie sie herumpolterten, wie sie die Türen aufrissen und gegen die Wände schlagen ließen. Der König zuckte zusammen und dachte an seine kostbaren, neuen Seidentapeten aus Burgund. Er sah die Löcher vor sich, die diese verdammten Fremden in seine Tapeten rissen. Er sah vor sich, wie die Eindringlinge ihre Schwerter in die Hände nahmen und beim Gehen in den Parkettboden stießen. Er hörte, wie sie laut lachten.

Und dann traten sie in den Thronsaal.

Der König mochte diesen Ferrand de Tours nicht. Er mochte nicht sein selbstgefälliges Auftreten, nicht seine flackernden Blicke aus unsteten Augen, nicht seinen einfältigen Judenhass. Wenn er diesem Ritter gegenübertrat, fühlte er sich nicht, als sei er wirklich ein Herrscher, er fühlte sich wie ein ungehorsamer Sohn. Wie war das möglich? Er mochte das nicht. Aber er brauchte den eitlen Ritter, denn der brachte immer sein eigenes Gefolge mit, das er entlohnte – so kostete er selbst keinen Sous.

Und er brachte es ohne Skrupel fertig, zu töten.

König Ludwig der Zänker saß auf dem Thron seines ermordeten Vorgängers Philipp, den sie den Schönen genannt hatten, bis der hässliche Tod seine Züge auslöschte. Er rutschte unruhig hin und her und sah Ferrand entgegen. Dessen Männer knieten inzwischen in angemessener Entfernung, Ferrand trat polternd näher und senkte nur unmerklich das blonde Haupt. Aber sein Blick wagte es nicht, den König anzusehen.

»Ergebenster Diener, Herr König, Ferrand de Tours!«

Ludwig verschluckte seinen Ärger. Er hüstelte. Er winkte zwei seiner wichtigsten Ratgeber heran. Demurger und de Nazrier traten beflissen näher und streckten die Hälse vor. Der König flüsterte ihnen zu, auf Tuchfühlung in seiner Nähe zu bleiben. Dann sagte er:

»Du hast auf dich warten lassen, Ferrand de Tours. Beinahe hätte ich mir einen anderen gesucht, der meine Befehle schleunigst ausführt.«

Ferrands Grinsen verrutschte in einem Gesicht, das schön zu nennen war, kräftig geformt, mit ebenmäßigen Zügen. Seine Hässlichkeit kam von innen, wie eine Farbe, die nicht passte. Er erwiderte:

»Ich musste mich von Toledo her durchschlagen, wo gerechte Richter alle falschen Anklagen gegen mich fallen ließen, Majestät. Das Land der Iberer ist unruhig. Erst an der Grenze zu Frankreich erreichte mich Euer Ruf, aber Frankreich, verzeiht, Majestät, ist kaum weniger befriedet. Es gab Aufenthalte hier und da und die Judengemeinden…«

Der König wollte nicht weiter auf seine Erklärung achten. Er fuhr fort:

»Du weißt, wir feiern jetzt die Michalistage des Herbstes, das schöne Fest der Erzengel.«

Ferrand wusste es. Aber für fromme Andacht war das Herz des Christen zu hasserfüllt. Er nickte.

»Aber wir feiern auch noch einen anderen Tag. Gerade heute. Und deshalb bist du hier. Wir feiern den Tag des Johannes von Antiochien. Er wurde auf einen bloßen Verdacht hin vom kaiserlichen Hof angeklagt, wegen Ungehorsams aus Konstantinopel verbannt und starb in Kumana. Weißt du, dass er uns heute als der größte Prediger der östlichen Kirche gilt? Dieser Gabe verdankt er seinen Beinamen. Goldmund. Johannes Chrysostomus, der Goldmund. Warum ich dir das erzähle? Er vergaß trotz aller Ungerechtigkeiten gegen ihn und trotz seines Hasses auf die Verfolger niemals seinen Glauben. Und auch nicht die Pflichten seiner Andacht. Und vor allem seinen Gehorsam der Obrigkeit gegenüber nicht. Verstehst du?«

Ferrand schluckte und senkte den Blick. »Ja, Herr König.«

»Bei allem, was du für uns tun wirst, Ferrand de Tours, wirst du niemals den schuldigen Gehorsam und Respekt dem König und der Kirche gegenüber vergessen! Verstanden?«

»Ganz gewiss nicht, Herr König, Sire.«

»Du wirst am Abend beim Fest des Chrysostomus anwesend sein. Wir werden dir dort etwas sehr Wichtiges anvertrauen. Und morgen früh reitest du mit deinem Haufen weiter, bevor die Sonne aufgegangen ist. Und ihr findet mir diesen Henri de Roslin und seine Spießgesellen obendrein. Und ihr bringt sie mir. Und wenn sie sich wehren, tötet ihr sie auf der Stelle und bringt mir nur ihre Köpfe.«

»Damit Ihr sie anspucken könnt. Wie man es mit räudigen Hunden macht, Herr König.«

»So weit, so gut. Aber wohin werdet ihr reiten?«

Ferrand blickte überrascht auf. »Ich weiß es nicht, Sire. Ich rechnete damit, Ihr würdet es mir anweisen.«

»Jetzt gefällst du mir, Ferrand. Ich brauche gehorsame und demütige Untertanen. Ich brauche niemanden, dessen Hochmut die Fahnen flattern lässt wie ein ungestümer Wind, der vor ihm herbläst. Ihr nehmt Befehle entgegen und führt sie aus. Nichts weiter. Verstanden?«

»Ganz gewiss, mein König.«

»Also wohin reitet ihr? Das ist die Frage. Meine Ratgeber haben mir ihre Ansichten unterbreitet, und sie haben mich überzeugt. Sprecht, Demurger und Ihr, de Nazrier.«

Demurger war der Ältere. Er hatte schon unter Philipp dem Schönen gedient. Er hatte am Totenbett seines geliebten Königs in Fontainebleau gestanden. Sein Haar war seitdem grau, und es fiel halblang unter seiner schwarzen Samtmütze hervor.

»Wir vermuten«, sagte er, »dass der Ketzer nach Schottland zurückkehren will. Er wird sich in den Schoß seiner ketzerischen Kirche in Roslin begeben wollen, um dort die

Vergebung seiner Sünden herbeizuwinseln. Deshalb denken wir, er wird sich von einem Hafen in der Bretagne aus in die Nordsee einschiffen. Aber von welchem Hafen? Von Le Havre, Cherbourg, Brest?«

Ferrand begriff erst nach einem Moment, dass die Frage ihm galt. Er wusste die Antwort nicht. Er sagte:

»Gewiss wird Henri flüchten. In Frankreich zu bleiben, das wagt er nicht. Aber nach Schottland? Verzeiht, das glaube ich auf gar keinen Fall. Ich glaube eher, er wird sein gegenwärtiges Schlupfloch verlassen, wo immer es sich befindet, und hierher kommen.«

»Nach Paris?« Der König schrie es fast. Er umkrampfte die Lehnen seines Thronsessels.

»Ja, Herr König. Er ist geldgierig. Er wird seinen Schatz holen wollen. Irgendwo in Paris hat er ihn versteckt, denn er war ja dafür verantwortlich. Den dreimal verfluchten Schatz des endlich verbotenen Tempels.«

»Unsinn!« Demurger hatte die Hand gehoben. »Das wagt er niemals. Henri de Roslin ist ein tollkühner Mann, aber nach Paris zu kommen gleicht einem Selbstmord. Das liegt ihm fern. Dazu ist er viel zu schlau.«

»Aber verzeiht«, sagte Ferrand de Tours. »Er braucht Geld. Ohne Mittel kann er nicht reisen. Und die Tempelritter haben ihren Schatz überall versteckt. Den größten Teil jedoch verbargen sie heimlich hier in Paris. Unermesslicher Reichtum, gestohlen und abgejudet! Und ich weiß auch, wo er ist.«

Der König warf überraschte Seitenblicke auf seine ratlosen Berater. Sie schüttelten stumm den Kopf. Ludwig der Zänker beugte sich gespannt vor.

»Nun?«

»In ihrem alten Tempelbezirk auf der Seine-Insel. Nicht im Heiligen Tempel selbst. Ganz tief unten in den Verliesen. Vielleicht sogar noch unter den Verliesen.«

»Das weißt du?«

»Ja, Herr König. Ich erfuhr es von einem der ihren. Einem Abtrünnigen…«

Unwillig schaltete sich de Nazrier ein. »Reden wir nicht weiter darüber. Es ist geklärt, dass im Haus des Tempels kein Schatz versteckt ist. Er war dort, das steht fest, aber jetzt ist er nicht mehr dort. Wir haben alles durchsucht. Jeden Stein umgedreht, keinen geheimen Raum ausgelassen. Wir fanden keine einzige Kupfermünze. Nein, der Templerschatz liegt längst woanders. Ich denke, in Gisors. Ja, da bin ich sicher. Recht habt Ihr nur damit, dass kleinere Teile des Reichtums über das ganze Land verstreut sind. Vor allem in den Komtureien und Unterschlupfen der Küstenorte. Denn dort brauchen es die Ketzer am dringendsten, wenn sie vom Kontinent und damit vor der gerechten Bestrafung flüchten wollen.«

»Wohin also wird Henri de Roslin mit seinen Mordgesellen ziehen?« Der König blickte Ferrand unverwandt an.

Ferrand sah unglücklich aus. Er wagte es nicht, Paris noch einmal zu erwähnen. »Ich… ähhh…«

»Ich sage es Euch, Herr de Tours.« Demurger fuchtelte mit den Händen. »Er bricht nach Nantes auf. Nach Nantes! Und nirgendwo sonst hin! Denn dieser Hafen liegt in der Bretagne und ist deshalb unabhängig. Der Templer glaubt, dort muss er uns nicht fürchten. In der bedeutenden Komturei von Nantes holt er das Geld und schifft sich nach Schottland ein. Er weiß doch ganz genau, dass in Paris die Strafe auf ihn wartet – der Generalinquisitor, Monsieur Imbert. Seine Majestät, der Herr König. Wir selbst. Und die gesamte Anzahl der gehenden und reitenden Stadtboten und Guten Gerichtsbüttel mit Pieken, Schwertern, Äxten und Schlingen!«

»Sehr richtig, Demurger«, sagte der König zufrieden. »Er geht also nach Nantes. Und woher wissen wir das? Wir

spekulieren natürlich nicht wild herum, nicht wahr? Wir haben unsere Zuträger und Spione. Kluge Leute, die ihr Handwerk verstehen. Sie haben Beweise dafür vorgelegt, dass Henri nach Nantes kommt. Wir konnten nämlich einen Sarazenen dingfest machen, der heimlich in Nantes weilt. Ein Freund Uthmans, der mit Henri de Roslin reitet. Ein durchaus vertrauenswürdiger Heide. Aber auch ein wenig geschwätzig. Vor allem, als man seine nackten Beine in offener Glut röstete! Dann konnte dieser tapfere Mann einfach den Mund nicht halten!«

De Nazrier blinzelte irritiert, dann sagte er: »Es wird also so sein, dass Henri innerhalb der nächsten drei Wochen in Nantes eintrifft, um die Finanzen der Komturei endgültig aufzulösen. Dort werdet Ihr auf ihn warten, Ferrand. Natürlich werden auch Stadtsoldaten zur Stelle sein, zumindest soweit wir auf Soldaten eines unabhängigen Territoriums Einfluss haben. Unsere Möglichkeiten sind da im Moment beschränkt.«

»Gewiss«, murmelte Ferrand.

De Nazrier fuhr fort: »Aber um keinen Verdacht zu erregen, müssen wir sie versteckt halten. Und im Kampf sind sie möglicherweise dem Ketzer nicht gewachsen. Vielleicht sympathisieren einige sogar mit seinen Ideen. Man hört ja, je weiter es nach Norden geht, desto anfälliger sind die Leute für die Irrlehren des Tempels. Henri de Roslin jedenfalls ist es gewohnt, wie ein scheues Reh zu wittern und wie ein Raubtier zu kämpfen und zu reißen. Ebenso seine Gefährten. Deshalb kommt Ihr ins Spiel. Ihr seid ihm ebenbürtig.«

»Das will ich meinen«, sagte Ferrand geschmeichelt. »Ich werde ihn zu fassen kriegen.«

»Ihr reitet, wie gesagt, morgen früh. Wir statten Euch mit allen Privilegien aus. Und richtet es nach Möglichkeit so ein, dass Ihr den Ketzer erst dann stellt, wenn er seinen Schatz schon gehoben hat. Verstanden?«

Ferrand nickte. »Ich werde auf ihn warten. Dann kehre ich mit dem Schatz und dem Verräter nach Paris zurück. Ich war noch nie in Nantes, gibt es dort eine jüdische Gemeinde? Dann könnte ich mich auch noch darum kümmern. Es ist ein Abwasch, werte Herren.«

»Ihr konzentriert Euch allein auf Henri!« Der König hatte sich vorgebeugt, er spießte den vor ihm Stehenden mit seinem Zeigefinger auf. »Es darf nichts schief gehen! Ihr lauert ihm auf und lasst Euch von nichts ablenken! Von keinem Juden, von keinem Weib, von keinem Spielebrett, von keiner Flasche Wein! Wenn er uns durch die Lappen geht, mache ich Euch wegen Hochverrats den Prozess!«

»Jawohl, Herr König, Sire.«

»Und noch eins. Ihr habt niemals vom König einen solchen Auftrag bekommen. Verstanden?«

»Gewiss.«

»Und nun bezieht euer Quartier«, sagte Demurger, »und kümmert euch um die Ausrüstung für die Weiterreise. Nehmt, was ihr braucht. Scheut euch nicht, nur das Beste zu beanspruchen. Es ist alles vorbereitet.«

Ferrand wurde durchflutet von Dankbarkeit gegen den König, der es gut mit ihm meinte. Wie liebte er den König – jeden König! Aber er wagte es nicht, aufzublicken. Mit gesenktem Kopf zog er sich zurück. Im Kreis seiner Gesellen verließ er rückwärts gehend und dienernd, dabei auffällig leise den Thronsaal. Als die Flügeltüren hinter ihnen geschlossen worden waren, winkte König Ludwig der Zänker die Anwesenden hinaus. Ferrands Auftritt hatte ihn aufgeregt.

Als er allein war, rieb sich der König die Hände und merkte, dass sie feucht waren.

Langsam konnte er sich wieder auf die angenehmen Dinge konzentrieren. Er freute sich auf einen Disput mit seinem Hofphilosophen Gaumier.

Sie würden über die Ewigkeit und das Zeitalter reden, über *aeternitas* und *aevum.* Über die irdische Zeit und die sakrale Zeit. Der König wollte endlich beweisen, dass nur seine eigene Zeit real war. War das verwerflich? Er spürte seinen inneren Zweifel. Das machte ihn noch unruhiger. Er war der König, er tat, was er wollte!

Ludwig der Zänker trank noch mehrere kräftige Schlucke aus dem Weinpokal. Dann stemmte er sich aus seinem Sessel hoch und verließ gemessenen Schrittes den Thronsaal.

Am Abend waren alle vor der Palastkirche versammelt, um das Fest für den Johannes Chrysostomus, den Bischof von Konstantinopel, zu feiern. Man kam mit Fackeln und brennenden Holzscheiten, in die der böige Wind fuhr und Funkenregen erzeugte, der Hände und bärtige Gesichter verbrannte.

Vom städtischen Platz jenseits der Mauern her kamen Gesänge und übermütige Musik. Frauen lachten und kreischten, betrunkene Männer brüllten. In der Stadt schien an diesem Freitag eine weniger ehrfürchtige Feier im Gang zu sein.

Die Herrschenden des Festzuges gingen unter golddurchwirkten Baldachinen. Vor den Frauen durften die Gäste des Palastes gehen, darunter Ferrand und seine Männer, gewaschen und herausgeputzt, mit sauberem Federbusch. Aber sie hatten noch immer keinen Sinn für Festlichkeiten und dachten nur an den kommenden Tag.

Als sie in den breiten Mittelgang der Kirche einmarschierten, fielen die letzten Sonnenstrahlen blutrot durch die Fensterrosetten des Altarbezirks und die hochfahrenden bunten Fenster der Seitenschiffe. Ferrand kam es vor wie eine Demonstration des Lichts, um sie zu erhöhen und zu feiern.

Denn standen nicht sie selbst im Mittelpunkt solcher Feste? Die Lebenden? Was gingen ihn die Toten an, selbst wenn sie tote Heilige waren. Sein Christentum verband ihn ganz und gar mit der Gegenwart. Mit der Gegenwart von Rachegedanken. Von Kämpfen und Siegen.

Aber wenn der König es so wollte, dann feierte er eben mit. Schließlich war er als ergebener Christ auch empfänglich für Erhebung und Trost.

Der noch unverheiratete König trat bis vor den Altar. Dort setzte er sich. Die anderen nahmen in respektvollem Abstand ebenfalls ihre Plätze ein. Und jetzt verstand Ferrand, warum er bei der Feier anwesend sein musste.

Noch bevor der Priester mit den Regularien zum Fest für den heiligen Johannes begann, trat ein Mönch des Kirchenklosters durch die gedrungene Eichenholztür zum Dormitorium. Er schritt die dreizehn Steinstufen herab. Er trug ein Schwert. Seine Füße steckten in weichen Sandalen und machten auf dem Terrakottaboden kein Geräusch. Es schien, als schwebe er. Der Mönch ging auf Ferrand zu, der in sich versunken auf seiner Bank zur Rechten saß.

Als der Mönch mit dem Schwert Ferrand erreichte, flatterten drei weiße Tauben auf, die auf einem mit Tierköpfen geschmückten Kapitell gesessen hatten. Sie flogen mit wild schlagenden Flügeln quer durch das Kirchenschiff empor und machten für einen Moment die Abmessungen des aufragenden Raumes spürbar. Dann verschwanden sie durch die spitz zulaufenden Fensteröffnungen der Südfassade. Ferrand sah unsicher auf und verfolgte den Flug der Vögel. War das ein Zeichen? Musste er es deuten?

Der Mönch stand jetzt vor ihm. Und der König blickte auf sie.

Der Schwertträger murmelte, es war kaum verständlich: »Mit einem Text. Handschriftlich versehen. Die Worte lauten: Mein

Sohn, behalte meine Rede und verberge meine Gebote bei dir. Behalte meine Gebote, so wirst du deine Rache beenden, und behalte mein Gesetz wie deinen Augapfel. Vergiss sie niemals. Binde sie an deine Finger, schreibe sie auf die Tafel deines Herzens.«

»Proverbis, das siebte Kapitel«, murmelte jemand, und dann begriff Ferrand, dass er seine eigene Stimme hörte.

Das war es also, was der König ihm anvertrauen wollte. Ein Symbol der gerechten Rache. Ferrand griff unschlüssig nach dem Schwert.

»Nimm das Schwert und gehe«, sagte der Mönch mit tonloser Stimme. »Auf dich wartet der Tod, aber auch das Leben. Wähle! Die Ketzer verdorren die Welt, weil das Wort des Herrn in ihren Herzen fehlt. Unterweise deine Gefährten und richte mit dem Schwert. Der heilige Jacobus wird bei diesem Unterfangen bei dir sein. Die Muschel, das Zeichen unseres Heiligen, das wir aus Santiago erhalten haben, wird durch dieses Schwert immer gegenwärtig sein, wohin du mit deinen Brüdern auch ziehst.«

Ferrand hatte begriffen. Aus diesem Grund war er hier.

Dafür brauchten sie ihn. Jetzt war seine Gegenwart nicht mehr erwünscht. Er spürte, wie seine Gefühle durcheinander gerieten. Man brauchte ihn nicht für die hohe Feier. Der Gottesdienst fand ohne ihn statt.

Aber der König vertraute ihm. Das war wichtig.

Er sah zum Licht empor. Feuer, murmelte er. Und Schwert. Es ist das Meinige. Mein ist die Rache.

Er erhob sich, jetzt wieder stolz, und nach ihm erhoben sich seine Männer. Sie beugten die Knie in Richtung des Altars und des Königs. Dann durchquerten sie die südöstliche Nebenapsis, die sich zum Chorumgang hin öffnete.

Ferrand faltete die Hände um den Griff des mächtigen Schwertes. Überall Feuer, dachte Ferrand, Feuer in

hundertfacher Gestalt, reinigendes Feuer. Strafendes Feuer für die Ketzer und dazu das Schwert des Herrn. Wehrhafte Christen sind zu allen Zeiten willkommen gewesen.

Ich weiß, was zu tun ist. Ich danke dir, mein Herr König, Sire.

Als er den Ausgang erreichte und die schwere Eichentür mit einer Hand öffnete, flackerten im Windstoß Hunderte von Kerzen in den eisernen Kronleuchtern, die von der Decke herabhingen.

Draußen lagen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf dem dicken Kirchengemäuer und verblassten langsam.

Sein Ziel war Nantes.

2

Ende September 1315, in Uzès

Als Henri de Roslin die Augen aufschlug, dachte er an die jetzt anbrechenden Tage des Herrn. Es waren tröstliche Tage in einer unseligen Zeit. Er wollte schon am frühen Morgen damit beginnen, sie zu feiern.

Die kleine Stadt schlief noch. In ihren dicken, reichen Mauern lagen noch die Kühle der Nacht und der schwere Traum, den die Einwohner träumten. Sie hatten den Papst in ihren Mauern begraben. War er wirklich ermordet worden? Allein der Gedanke war Furcht erregend. Aber sie waren immer gottesfürchtig gewesen und deshalb ohne Schuld. Und jetzt galt es, den Tod aus ihren Gedanken und Träumen zu schütteln und sich mit Gott zu versöhnen.

Henri bewegte sich leise. Er warf von seinem Strohlager aus einen Blick in den benachbarten Raum. Seine beiden Gefährten, die an seiner Seite geblieben waren, ließen noch Schlafgeräusche hören. Gottfried von Wettin, der Bruder von den Dominikanern, war inzwischen in den Klosterpalast nach Avignon zurückgekehrt, die beiden jungen sarazenischen Helfer nach Toledo. Nun waren sie wieder zu dritt, eine kleine, verschworene Gemeinschaft in Feindesland. Uthman ibn Umar lag ausgestreckt auf dem Rücken wie ein Büßer. Joshua ben Shimon hatte Arme und Beine angezogen und den Kopf hineingelegt wie ein schlafendes Haustier. Henri musste lächeln. Die Gefährten hatten wie er schwere Zeiten hinter sich. Aber aus all den Kämpfen, aus Verfolgung und Flucht waren sie gestärkt hervorgegangen.

Er hoffte es jedenfalls. Denn was vor ihnen lag, würde nicht einfacher werden. Es erforderte ihre ganze Kraft.

Und Liebe, dachte er.

Und Gottes Beistand, damit wir nicht das Falsche tun.

Sein sonnengebräuntes, noch junges und glatt rasiertes Gesicht wurde wieder ernst. Er legte für einen Moment versonnen die Hand auf die Tasche, in der seine Kriegskleidung mit dem Schwert, aber auch der Rock mit der roten Schärpe, der weiße Umhang mit dem roten Tatzenkreuz, die dunklen Pumphosen lagen. Er wollte aus der Erinnerung Kraft schöpfen, denn die Ordenskleidung durfte er nicht mehr tragen, und er versteckte sie meistens.

Seufzend zog er aus seiner zweiten Tasche, mit der er stets reiste, ein schlichtes Beinkleid und dann ein Hemd aus gebleichtem Leinen. Beides wog leicht in seinen Händen. Er zog es an, gürtete es um seine schmale Taille und zog einen leichten Rock darüber, um seinen zweischneidigen Dolch zu verbergen.

Henri verließ leise das gemietete Haus. Er spürte die Morgenkühle, der Herbst kündigte sich früh an, von den Bergen kam schon jetzt weißer Nebel herüber. Mit der Michaeliszeit begann die eigentliche Endzeit des Jahres und damit auch des Kirchenjahres, und die Natur richtete sich darauf ein.

Henri überquerte eine hölzerne Brücke, darunter schoss schäumend ein Bach dahin. Er blieb einen Moment stehen und berauschte sich an diesem Wasser, das alles mit sich riss. Nichts bleibt, wie es ist, dachte er. In Uzès gab es unzählige Quellen mit reinem, reinigendem Wasser, das vor nichts Halt machte.

Er ging an der Kathedrale St. Theodorit vorbei, deren fünfgeschossiger runder Tour Fenestrelle die Nebelschwaden berührte. Dort durfte er nicht beten, die Kirche war der

Bischofssitz. Er ging hinüber in die schlichte Kapelle der Zisterzienser.

Auch hier war überall kühles Wasser. Es floss, strömte und schäumte in hundertfacher Gestalt durch Gärten und durch den ganzen Ort, als wollte es sich zu einer Hymne auf die Kraft der Natur vereinen. Henri bückte sich am Ufer eines anderen Baches und trank aus der hohlen Hand. Es stillte seinen Durst. Hunger verspürte er keinen.

Als er sich wieder aufrichtete, schnitten ihn die Schmerzen an den Handgelenken. Er rieb sie unwillkürlich. Die Narben von den Ketten im Donjon von Fontainebleau, wo er nach dem Mord an König Philipp dem Schönen von Generalinquisitor Guillaume Imbert gefoltert worden war, verheilten nicht. Sie würden nie heilen.

Aber während er das *Laudes* betete, während des Morgenlobes zur Feier der Erzengeltage, würde er die Schmerzen vergessen. Dann war er ganz in der zärtlichen Hand des Herrn.

Henri ging mit energischen Schritten weiter. Über dem gräflichen Erbschloss, das die Bewohner der Stadt einfach Duché nannten, wehten die Wimpel und Fahnen des herrschaftlichen Geschlechtes. Er konnte auf dem hohen Tour Bermonde gerüstete Wachsoldaten erkennen, und obwohl der mächtige Burgblock aus wucherndem Felsgestein entfernt war und unzugänglich schien, hielt sich Henri im Schatten der Bäume. Als er den Marktplatz überquerte, sah er, dass die Töpfereien des Ortes schon öffneten, die Drehscheiben standen bereit, die Brennöfen wurden trotz der frühen Morgenstunden schon von fleißigen Handwerkern geschürt. Die ruhige, selbstverständliche Arbeit der einfachen Leute war es, die ihn immer heiter stimmte.

Es sind die Herren, dachte er, durch die das Leben schwer wird.

Er betrat die Kapelle St. Genies. Im Hintergrund knieten einige Gestalten des Klosters in schwarzen Kutten und Kapuzen, die schon das *Matutin* zum Gedenken an die Vigilgottesdienste entrichtet hatten. Sie murmelten ohne Pause ihr Gebet. Die eifrigen Mönche würden in diesen Festtagen ohne Unterbrechung auch *Prim, Terz, Sext, Non, Vesper* und *Komplet* beten. Henri genügte es, im Herzen bei Gott zu sein. Aber er hoffte, alles, was er tat, sei gottgefällig. Er befragte sich ständig selbst darüber. Und er lauschte so lange, bis er eine Antwort erhielt.

Henri de Roslin kniete nieder. Er senkte den Kopf. Und begann, in sich zu gehen. In seinem Inneren entstand die Epistel des Berichtes der Johannesoffenbarung über den Kampf Michaels und seiner Engel mit dem Drachen. *Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz.* Der Satz löste ein Bild in seinem Inneren aus. Er sah Satan.

Dann verlöschte das Bild, und er dachte: *Michael, Gabriel und Rafael erschienen und kämpften stark und vereint.*

Henri konnte sich an diesem frühen Morgen nicht so konzentrieren, wie er wollte. Zu viel geschah in diesen Tagen. Seine Gedanken schweiften ab. Auch er und seine beiden Gefährten kämpften zu dritt vereint. Aber sie waren keine Engel. Sie waren jetzt nicht einmal mehr Rächer. Denn der Rache war Genüge getan. König Philipp und Papst Clement hatten das gerechte Schicksal von Verrätern erlitten. Was für ihn, Uthman und Joshua zu tun blieb, war die nackte Verteidigung ihres Lebens. Denn sie machten sich nichts vor. Das ganze Land war inzwischen aufgerufen, sie zu jagen und auszuliefern.

Der Kampf der Engel gegen die Macht des Bösen, dachte er weiter, das ist auch unser Kampf gewesen. Jetzt ist er zu Ende. Sie hatten wie die Erzengel gefochten, das war wohl wahr, und

war es gottgefällig gewesen? War Gott noch auf ihrer Seite, obwohl sie zweimal schwer gesündigt hatten?

Aber hatten ihre Feinde nicht hundertfach mehr gesündigt? Wie Ferrand de Tours, der die Judengemeinde von Toledo mit Feuer und Schwert auslöschen wollte. Er, Henri, hatte das im letzten Moment verhindern können. Aber mit Sorge dachte Henri, dass er Ferrand nicht hatte bestrafen können. Er musste ihn den Gerichten der alten Judenstadt überlassen, einem zweifelhaften Gericht, wie er ahnte, das vielleicht mit Ferrands schändlichen Ideen von der Schuld der Juden sympathisierte.

Henri versenkte sich wieder. Er betete lange, der Schutzengel möge über seine beiden Gefährten wachen, denn sie brauchten ihn. Er betete, bis seine Knie schmerzten.

Er hob den Kopf und sah zum Altar auf, der mit Getreidegarben, Brot und Weintrauben geschmückt war. Der Schmerzensmann am Kruzifix schien heute milder zu blicken, er schien versöhnter zu sein mit den Menschen und dem irdischen Jammertal.

Henri seufzte. Dann beendete er sein Gebet, schlug das Kreuz und erhob sich.

Er blickte hinüber. Die Mönche jenseits des Lettners murmelten ungestört weiter ihre Gebete. Henri verstand Wortfetzen. *Durch ihn haben wir, die wir dem Tod verfallen sind, die Hoffnung des ewigen Lebens…* Henri de Roslin verspürte plötzlich eine tiefe Sehnsucht danach, zu ihnen hinüberzugehen, mit ihnen gemeinsam den Gottesdienst zu verrichten, in Gemeinschaft zu sein wie früher…*Zu dem er am Tage des Gerichtes auferwecken wird alle jene, die an ihn glauben…*

Aber er ging nicht hinüber, es war zu gefährlich. Wenn jemand ihn erkannte, obwohl er nun nicht mehr das Gewand der Templer trug, keinen Bart und kein kurz geschorenes Haar, dann würde er ihn sofort ausliefern. Auch die Zisterzienser

waren dazu verpflichtet, obwohl ihr Gründervater Bernhard zu den engsten Freunden des Tempelordens gehört hatte. Doch das war lange her. Heute war Henri de Roslin der größte Feind der gläubigen Christenheit, und dazu gehörten neben seinen größten Feinden, den Dominikanern, die er nur *domini canes,* Hunde des Herrn, nannte, nun auch die Franziskanerbrüder.

Damit musste er leben.

Er schlug noch einmal das Kreuz und verließ die Kapelle.

Draußen blieb er wie vom Schlag getroffen stehen. Mein Gott, er hatte es nicht anders erwartet – aber das Leben war weitergegangen! Es nahm einfach seinen gewohnten, kraftvollen Lauf – und wie schön alles war!

Am Himmel stand inzwischen die strahlende Sonne, sie hatte den Nebel besiegt. Es roch nach Salbei und Lavendel. Zwischen den Steinringen der aufgeschichteten *bories* blühte zum dritten Mal im Jahr der Rosmarin. Zikaden erhoben ihre Stimme. Henri sah, dass die Felder, die bis in die Stadt hineinreichten, längst abgeerntet waren, überall standen aber noch die gebundenen Garben. Er hatte bisher keinen Blick dafür gehabt.

Henri verspürte Lust, sich unter einer der mächtigen Kastanien der städtischen Promenade ins Gras zu legen. Konnte das Leben nicht leicht und schön sein? Wäre es nicht wunderbar, für eine kurze Weile auszusteigen aus seinem Schicksal und sich mit nichts als Schönheit zu umgeben? Mit einer jungen Frau, mit Musik, mit sorglosen Gedanken?

Henri schloss die Augen. Das würde er nie spüren, es war das Leben eines anderen. Und doch war es verführerisch, auch nur daran zu denken.

Henri de Roslin nahm sich zusammen. Er ging mit schnellen Schritten zu dem Haus am Stadtrand, das Joshua ibn Shimon für sie gemietet hatte. Für das vermietende Ehepaar, einfache Lavendelbauern von den Hochplateaus, waren sie nur drei

Landvermesser auf dem Weg zu einer neuen Anstellung nach Orange, die in einigen Tagen begann. Auch im Garten vor dem kleinen Anwesen zirpten inzwischen die unsichtbaren Grillen und Zikaden mit ihren schrillen Geigen. Henri betrat das kleine, grob verputzte Steinhaus mit dem rostroten Dach.

»Wir dachten schon, du bist ohne uns weitergereist«, sagte Uthman vorwurfsvoll. »Sag uns bitte, wohin du gehst. Wir sind sonst in Sorge.«

Henri sah seine beiden Gefährten an und nickte. »Wohin werde ich gehen, das ist in der Tat die Frage. Ich denke, ich muss nach Paris. Dort ist noch so viel zu regeln. Ich kann nicht alles sich selbst überlassen.«

»Nach Paris darfst du auf gar keinen Fall«, erklärte Joshua und rückte sich die Brille zurecht. »Dort lauern so ziemlich alle auf dich, die dir Böses antun wollen.«

Henri sagte: »Ich will ihnen nicht unseren Reichtum überlassen. Sie wissen doch nichts anderes damit anzufangen, als Unheil zu erzeugen. Ein Rest unseres Templerschatzes blieb in Paris. Ich muss ihn in Sicherheit bringen.«

»Dann kannst du gleich dein Schwert holen und dich umbringen, Henri!« Uthman hatte eine laute Stimme bekommen. Er warf sein rabenschwarzes, halblanges Haar mit den Händen zurück. »Du läufst in eine Falle.«

»Er hat Recht«, pflichtete Joshua bei. In sein feines, verträumtes Gesicht trat Sorge. »Nach Paris darfst du in keinem Fall. Sagtest du nicht, der Schatz sei über das ganze Land verstreut? Gehe in die Bretagne, dort bist du außer Reichweite der Häscher.«

»Oder nach Bordeaux, es gehört immer noch dem englischen König«, ergänzte Uthman. »Ihr meint es gut mit mir, das weiß ich. Aber ich bin noch nie einer Gefahr ausgewichen. Die Templer kämpften immer an vorderster Front, alles andere

hätte unserem Selbstwertgefühl nicht entsprochen. Gott wird auf meiner Seite sein, wie er es bis jetzt immer war.«

»Dann gehe hin und sterbe«, erregte sich der Sarazene.

»Uthman, sprich nicht so! Hat dein Vater dich nicht Gefasstheit in jeder Lage gelehrt? Was ist los mit dir?«

»Ach!« Der Sarazene wendete sich ab. »Mir ist unsere ganze Situation zuwider. Ich habe das Gefühl, wir können uns kaum noch bewegen. Wir sollten auswandern. Alle drei! In ein Land jenseits dieser Herrschaft, die uns am Leben hindert.«

»Wo sollte das sein?«

»Im Orient! Im heiligen Land! Es ist für uns alle heilig! Die Menschen dort spüren die Allgegenwart Gottes genau und leben danach. Wir haben das doch schon zusammen erlebt! Hier redet man sie nur herbei.«

»Wir können nicht fort«, sagte Henri. »Es wäre ein Davonlaufen. Hier gibt es noch so viel zu tun. Noch immer sitzen einige unserer Brüder unschuldig in den Kerkern. Ich muss sie herausholen. Ich könnte mir nie verzeihen, wenn auch nur einer in Gefangenschaft stirbt. Und ich muss die Hinterlassenschaft des Tempels regeln. Es wäre mir unerträglich, wenn auch nur die kleinste Kleinigkeit in ihre Hände fiele. Sie haben zu viel Blut vergossen. Es wäre eine Entweihung.«

»Gehe nach Nantes, Henri«, sagte Uthman beschwörend. »Dort kannst du ausruhen. Es ist so viel passiert. Du hast eine Zeit nötig, in der du nicht ständig auf der Hut sein musst. Bleib dort, bis sich hier alles beruhigt hat. Wir warten hier, bis der Junge angekommen ist. Wir weisen ihn bei seinem neuen Erzieher ein und folgen dir nach. In Nantes können wir gemeinsam überlegen, wohin wir reisen. Uns steht die Welt offen!«

»Ja«, sagte Henri, »wir können nach Schottland gehen. Das wäre herrlich. Ich könnte einen Abstecher nach Roslin machen.

Oder wir bleiben in London.« Seine Stirn umwölkte sich. »Aber ich kann kein Leben in Bequemlichkeit führen, solange meine Brüder verfolgt und gequält werden. Es wäre gegen meine Natur, die Augen vor der Ungerechtigkeit zu verschließen.«

»Der Tempel ist zerschlagen, Henri. Kein Stein blieb auf dem andern. Sieh das ein!«

Henri blickte Uthman ungläubig an. »Das sagst du zu mir! Du weißt doch genau, wie sie noch immer Jagd auf jeden machen, der auch nur entfernt in Verdacht geraten ist. Es hält sie doch keiner auf, wenn wir es nicht tun. Sie wollen die grenzenlose Macht, sie wollen das Geld. Bevor sie beides nicht uneingeschränkt besitzen, geben sie doch keine Ruhe!«

»Du hast Recht. Aber was nützt es dir, wenn du in Frankreich bleibst, hier eingekreist wirst, und dich nicht mehr rühren kannst! Vielleicht stehen die Häscher schon draußen! Jeden Morgen denke ich das und schrecke aus dem Schlaf hoch. Nein, damit ist niemandem geholfen. Du musst dich für eine Weile unsichtbar machen. Wenn die Wogen sich geglättet haben, kehrst du zurück.«

Henri überlegte lange. »Nantes, hm?«

»Ja.«

»Ich – habe nur eine Bedingung. Ihr müsst sofort nachkommen, sobald der junge Sean of Ardchatten eingetroffen und versorgt ist.«

»Versprochen.«

»Warum nicht Brest, Quimper, Saint Malo?«

Uthman gestand: »Weil ich schon einen jungen Sarazenen nach Nantes geschickt habe. Er heißt Usama ibn Muquid. Er soll dort die Lage auskundschaften und für uns ein Haus kaufen. Es soll ein schönes Haus sein – nicht eine solche Hundehütte wie hier in Uzès. Eine Art Zentrum, von dem aus wir die nächste Zeit planen können. Nantes ist ideal. Es liegt

abseits der Fronten. Und ist dennoch gut geeignet, falls wir uns schnell absetzen müssen. Denn natürlich können wir unsere Zeit nicht mit Ausruhen vergeuden. Der Kampf gegen Diktatur und Willkür von Kirche und Königshaus lässt uns nicht viel Spielraum – und keine Wahl.«

Henri schwieg. Dann sagte er: »Also gut. Ich reite nach Nantes. Wie kann ich mit deinem Boten Verbindung aufnehmen?«

»Warte, bis er dich findet.«

»Übermorgen früh bei Sonnenaufgang, nach dem dritten Gebet in St. Genies, breche ich auf. Dann habe ich alle Erzengel angerufen, die wir auf unseren Wegen benötigen. Und ich hoffe, sie hören mich.«

Uthman sagte: »Ich hoffe, du hast mir Gabriel zugeeignet. Er war der Bote, der zu Muhammad kam, der ihm in den Bergen von Mekka auch seinen Auftrag von Allah übermittelte, alle Muslime zu vereinen.«

»Gabriel ist auch der Schutzengel der Jungfrau Maria, die den Propheten Jesu gebar«, sagte Joshua. »Aber ich will ihn dir nicht streitig machen. Ich nehme Rafael, der immer mit dem jüdischen Volk einverstanden war.«

»Maria gebar nicht den Propheten Jesu. Sie gebar Gottes Sohn Jesus Christus«, erklärte Henri.

»Wie schön, dass wir drei in der Lage sind, Meinungen zu haben, ohne deshalb einen Krieg anzuzetteln«, sagte Uthman.

»Jedenfalls will ich nicht«, sagte Henri, »dass ihr mich verabschiedet. Ich werde, wenn ihr morgen früh erwacht, einfach nicht mehr da sein.«

Die beiden Gefährten blickten ihn an, als läge in seinen Worten ein besonderes Omen.

Als der junge Sean of Ardchatten endlich aus dem andalusischen Cordoba eintraf, wo er auf Empfehlung Uthmans die Bücher studiert hatte, waren die Michaelistage längst vergangen.

In Uzès besuchten nur noch ein paar alte Frauen das Grab des Papstes auf dem Friedhof hinter der Kathedrale. Mit dem Oktober hatte der Herbst endgültig Einzug gehalten, und die Menschen hatten alle Hände voll zu tun, sich auf den langen, stürmischen Winter vorzubereiten.

Der Vermieter ihres kleinen Hauses war nicht misstrauisch und freute sich über die weiteren Einnahmen. Aber sie erklärten ihm trotzdem, dass ihr Arbeitsantritt sich verzögert hatte und nur ihr Vorarbeiter seinen Vertrag sofort zu erfüllen habe, weshalb er vor Tagen nach Orange geritten sei.

Henris Knappe Sean schwelgte noch immer in der Seligkeit seines Liebeskummers und verfasste Reime. Hin und wieder ließ er auch das Lied seiner dreilöchrigen, klappenlosen Flöte hören, die seine jugendliche Sehnsucht nach der fernen Guinivevre ausdrückte, die ihn die körperliche Liebe gelehrt hatte. Joshua, der den Jungen ebenso liebte wie Henri und dieses Gefühl auch eher ausdrücken konnte, weil Sean ihn an seinen eigenen, verlorenen Sohn erinnerte, lächelte beim Anhören dieser Lieder. Uthman sah dabei aus, als dächte er verklärt an seine geliebte Heimatstadt. Aber Cordoba, die Metropole des Wissens, der Toleranz und der warmen Farben, lag für sie alle unerreichbar weit entfernt.

Sean bemerkte sofort die angespannte Stimmung der Männer. »Ihr lieben Herren«, sagte er mit seinem starken schottischen Akzent, »auch wenn mein Meister Henri nicht mehr hier ist, lasst uns nicht traurig sein. Wir reiten in die Natur hinaus, und ich werde euch etwas vorsingen. Ich habe neue Lieder gelernt. Es genügt, wenn wir erst am Abend den Ritter treffen, den ihr für meine Ausbildung auserkoren habt.«

»Er hat Recht«, sagte Joshua, »heute ist ein besonders warmer Tag, vielleicht einer der letzten, den wir genießen dürfen. Reiten wir an den Fluss Gard. Dort ist es besonders schön, wie man sagt. Wir können baden.«

»Du kannst baden«, sagte Joshua. »Denn du hast es nötig. Wir Juden baden nicht im Freien.«

Sean flachste: »Wir werden niemals baden gehen, nicht wahr? Dafür sind wir viel zu stark und einfallsreich. Aber waschen könntest du dich tatsächlich mal wieder, Sarazene! Du riechst nach Kampf!«

Uthman schnupperte an sich. »Tatsächlich. Ich rieche nach Kampf. Das hast du rücksichtsvoll ausgedrückt, mein Sean of Ardchatten. Für einen Knappen weißt du die Worte gut zu setzen.«

Ihre Pferde waren schnell gesattelt. Kurz darauf ritten die drei in einer Staubwolke aus dem Städtchen hinaus.

Sie bemerkten nicht den Reiter, der ihnen in respektvollem Abstand folgte.

Die Landschaft der Provence verfärbte sich. Der Mistral der Nacht hatte sich gelegt. Der kühle Wind hatte den Himmel leer gefegt und die Hitze fortgetrieben. Jetzt standen Pinien, Feigenbäume und Olivensträucher unbewegt, und die einsamen Tamarisken am Rand der Sümpfe beugten sich ohnehin nie. Die Zypressenwände, die man zum Schutz vor dem Mistral bei Feldern und Rebhängen errichtet hatte, schienen zu leben, sie tönten wider von tausendfachem Vogelgesang. Bei ihrem übermütigen Ritt kamen sie durch Nymphenwälder, in denen Efeu an den Baumstämmen wucherte, hier schien noch immer *Sucellus,* der geheimnisvolle, alte Keltengott, zu wohnen, oder irgendein Geist.

Sie erreichten den Fluss nach einer Stunde. Sean entledigte sich ungeniert seiner Kleider und sprang sofort splitternackt ins Wasser. Uthman behielt das Hemd an. Das Wasser war noch warm vom langen Sommer und klar, und als die Badenden wieder an Land kamen, trockneten sie sich in der Sonne.

»Wie schön es nach Lavendel riecht«, sagte Joshua. »Lavendel ist die heilige Blume der Provence, man sagt, sie könne Wunden heilen. Wenn ich hier draußen bin, spüre ich es genau. Ich fühle, wie die geistigen Wunden heilen, die uns die Zeit gerissen hat. So viel Schönheit und Harmonie gibt es nicht bei den Menschen, nur in der Natur.«

Sean begann wie aufs Stichwort mit seiner auffallend hellen Singstimme einen lustigen Gesang anzustimmen. Die beiden Männer versuchten in gespieltem Entsetzen, ihm an den Hals zu gehen. Dann lachten sie, sanken zurück und lauschten ihm, schlossen die Augen und fühlten sich eins mit allem. Mit dem Lied, dem Duft, der Sonne, der natürlichen Stille. Die Städte waren weit und mit ihnen die Gesetze und Mahnungen von Kirchen und Königshäusern. Und mit denen das Unheil.

Sie waren so versunken in ihre beglückende Stimmung, dass sie nicht wahrnahmen, wie der Verfolger sich inzwischen bis auf Rufweite genähert hatte. Er verharrte lautlos auf seinem Falben unter Trauerweiden, die ihre Äste bis zum Flussufer senkten.

Nach einer Weile, während er die drei Gefährten regungslos beobachtet hatte, gab er dem Pferd die Hacken und jagte auf sie zu.

Sie schreckten auf. Uthman sprang als Erster auf die Füße und stieß einen warnenden Schrei aus. Er machte drei Sätze auf sein Pferd zu und riss seinen Dolch aus dem Halfter. Er wirbelte herum und erwartete den Fremden mit ausgestreckten Armen in Kampfhaltung. Seine Augen blitzten.

Der Reiter parierte sein Pferd in einer Staubwolke. Er hob die Hand.

»Ich bin ein Freund, Ihr Herren! Ihr habt nichts zu befürchten!«

»So?«, sagte Uthman grimmig.

»Was wollt Ihr?«, rief Joshua.

»Er will mein Lied hören«, murmelte Sean.

»Ich komme aus Poitiers. Dort hat man jemanden, den Ihr kennt, gefangen genommen und hingerichtet.«

Der Falbe des Fremden drehte sich auf den Hinterläufen im Kreis, der Reiter hatte Mühe, ihn zu zügeln.

Die drei Gefährten standen wie erstarrt.

»Habt Ihr mich verstanden? Es handelt sich um Sir Henri. Er ist tot. Die Justiz in Poitiers hat ihn erhängt. Er wurde von einem Denunzianten verraten.«

»Das ist nicht wahr!« Sean schrie auf, in seiner Stimme lag ein Schluchzen.

Langsam richtete sich Uthman auf. Auch Joshua verlor seine Starre. Beide machten eine Geste. Der Reiter stieg ab.

»Sag, was du zu sagen hast«, knurrte Uthman dumpf.

Der Ankömmling wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich erschöpft zu ihnen in den warmen Sand.

»Ich bin wie der Teufel geritten, um es euch mitzuteilen. Sir Henri kam, wie gesagt, bis Poitiers. Am nächsten Morgen wollte er über Carthenay weiter, wohin, sagte er allerdings nicht. Er nahm Herberge bei uns an der Ausfallstraße nach Carthenay, deshalb weiß ich das alles. Ein freundlicher Mensch, dieser Schotte. In der Nacht kamen sie. Jemand, der Ferrand de Tours heißt, hatte ihn entdeckt und der Justiz gemeldet.«

»Ferrand!«, stieß Uthman hervor. »Hat der Hund sieben Leben?«

Joshua stöhnte auf. »Das Gericht in Toledo hat ihn laufen lassen. Ich ahnte es.«

Sean hatte die Hand vor den Mund geschlagen und war weiß im Gesicht. »Sprich nicht weiter«, sagte er dann gequält. »Ich glaube das nicht. Wozu etwas erfahren, das so schrecklich ist. Ich will es nicht hören.«

Joshua legte Sean den Arm um die Schultern. »Doch, wir müssen es genau wissen. Berichte alles, Fremder.«

»Ich heiße Verdon. Wie gesagt, betreibe ich mit meiner Frau eine Herberge in Poitiers, an der Straße nach Nantes. Sir Henri kam vor fünf Tagen, nahm ein Zimmer, versorgte sein Pferd und ging am Abend in die Stadt. In der Nacht trat plötzlich ein Trupp reitender Soldaten des Stadthauptmanns die Tür ein, stürmte in unser Haus und fiel über das Zimmer her. Sie sperrten uns ein und durchwühlten alles. Kaum eine halbe Stunde später verschwanden sie wieder.«

»Und Henri? Was war mit Henri?«

»Sie nahmen ihn mit. Oder er war nicht da. Ich weiß es nicht. Wir waren ja eingesperrt, konnten uns nicht um die Gäste kümmern, und es war mitten in der Nacht. Ich glaube allerdings, seine Stimme gehört zu haben, wie er protestierte, wie sie ihn zum Schweigen brachten. Später gegen Morgen kam ein Junge gelaufen, der sagte, sie hätten unseren Gast in der Stadt verhaftet. Was nun stimmt, kann ich nicht sagen. Jedenfalls brachten sie ihn in das Justizgebäude, dort hat man ihn ohne Prozess im Hof erhängt.«

Joshua schöpfte Hoffnung. »Du warst also nicht dabei, als sie ihn töteten! Du hast es nicht gesehen, nur gehört!«

»Ja. Aber unser Gast tauchte danach nicht mehr auf. Er holte sein Gepäck nicht ab, jedenfalls nicht die Überreste, die es noch gab. Also nehme ich an, es ist alles so geschehen, wie man berichtet. Auch andere Einwohner haben mir hinterher bestätigt, dass die bewaffneten Stadtboten einen Mann auf

offenem Pferdekarren in das Justizgebäude fuhren. Noch in der Nacht hörte man Trommelwirbel und das Fallen der Klappe.«

»Das Fallen der Klappe?«

»Das Geräusch, das die sich öffnende Bodenklappe verursacht, wenn der Delinquent in der Schlinge hinunterfällt. Anwohner hören es oft. Es ist laut.«

»Lass es nicht wahr sein, Herrgott!« Sean schlug erneut die Hände vors Gesicht.

»Noch mal«, sagte Uthman gefasst. »Die Stadtbüttel haben durch den Verräter erfahren, wo Henri zu finden war. Sie sind in der Nacht gekommen, um ihn zu holen. Und du weißt nicht genau, ob er da war oder nicht. Richtig?«

»So ist es.«

»Und wenn er nun nicht in der Herberge war und stattdessen in der Stadt verhaftet wurde, dann weißt du das nur durch die Erzählung dieses Jungen.«

»Ja.«

»Dann besteht Hoffnung«, sagte Uthman erleichtert.

»Nein«, erwiderte der Fremde aus Poitiers. »Leider nicht. Denn am nächsten Morgen verkündete der Herold auf dem Rathausplatz, dass man Henri, den schottischen Templer, seiner gerechten Strafe überantwortet habe. Sie sagten, er sei ein verstockter Ketzer.«

»Das kann reine Propaganda gewesen sein!«, murmelte Joshua.

»Zur selben Stunde fand ein Karrentreiber an der vorgeschriebenen Stelle, wo man Unrat, Mist und Trester in den Fluss kippt, die Leiche des Erhängten. Ihr wisst vielleicht nicht, dass die grausamen Behörden unserer Stadt ihre Hingerichteten einfach in den Stadtbach werfen, von wo sie in die umgebenden Flussläufe gespült werden. Unser Wasser ist auf diese Weise vergiftet, denn sie verurteilen oft und richten hin, wie es ihnen passt – Mörder, Diebe, Templer, Juden,

Hexen, Unschuldige. Es ist ihnen egal. Sie müssen ihre Tötungsmaschinen bedienen.«

»Bei Gott, diese Behörden laden viel Schuld auf sich, die ihnen teuer heimgezahlt werden kann.« Joshuas Mund war schmal geworden.

Uthman fragte: »Der Tote, den man im Fluss fand, war eindeutig Henri de Roslin?«

»War das sein voller Name? Ich weiß es nicht. Sir Henri, ja, das stimmt, er nannte nur seinen Vornamen. Es war jedenfalls der Mann, der am Abend in meiner Herberge abstieg.«

»Hat man ihn begraben?«

Verdon nickte. »Am äußersten Rand der Stadtmauer, dort, wo der Stadtbach vom Fluss abzweigt und unter den Befestigungen hindurchfließt. Hingerichtete dürfen ja nicht ordentlich bestattet werden, obwohl auch sie Geschöpfe des Herrgotts sind, nicht wahr? Barmherzige Schwestern des Aussätzigenhauses übernahmen ihn und versorgten seine sterbliche Hülle, dort, wo auch die Kranken verscharrt werden.«

»Wie bist du auf unsere Spur gekommen?«, wollte Uthman wissen.

»Der Junge kam mit der Nachricht, wo ich euch finden kann. Der Verhaftete konnte es ihm noch sagen, bevor sie ihn fassten. Sie schlugen ihn nieder, sagte er, schlugen ihn und transportierten ihn ab.«

»Dann muss es tatsächlich Henri gewesen sein, denn wer wüsste sonst von uns. Sie haben ihn. Entweder ist er noch in ihrer Gewalt, oder er wurde tatsächlich hingerichtet. Beides ist schrecklich.«

Joshua sagte: »Wir müssen nach Poitiers. Solange ein Funken von Hoffnung da ist, dass Henri doch lebt, müssen wir nach ihm suchen. Fremder, wir danken dir, dass du den langen Ritt gemacht hast. Sage uns, welchen Lohn du dafür erwartest.«

»Keinen, Ihr Herren. Er war Tempelritter, nicht wahr? Ein Vetter zweiten Grades war bei den Templern in Nantes. Ich weiß, dass der Orden unschuldig war.«

»Begleite uns nach Poitiers. Zeige uns alles. Wir müssen es mit eigenen Augen sehen.«

Sie schwangen sich auf die Pferde und ritten im gestreckten Galopp nach Uzès zurück. In aller Hast packten sie ihre Habseligkeiten. Am frühen Nachmittag suchten sie den Ritter Fabian de Loudon auf, dem sie Sean zur weiteren Ausbildung anvertrauten. Er besaß ein stattliches Anwesen außerhalb der Stadt, dort, wo die Ebene in die Berge des Plateaus überging.

Sean war kaum zu halten. Er wollte unbedingt mit ihnen nach Poitiers reiten. Aber seine strengen Erzieher befahlen ihm zu bleiben.

»Du wirst lernen«, sagte Joshua, »deine Gefühle zu bezähmen, Sean. Das ist ein wichtiger Teil deiner Ausbildung. Studiere die Bücher, die Ritter Fabian in seiner Bibliothek hat. Du weißt, Lesen und Schreiben können eine weit wichtigere Waffe sein als das Schwert. Du wirst Latein und Hebräisch lernen – und gewöhne dir dennoch nicht dein Schottisch ab, mein Sohn!«

»Und bleib überhaupt so, wie du bist!«, sagte Uthman zärtlich.

»Und halte dich von den Mädchen fern! Das schwächt nur!«

»Wir sehen uns bald wieder!«

Joshua umarmte Sean zärtlich. Ebenso wie Uthman. Sie verabschiedeten sich von dem Knappen und von seinem zukünftigen Erzieher. Kurz darauf ritten sie wieder nach Uzès zurück. Sean winkte ihnen nach, bis sie außer Sichtweite waren. Da die Stadt auf ihrem Weg nach Norden lag, hatten sie ihr Gepäck zur Abholung bereit in der Herberge gelassen. Auch Verdon wartete dort ungeduldig auf sie.

Sie bezahlten ihre Unterkunft. Die Vermieter fragten nicht, warum die Gäste nun so überstürzt aufbrachen.

Als die Sonne fast unmerklich begann, ihren täglichen Abwärtsbogen nach Westen zu beschreiben, hatten sie ihre Sachen auf den Reittieren verstaut und ritten los.

In ihren Herzen saß dumpf die Angst um Henri. Sie vermieden es, darüber nachzudenken, ob wahr sein konnte, was Verdon berichtet hatte. Ein beschwerlicher Ritt von fünf Tagen durch die wilde Landschaft lag vor ihnen. Uthman und Joshua konnten es nicht erwarten, nach Poitiers zu kommen.

3

Mitte Oktober 1315, um Poitiers

Wieder hatte sich der Mistral erhoben. Er peitschte vom Zentralmassiv herunter, stürzte in das Tal der Rhone und riss den Reitern die Mützen vom Kopf. Der kalte Wind war wie ein Feind, der verhindern wollte, das Joshua und Uthman mit ihrem Begleiter in die Stadt der Hinrichtung gelangten. Erst als sie nach Nordwesten abbogen, wurde es besser, jetzt erfasste der Wind sie nur noch von der Seite.

Am dritten Tag ließ der Mistral nach. Sie kauften bei Bergbauern, die in roh zusammengehauenen Hütten hausten, Käse und Brot, andere Lebensmittel besaßen sie nicht. Stattdessen verkauften sie aber für wenige Deniers eine Wurzelsalbe, die bei allen Übeln helfen sollte. Da die Bauern gesund aussahen und eine auffallend reine Haut besaßen, kaufte Verdon eine kräftige Probe davon, in Schafshaut eingewickelt.

»Für meine Frau«, erklärte er und kniff das linke Auge zusammen. »Sie ist noch jung und ein Engel, aber sie glaubt immer, nicht schön genug für mich zu sein.«

Die Bergbauern erzählten in schwer verständlichem Dialekt, dass eine Gruppe von vier Mönchen aus dem Norden, die ein paar Tage zuvor in Gegenrichtung zog, um sich von Aiguës Mortes aus ins Heilige Land einzuschiffen, von Banditen überfallen und getötet worden war.

Die Reisenden nahmen es zur Kenntnis. In den nächsten Stunden mieden sie unübersichtliches Gelände, begegneten aber niemandem. Nur aufgescheuchtes Kleinwild sprang

manchmal vor den Pferden her, und Uthman erlegte ein kräftiges Reh mit einem beherzten Messerwurf. Sie brieten es am Abend, es schmeckte überraschend zart.

In der Nacht hörten sie, nicht weit vom Lager entfernt, das Geheul eines Wolfsrudels. Sie achteten darauf, das Feuer nicht ausgehen zu lassen.

Beim ersten Tageslicht brachen sie auf. Jetzt waren sie in der Höhe der Stadt Tulle und verließen die Hochebenen.

Hier wirkte der Himmel höher und weiter. Vor ihnen lag das Tal der Vezere. Sie folgten dem Flusslauf einen halben Tag lang in Richtung Westen und bogen dann wieder nach Norden ab. Der Landstrich besaß kleine Weiler mit braunen, kegelförmigen Häusern und Strohdächern und einzeln stehende Bauernhöfe, über denen sich gelegentlich eine dunkle Burg erhob, manchmal war es auch nur eine Ruine. In einem Ort, den sie aus der Ferne sahen, gab es auch große Herrenhäuser aus Holz mit geschnitzten Fassadenverkleidungen. Sie erkannten Gestalten, die große Feuer angezündet hatten. Auf den umliegenden Feldern brachten Bauern bereits die Wintersaat aus.

Die Reiter hatten beschlossen, die Ortschaften zu meiden. Sie wollten sich keinen Gefahren aussetzen. Ohne unnötige Rast kamen sie auch schneller voran.

Manche Bäche, durch die sie in dieser einsamen Region reiten mussten, besaßen wirbelnde, eiskalte Wasser und steile Ufer. Sie passierten braune, grüne und weiße Wasser, in denen sich die dunklen Schatten von Fischen zeigten. Manchmal standen weiße Nebelschwaden auf der Oberfläche und bildeten seltsame, verspielte Formen.

Sie sprachen nicht viel. Joshua und Uthman waren es gewohnt, sich auch wortlos zu verständigen. In den Nächten suchten sie Schutz an Berghängen, machten Feuer und verzehrten ihre Vorräte. Weiß und ungewöhnlich groß stieg

der Halbmond über den Hügeln empor. Verdon war ein angenehmer Reisebegleiter, er versorgte ihre Pferde mit großem Eifer und bewies Geschick beim Angeln mit Schnüren und Weidenstöcken. So kamen sie auch in den Genuss von Lachsen, die wie sie nach Norden zogen, um nach dem Laichen wieder das offene Meer zu erreichen.

Einmal kamen sie über eine Bergweide, wo Kinder in Fellen Schafe hüteten. Der steinige Weg führte eine Weile in die Höhe. Plötzlich erblickten sie zu ihren Füßen auf einer niedrigeren Hügelkuppe eine Burg aus dunkelbraunem Gestein mit zwei Bergfrieden, auf denen rote und schwarze Wimpel flatterten. Reiter waren zu sehen, die im sechseckigen Hof von Mauer zu Mauer ritten und Lanzen hielten.

»Vorsicht«, mahnte Uthman. »Sie sollen uns nicht entdecken.«

»Das ist der Stammsitz eines grausamen Raubritters«, sagte Verdon. »Er befindet sich in ständigen Fehden und Raubzügen gegen andere Ritterburgen. Oder gegen die Landbevölkerung. Hier zu leben muss unerträglich sein. Er soll sich für den leibhaftigen Schnitter halten und schon ganze Dörfer umgemäht haben.«

Sie saßen ab und führten die Pferde an den Zügeln weiter, bis die Burg ihren Blicken entschwand.

Am vierten Tag stiegen sie erneut ab, um ihre Reittiere zu entlasten. Wieder war es heiß geworden, die frühherbstliche Sonne brannte von einem strahlend blauen Himmel herunter. Sie passierten auf dem Weg ins Tal ein ausgedehntes Waldstück, ungewöhnlich für die karge Gegend. Fichten und Tannen rückten eng zusammen, die drei Reisenden mussten sich Wege suchen. Sie bereiteten sich, jeder auf seine Weise, gedanklich auf ihre Ankunft in Poitiers am nächsten Abend vor. Joshua dachte unentwegt an Henri. Uthman suchte Zuflucht in seiner Phantasie, er dachte an Cordoba, an das

Leben auf den Straßen im warmen Licht, die Musik von Zimbeln, Aulas und Flöten, das Lachen aufreizend verschleierter Frauen.

Als sie auf einem tiefen Sandweg mit verhängten Zügeln hintereinander ritten, traten plötzlich fünf Männer aus dem Gebüsch und stellten sich ihnen in den Weg.

Überrascht blieben die Gefährten stehen. Als sie sich argwöhnisch umblickten, sahen sie, dass hinter ihnen drei weitere Männer aus dem Wald getreten waren und ihnen den Fluchtweg abschnitten.

»Wohin so eilig, Fremde?«, rief ihnen ein wild aussehender Geselle zu, dem Bärenzähne um den Hals hingen, offenbar ihr Anführer. Auch seine Spießgesellen sahen mit struppigen Bärten und langen Haaren aus, als würden sie in den Wäldern leben. Sie waren nur mit einem Lendentuch bekleidet, über ihren Schultern lagen schmutzige Tücher, ihre Füße steckten in Lappen. Am beunruhigendsten fanden es die drei Reisenden, dass sie klobige Keulen in den Händen trugen. Einer wog mit hässlichem Grinsen einen rund abgeschliffenen Stein in der Hand.

»Was wollt ihr?«, fragte Uthman mit herrischem Tonfall.

»Was ihr uns geben könnt!«, sagte der Anführer lachend und mit krächzender Stimme.

»Wir haben nur, was wir auf dem Leib tragen«, erwiderte Uthman ruhig.

»Dann das!« Der Anführer lachte. Die Angreifer rückten näher. »Das Beutelchen da, das der Hochgewachsene um den Hals trägt, vielleicht stecken ja ein paar Münzen darin?«

»Kommt und seht nach!«, sagte Uthman verächtlich.

Der Kerl hob die Keule. Die anderen taten es ihm nach. Sie sprangen heran und holten weit zum Schlag aus. Hinter ihrem Rücken rannten die übrigen Angreifer auf die drei Gefährten zu.

Uthman und Joshua scheuchten ihre Reittiere in Richtung Waldrand, Verdon hingegen saß in diesem Moment auf. Er sprengte an Uthman vorbei und hielt geradewegs auf die Angreifer zu.

»Zurück, das ist sinnlos!«, schrie Uthman.

Doch Verdon hörte nicht. Er wollte die Angreifer niederreiten. Uthman ahnte, was kommen musste. Und da war es schon zu spät.

Ein geschleuderter Stein holte Verdon vom Pferd. Als er in den Sand stürzte, traf ein furchtbarer Keulenschlag seinen Schädel. Es gab einen dumpfen Ton, dann einen erstickten Laut.

Uthman sah es, musste sich aber auf den Angreifer konzentrieren, der ihn ansprang. Er blickte in dessen rotes, bärtiges Gesicht, darin las er nichts als Mordlust.

Joshua wich langsam zurück. Der Geselle, der es auf ihn abgesehen hatte, stieß ein Knurren aus und folgte ihm.

Der Schlag, der für Uthman bestimmt war, ging daneben. Der Sarazene kämpfte nun noch grimmiger, er stach blitzschnell mit dem Dolch zu. Der Angreifer umkrampfte die Klinge, die in seinen Bauch gefahren war. Sein Blick ging ins Leere. Uthman zog die Klinge heraus.

Er wirbelte herum, konnte gerade noch einen weiteren Angreifer abwehren und stieß erneut zu. Er sprang wie ein Derwisch hin und her. Jetzt war er in seinem Element. Wenn die Wegelagerer Kampf wollten, bekamen sie ihn.

Joshua blieb stehen und verteidigte sich, so gut er konnte. Er sprang auf einen Angreifer zu, schlug und trat nach ihm. Dann traf ihn ein Keulenschlag auf der Schulter. Er schrie voller Wut in seine hell lodernden Schmerzen hinein, hob mit einer Hand die im Staub liegende Keule des von Uthman erdolchten Angreifers auf und schlug um sich. Er traf ein Knie, eine

Schulter, einen Kopf, wie ein Dreschflegel sauste seine Keule herum.

Uthman war inzwischen umgeben von vier Gestürzten. Er kämpfte wie ein Löwe.

Die Wegelagerer hatten nicht mit einer solchen Gegenwehr gerechnet. Schnell wurden aus grausamen, gefühllosen Angreifern waidwunde Tiere. Sie brüllten durcheinander, noch voller Hass und Kampfeslust, aber auch schon von Angst erfasst. Einer versuchte, von hinten mit einem Kugelstein, den er zum Schleudern in der Hand hielt, auf Uthman einzuschlagen. Aber der Sarazene war zu schnell. Er drehte sich zu ihm hin und zog dem Kerl seinen Dolch mitten durch das Gesicht.

Als seine Spießgesellen sahen, wie das Blut des Gezeichneten spritzte, machten sie auf ein Kommando kehrt und verschwanden im Wald. Sie ließen ihre Toten und Verletzten zurück.

Uthman ging umher und machte mit denen, die noch Lebenszeichen von sich gaben, kurzen Prozess.

Joshua sah es aus den Augenwinkeln mit Entsetzen. Dann war er schon bei Verdon. Er kniete nieder und sah auf einen Blick, dass der Mann aus Poitiers tot war. Aus seinem gebrochenen Schädel quollen Blut und Hirnmasse. Schaudernd drückte ihm Joshua die starren Augen zu.

Joshua rappelte sich auf. Kopf und Schlüsselbein schmerzten höllisch. Wie betäubt blickte er nach Uthman. Auch der Gefährte hielt sich schmerzende Stellen, lachte aber triumphierend. Sie gingen aufeinander zu und umarmten sich.

»Verfluchtes Land!«, sagte Uthman.

»Verdon hat es nicht überlebt«, berichtete Joshua. »Seine Reise brachte ihm wirklich kein Glück.«

»Wir wollen ihn anständig begraben«, sagte Uthman.

»Das mache ich«, erwiderte Joshua. »Fang du die Pferde ein, bevor es die Kerle tun.«

Uthman deutete auf die Toten. »Sie bleiben als Fressen für die Raben liegen.«

Joshua wollte der harten Haltung Uthmans widersprechen, fügte sich dann aber. Auge um Auge, Zahn um Zahn, dachte er schaudernd.

Nachdem Uthman die in der Nähe gebliebenen Pferde eingefangen und angebunden hatte und das Grab für Verdon zugeschaufelt war, entdeckten sie in einem bemoosten Grün eine Wasserstelle. Sie wuschen sich Schmutz und verkrustetes Blut vom Kopf und den Händen.

»Lass uns von hier verschwinden«, sagte Joshua. »Es ist ein unseliger Ort.«

Noch einmal warfen sie einen Blick zurück. Im Angesicht des frischen Grabhügels, der Verdons Leichnam barg, murmelten sie ein kurzes Gebet. Dann wendeten sie die Pferde und ritten weiter. Uthman führte den verwaisten Falben des toten Vernon mit sich, an dessen Sattelknauf das Päckchen mit der heilenden Wurzelsalbe für dessen junge Frau hing.

Sie erreichten die Ebene bei Confolens erst am fünften Tag. Unterwegs hatte ihnen das unwegsame Gelände zu schaffen gemacht. Oft mussten sie Umwege reiten. Einmal kamen sie nicht über einen reißenden Fluss, suchten am Ufer eine Furt und fanden sie erst nach Stunden. Jetzt würde es einen Tag länger dauern, bis sie endlich nach Poitiers kamen.

Immer wieder flogen ihre Gedanken zurück zu ihrem toten Reisegefährten Verdon. Sie dankten ihm noch einmal. Und sie beteten, dass sein Tod nicht vergeblich gewesen war. Denn es wäre zu schmerzlich, zu sinnlos, wenn er gestorben wäre, ohne

dass sie ihr Ziel erreichen konnten: durch seine Warnung Henri lebend und unversehrt anzutreffen.

Am nächsten Morgen atmeten sie auf, denn die Landschaft verwandelte sich gänzlich in flaches Land. Es war schnurgerade durchzogen von einer alten, römischen Straße. Joshua stellte sich vor, wie diese Straße einst von Tausenden von Sklaven der römischen Eroberer gebaut worden war, als die Heerführer aus dem Süden riesige Kriegsmaschinen nach Norden transportieren mussten, um die Kolonien zu befrieden. Auch die Juden waren in ihrer langen, wechselhaften Geschichte immer wieder den Römern in die Hände gefallen und hatten sich verlustreich behaupten müssen. Ein Nutzen der Eroberungspolitik von damals war, dass sie jetzt auf solchen Straßen gut vorankamen.

Sie erreichten Poitiers ohne weitere Zwischenfälle bei Anbruch der Nacht.

Als sie von einem Hügel auf den großen, hellen Fladen der Stadt herabblickten, beratschlagten sie, wie sie vorgehen wollten.

Joshua schlug vor, als Erstes die Herberge an der Straße nach Carthenay aufzusuchen, von dort aus konnten sie die Spuren Henris von Anfang an verfolgen. Uthman meldete Bedenken an. Vielleicht würde die Frau Verdons bei der Nachricht seines Todes hysterisch werden und ihnen im Weg sein. Er schlug vor, zur Stätte der Hinrichtung zu reiten. Vielleicht begegneten sie einem Augenzeugen, jemandem, der ihnen weiterhelfen konnte.

»Und wenn nicht?«, zweifelte Joshua. »Die Mauern des Gerichtes erzählen uns keine Geschichte. Dort machen wir uns nur verdächtig, wenn wir herumlungern.«

»Dann suchen wir das Grab! Verdon sagte doch, barmherzige Schwestern des Aussätzigenhauses hätten den Erhängten an

der Stadtmauer begraben, dort, wo auch deren eigene Tote begraben werden.«

»Aber wie finden wir die Stelle?«

»Wir suchen einfach ein frisches Grab, das wird nicht schwer sein. Wenn wir Henri in der Erde finden, müssen wir nicht weiter nach ihm suchen.«

»Das leuchtet mir ein. Also lass uns reiten.«

Die beiden nächtlichen Reiter umrundeten die Stadt. Poitiers lag in der Dunkelheit vor ihnen. Sie glaubten, den Schein einzelner Feuer in Kohlepfannen zu erkennen. Die Stadt musste eine mächtige Kathedrale besitzen, deren Turm ragte hoch über die übrigen Dächer. Uthman deutete nach unten. Wanderte nicht oben auf der Kirchturmspitze ein Licht herum? Vielleicht war es ein nächtlicher Fackelträger oder ein Nachtwächter, dann musste der Turm oben abgeschnitten sein wie eine Bastei.

Die beiden Gefährten ritten wortlos weiter. Sie umrundeten, aus Südosten kommend, die Stadtmauer auf der Suche nach dem Fluss, an dessen Ufer das Aussätzigenhaus stehen musste. Im Westen stießen sie auf Wasser, einen schäumenden Fluss, von zwei hölzernen Bogenbrücken überspannt. Auf der anderen Uferseite zeichnete sich ein lang gestrecktes Anwesen ab, auf dem Dach flatterte die rotschwarze Fahne des Sondersiechenhauses. Wie es Gesetz war, umgab es auch eine dicke Mauer.

Uthman erinnerte sich an eine Begegnung mit Aussätzigen in den Bergen von Cazorla. Sie waren auf dem Weg in ein Schaubad gewesen, wo man viermal im Jahr ihren Gesundheitszustand überprüfte. Sie hatten sich unter dem Lärm von Holzklappern genähert, und er hatte mitleidig und entsetzt in ihre Gesichter mit zerfressenen Mündern und abgefaulten Nasen gesehen.

Ein Totenvogel schrie. Oder war es eine Fledermaus? Die Gefährten wussten, dass die Tiere in den dicken Stadtmauern saßen und nachts in Scharen aufbrachen.

Dann entdeckten sie die aufgeworfenen Erdhügel.

Sie saßen ab. Es gab mehrere Gräber, die vor kurzem ausgehoben sein mussten. Als sie an der Reihe entlanggingen, wurde ihnen klar, dass nur ein einziges Grab frisch war. Es trug wie die anderen weder Kreuz noch Schmuck. Ein namenloser Toter.

Um ganz sicher zu sein, gingen die Gefährten noch einmal die Reihe von Grabhügeln ab. Es waren mehr als vierzig. Auf einigen hatten Tiere gescharrt. Aber alle waren bedeckt von ausgetrockneter Erde. Kein Zweifel, es gab nur ein einziges Grab, das in den letzten Tagen ausgehoben worden sein musste. Es war höchstens vierzehn Tage alt.

Uthman seufzte. Sein Glaube verbot ihm, sich mit Toten zu befassen. Und sie besaßen auch kein Werkzeug, um zu graben. Aber es musste sein. Sie brauchten Klarheit.

Selbst für Joshua, der trotz des gleichen Verbotes seiner Religion zum Tod ein nüchternes Verhältnis besaß und schon die haarsträubendsten Dinge erlebt hatte, war es befremdlich, sich ihre Situation vorzustellen. Sie waren ja keine Grabräuber! Und über den Zustand der Leiche wollten sie sich lieber keine Vorstellungen machen. Als hätte Uthman seine Gedanken erraten, sagte er leise:

»Ich grabe ihn aus. Du magst solche Anblicke eher nicht gewohnt sein.«

»Und du schon?«

»Nein. Aber ich bin härter als du.«

Wieder klagte ein Nachtvogel. Diesmal schien es ein Kauz zu sein. Joshua dachte: Vielleicht ist es auch eine Seele, die es nicht geschafft hat, zum Himmel aufzusteigen, und die nun in Bäumen haust. Er gab den äußeren Umständen Schuld daran,

dass er solche Dinge dachte. Vielleicht, dachte er, ist es aber auch kein Unsinn, sondern die Wahrheit, und man erkennt sie nur dann, wenn man nachts solchen Fährten nachgeht.

Sie blickten um sich. Die Gräber lagen im Zwielicht da, keine Menschenseele war zu sehen. Natürlich nicht, dachte Joshua, sie liegen ja alle auf ihren Strohlagern. Oder in den Gräbern.

Oder hängen in den Bäumen.

Sie wollten es hinter sich bringen. Uthman räumte schon mit energischen Bewegungen die Erde vom Grabhügel. Er grub sich tiefer.

Der Sarazene arbeitete stumm und hastig. Er tat nur das, was unbedingt notwendig war, um an die Leiche zu kommen. Er dachte schon daran, dass man danach die Spuren wieder beseitigen musste, um keinen unnötigen Verdacht zu erregen.

Dann trafen seine Hände auf Widerstand. Es gab ein anderes Geräusch. Uthman hielt inne und blickte Joshua Hilfe suchend an. Als der Gefährte ihn ablösen wollte, machte Uthman eine abwehrende Geste und scharrte weiter. Er beseitigte die letzten Erdklumpen, dann sahen beide unter der letzten, dünnen Erdschicht Kleider.

Uthman griff nach dem Körper. Jetzt sahen sie, dass er sich in einem Leichensack befand. Uthman zog sein Messer aus dem Gürtel und schnitt mit einer schnellen Bewegung das schwarze Leinentuch auf. Darunter kam ein Körper in einem schmutzig gelben Gewand zum Vorschein.

Beide erfasste eine Welle von Übelkeit. Der Geruch aus dem Grab fiel über sie her. Der Tote lag hier seit mehr als zwei Wochen. Uthman wandte sich ab, holte tief Luft und presste dann sein Sacktuch gegen die Nase.

Jetzt löste Joshua ihn ab. Er holte noch einmal tief Luft und beugte sich über die sterblichen Überreste. Er erblickte auf wachsbleicher Haut blaue Flecken wie von Schimmel. Nein, dieser bedauernswerte Mann musste schon länger tot sein. Und

dann sah er die Wunde. Es war eindeutig. Gleich neben dem linken Schulterblatt klaffte eine dunkle, lang gezogene Öffnung, in der bereits weiße Maden herumkrabbelten.

Dort musste eine spitze, breitflächige Waffe gesteckt haben. Vielleicht ein Messer. Vielleicht ein Speer oder ein Pfeil. Was auch immer es gewesen war, es hatte sich direkt ins Herz des Opfers gebohrt. Und das musste schon vor mindestens zwei Wochen oder länger geschehen sein.

Joshua drehte den Toten herum. Sein Kopf war von einem gebundenen Tuch verhüllt. Als Uthman es mit zwei raschen Bewegungen aufschnitt, kam ein Gesicht zum Vorschein, das sie zu kennen glaubten.

War das nicht einer der Kerle, die sie im Wald überfallen hatten? Ein wüstes, bärtiges Gesicht mit verklebten langen Haaren, einer lang gezogenen Narbe über der Nase. Aber Wegelagerer ähnelten sich überall. Vor allem, wenn sie tot waren.

Uthman und Joshua richteten sich auf und sahen sich in die Augen. Jedenfalls war es nicht Henri.

»Ist es das richtige Grab?«

»Das einzige, das in Frage kommt.«

Sie hatten genug gesehen. Erleichtert versuchten sie, tief und ruhig zu atmen. Während jetzt Joshua mit flinken Bewegungen den Erdhügel wieder zuschaufelte, blickte Uthman zum großen Halbmond auf, der nun die Wolkendecke verließ. So halb, wie du am Himmel stehst, dachte er, mit einer leuchtenden und einer schwarzen Hälfte, so bist du mir ein Sinnbild für das, was hier geschehen ist. Etwas ist zu erkennen, hell und freundlich, es erleuchtet uns. Und etwas anderes liegt im Dunkeln.

»Wer mag der Tote sein?«, fragte Joshua.

»Irgend ein armer Vogel, den sie zum Schein hingerichtet haben, um am nächsten Morgen den Tod Henris verkünden zu

können. Oder das Opfer einer Gewalttat auf den Straßen. Vielleicht auch einer der Leprösen aus dem Siechenhaus.«

»Und die Wunde?«

»Es ist gleichgültig. Jedenfalls ist es nicht Henri.«

»Wir suchen die Herberge«, sagte Joshua.

»Warten wir besser bis zum Morgengrauen. Es könnte Verdacht erregen, wenn wir jetzt durch die Stadttore reiten.«

»Wahrscheinlich hast du Recht.«

»Morgen früh können wir als harmlose Kaufleute aus Aquitanien einziehen. Wir werden nicht die Einzigen sein, die nach Poitiers reiten. Dann suchen wir Henri.«

»Es ist wirklich schöner, nach einem Lebenden zu suchen.«

»Reiten wir in den Wald zurück und verbringen die letzten Nachtstunden in seinem Schutz. Schlafen kann ich sowieso nicht. Erzähle mir etwas aus Tausendundeiner Nacht.«

»Also gut. Lass uns aufsitzen. In dieses Poitiers kommen wir noch früh genug.«

Als sie sich rituell rein gewaschen hatten, weil sie einen Toten berührt hatten, die Pferde versorgt und sich in wärmere Kleider gehüllt hatten, erzählte Uthman mit einschmeichelnder Stimme eine sehr alte Geschichte:

»Der Berg Hira war hoch und einsam, und in der Höhle, die der letzte Prophet schon oft aufgesucht hatte, lag der Mist von Adlern und Geiern. Aber Muhammad spürte hier die Nähe zu seinem Gott. Er brauchte nicht viel Wasser und nicht viel Nahrung, magerte zwar ab, fühlte sich aber stark und geistig rege. Hier blieb er sechzehn Tage. Und als wäre dies die richtige Zeit für Entscheidungen, kam in der Nacht, als Muhammad schlief, Gibril, den du Gabriel nennst, zu ihm mit einem Tuch aus Brokat, auf dem etwas geschrieben stand. Er sagte zu Muhammad:

›Lies!‹

›Ich kann nicht lesen‹, antwortete Muhammad.

Da presste Gabriel das Tuch auf ihn, er presste es so fest auf sein Gesicht, seinen Mund, seine Augen, dass Muhammad dachte, es wäre sein Tod. Dann ließ Gabriel den armen Mann los und sagte wieder:

›Lies!‹

›Ich kann nicht lesen!‹, sagte Muhammad leise und verzweifelt.

Und wieder legte Gabriel ihm das Brokattuch über das Gesicht. Muhammad glaubte, zu ersticken. Aber er wehrte sich nicht. Und als Gabriel ihm das Tuch abnahm, verlangte er zum dritten Mal, Muhammad solle lesen.

›Ich kann nicht lesen!‹, bekannte Muhammad erneut, nun mit erstickter Stimme und Tränen in den Augen.

Als Gabriel das Tuch wieder hob, ergriff Muhammad die Todesangst, die er schon einmal gespürt hatte, nämlich als drei weiße Männer ihm das Herz herausgerissen hatten. Aber damals hatte er das Geschehen empfunden wie in seiner eigenen Abwesenheit, jetzt war er mittendrin, und es löste Schmerzen aus.

Ein Gefühl der Schwere und Trauer überwältigte ihn, doch nach einer Weile besann er sich und brachte heraus:

›Was ist es, das ich lesen soll?‹

Da antwortete Gabriel:

›Lies im Namen Deines Herrn, des Schöpfers, der den Menschen erschuf aus geronnenem Blut! Lies! Und der Edelmütigste ist dein Herr. Er, der das Schreibrohr zu brauchen lehrte, der die Menschen lehrte, was sie nicht wussten.‹

Muhammad begriff, dass er diese Worte wiederholen sollte. Er murmelte sie. Und als er damit fertig war, ging Gabriel hinaus, ohne sich umzusehen. Muhammad schlug die Augen

auf, und es war ihm, als seien die Worte direkt in sein Herz eingraviert. Er stöhnte. Sein ganzer Leib schmerzte ihn. Dann rappelte er sich auf und schlug den Weg nach Mekka ein.«

Joshua stellte sich vor, wie die Märchenerzähler im Kreis ihrer Zuhörer saßen und mit Stimmen, wie Uthman sie besaß, von solchen weit zurückliegenden Dingen berichteten. Im Morgenland war es allerdings angenehmer, zuzuhören. Es war wärmer.

Uthman hatte kurz Pause gemacht und fuhr dann fort:

»Muhammad torkelte in Staub und Hitze den Berg hinunter, durch die Ebene heimwärts. Er wollte nur fort aus diesem Bereich, in dem er sich von der göttlichen Gewalt wie vergewaltigt fühlte. Niemals zuvor bei seinen Versuchen, mit Gott zu sprechen, hatte er sich eine Vorstellung von den Schrecken solcher Begegnungen gemacht.

Und als er ging, hörte er Gabriels Stimme wieder: ›Muhammad, so wie ich Gabriel bin, so bist du der Gesandte Gottes!‹

Muhammad blickte auf. Er sah Gabriel in Gestalt eines Mannes, und dessen Füße berührten den Horizont des Himmels. Wieder sprach Gabriel:

›Muhammad, vergiss das niemals, du bist und du wirst immer sein der Gesandte Gottes!‹

Muhammad fiel auf die Knie, er zitterte am ganzen Körper und war in Gabriels Bann. Dann ließ er seinen Blick von ihm ab und über den Horizont schweifen. Aber in welche Richtung er auch blickte, überall war Gabriel, der Geist der Wahrheit. Er verließ ihn nicht mehr.

Muhammad war erschüttert von der Gegenwart dieser strahlenden Erscheinung, und er fühlte das erschreckende Anderssein Gottes. Den Blick auf diesen schrecklichen, wunderschönen Mann gerichtet, verharrte Muhammad, ohne sich von der Stelle rühren zu können.

Erst nach einer Weile gelang es ihm, die Beine zu bewegen. Schritt für Schritt setzte er sich in Bewegung. Dann verschwand die Erscheinung, und Muhammad konnte freier ausschreiten. Am Ende rannte er. Stolperte. Rannte weiter.

Zu Hause angekommen, lief ihm seine Frau Chadidscha entgegen. Muhammad warf sich in ihre Arme.

›Schütze mich, Chadidscha! Um Gottes willen schütze mich!‹, flehte er. Sie fasste ihn an, stützte ihn beim Gehen und schmiegte sich an ihn.

›Abu al-Qasim‹, sagte sie nach einer Weile, als schon die Oase in Sicht kam. ›Bei Gott, ich habe schon einen Boten ausgesandt, denn ich bekam plötzlich Angst um dich. Was ist geschehen? Haben dich Beduinen überfallen? Bis in die Berge nördlich von Mekka sind sie gezogen und kamen ohne dich zurück. Wie erleichtert bin ich, dass du wieder da bist.‹

Muhammad blickte sie dankbar an. Aller Streit mit seiner Frau über die Karawanserei, in der sie ihn beschäftigte, war vergessen. Er schluckte mit trockener Kehle, langsam wurde ihm leichter. Er sagte:

›Gabriel überwältigte mich mit einer Umarmung, bis ich es nicht mehr ertragen konnte! Ich habe das nicht geträumt. Jetzt hat er wirklich mit mir gesprochen! Chadidscha, ich habe einen Beweis dafür, dass ich auserwählt bin!‹

Chadidscha begriff, dass dies kein Hirngespinst ihres Mannes war, dies hier hatte er wirklich erlebt. Sie bekam Angst.

Muhammad erzählte weiter von seiner Begegnung mit Gabriel. Schließlich verlor Chadidscha ihre Fassungslosigkeit und rief aus vollem Herzen aus:

›Oh, mein Mann, Sohn meines Oheims! Freue dich und sei standhaft! Bei dem, in dessen Hand meine Seele liegt, wahrhaftig, ich hoffe, du wirst der Prophet dieses Volkes sein!‹«

»Das ist keine Geschichte aus Tausendundeiner Nacht, mein Uthman«, sagte Joshua. »Aber erzähle nur weiter. Was geschah dann?«

Uthman trank einen Schluck aus dem ziegenledernen Wasserbehälter. »Zu Hause angekommen, bettete Chadidscha Muhammad, wusch ihn, brachte ihm frische Kleider und Säfte. Langsam ließ Muhammads Angst nach, und er wurde ruhiger, aus seinen Augen wich der irrlichternde Glanz. Dann legte Chadidscha selbst neue Kleider an und ging zu ihrem Vetter Waraqa ibn Naufal, der Christ geworden war, die Heiligen Schriften las und von den Anhängern der Thora und des Evangeliums gelernt hatte. Ihm erzählte sie von den Erlebnissen Muhammads. Der Christ rief aus:

›Bei dem, in dessen Hand meine Seele liegt! Chadidscha, wenn du mir die Wahrheit gesagt hast, so ist tatsächlich der Engel Gabriel zu ihm gekommen, wie er zu Moses kam, und dein Mann ist der Prophet dieses Volkes! Sag ihm, er soll standhaft bleiben!‹

Chadidscha kehrte zu Muhammad zurück. Auf dem Heimweg wurde sie wieder mutlos.

›Ich habe Angst um dich, mein Gemahl! Kannst du diesen Auftrag nicht zurückgeben?‹

Muhammad schüttelte stumm den Kopf.

›Man wird dich einen Lügner nennen, kränken, vertreiben und dich zu töten versuchen! Dein Leben ist schon jetzt in Gefahr! Was sollen wir nur tun?‹

Muhammad antwortete schwach: *›Ach werde Gott helfen, wie Er es weiß!‹*

Chadidscha verstand, was Muhammad meinte. Sie beugte sich zu ihm hinab und küsste seine Stirn. Und küsste ihn auf den Mund.«

Als Uthman schwieg, sagte Joshua: »Das war eine beeindruckende Geschichte.«

»Nur eines der Abenteuer des Propheten.«

»Wer waren die drei weißen Männer, die Muhammad das Herz herausgerissen hatten?«

»Ich erzähle dir später davon. Jetzt bin ich vom Sprechen müde geworden. Lass uns noch ein bisschen ruhen.«

Joshua blickte zum Himmel. »In zwei Stunden wird es hell. Dann suchen wir nach Henri.«

Sie hatten kein Feuer gemacht. Der Mond spendete ihnen ein tröstliches Licht.

Die Gefährten hatten sich noch fester in ihre Gewänder gehüllt. Es war frisch. Sie lehnten gegen die starken Stämme von Korkeichen und fühlten die Nähe der fremden, feindlichen Stadt. Umso mehr fühlten sie aber auch noch etwas anderes. Es war ihre Freundschaft.

Sie sprachen niemals darüber. Aber sie spürten sie jeden Tag und jede Nacht.

Bei Tageslicht zahlten sie an den Stadttoren die hohe Kaufmannsgebühr und konnten passieren. Und kurze Zeit später tauchten sie, nach der kalten, einsamen Nacht, mitten ein in das pralle, verführerische Leben. Und beide dankten dafür ihrem Herrn.

Es war ein gewöhnlicher Markttag. Rings um die Kathedrale roch es verführerisch nach Gebratenem und Gesottenem. Metzger hatten Fasanen, Schnepfen, Zicklein und ausgenommene Ferkel an Haken aufgehängt, in Körben lagen Eier, Brote, Getreide und Gemüse. Winzer boten Trauben und jungen Beerenwein an. Garköche brieten an offenen Feuern Fische und Hammelstücke, und junge Mädchen priesen mit hellen Stimmen Krebse und Milchsuppen an. Uthman und Joshua widerstanden der sinnenverwirrenden Verführung nur mit Mühe.

Sie hatten beschlossen, zuerst nach dem Rathaus zu fragen, bekamen bereitwillig Auskunft und ritten am Rand des großen

Marktplatzes weiter. Nachdem sie enge und dunkle Straßen passiert hatten, hielten sie auf einem Platz im Halbrund vor einem düsteren Steinbau mit einem lang gestreckten Holzbalkon, den die Fahnen des Landes schmückten.

Sie stiegen ab.

»Wie sollen wir vorgehen?«, fragte Joshua.

»Ich gehe hinein«, sagte Uthman, »und stelle mich als das vor, was ich wirklich bin: ein muslimischer Gelehrter aus Cordoba, Sohn eines friedfertigen Sarazenen. Ich sage, dass ich die französischen Hinrichtungsstätten sehen will, von denen man hört, dass sie Verbrecher abschrecken.«

»Du bist ein sarazenischer Krieger!«

»Das auch. Aber im Augenblick bin ich nur ein Magister, der die Sitten des Strafvollzuges im Abendland studiert.«

»Ich weiß nicht…«

»Fällt dir was Besseres ein?«

»Du könntest die Wahrheit sagen und sie herauslocken. Sie werden dir…«

»Du wartest hier mit den Pferden. Falls irgendwas schief geht, müssen wir schnell verschwinden.«

»Geh schon. Aber stell es bloß geschickt an.«

Als Uthman im Rathauseingang verschwunden war, in dessen Keller sich wohl die Kerker befanden, wie in jeder französischen Stadt, blickte Joshua sich um.

An einer Ecke des Rathauses befand sich ein Pranger, an einer gegenüberliegenden Hausecke ein Galgen. Beides diente wohl nur zur Abschreckung, denn es waren weder Delinquenten noch Stadtsoldaten zu sehen. Joshua fragte einen Jungen, der mit seiner flachen Hand einen kleinen, ausgestopften Lederball gegen die Rathauswand schlug, ob an diesem Galgen noch Menschen aufgeknüpft wurden.

Der Junge sah ihn begeistert an. »Na klar!«

»Weißt du, ob in letzter Zeit jemand verurteilt wurde?«

»Vor ein paar Tagen erst. Aber der wurde nicht hier draußen aufgehängt. Den Gehängten gab es drinnen, in der Hinrichtungsstätte.«

»Im Gerichtshof?«

»Na klar.«

»Woher weißt du das so genau?«

Der Junge wandte sich wieder seinem Spiel zu. Zwischen mehreren Schlägen sagte er über die Schulter zurück: »Weil es mir einer erzählt hat.«

»Wer denn?«

»Ein Freund.«

»Kannst du mich zu ihm führen?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil er da drüben steht und uns zusieht.«

Überrascht drehte Joshua sich um. Er sah den etwa achtjährigen Jungen sofort: einen blonden, dünnen Kerl mit nackten Beinen und schmutzigem Gesicht.

»Kannst du ihn herrufen?«

»Mach es selbst, Jude. Du bist doch Jude, einer von denen, die jetzt zurückkommen? Er heißt Graaf.«

»Und wie heißt du?«

»Auch Graaf. Wir nennen uns jedenfalls so. Unser Geheimname.«

Joshua rief nach dem Kleinen. War das der Junge, der zu Verdon gelaufen war? Dann musste er mit Henri gesprochen haben, bevor das Schreckliche geschah. Joshua spürte, wie ein Kribbeln seinen Nacken hinabrann.

Der Kleine schlenderte heran. Jetzt bemerkte Joshua, dass er eine Hasenscharte hatte. »Guten Tag, Graaf. Dein Freund erzählt mir, dass du es warst, der dem Mann in der Herberge von der Hinrichtung erzählt hat.«

Die Antwort des Jungen war wegen seiner Verunstaltung schwer zu verstehen. »Ich habe niemandem was von ‘ner Hinrichtung erzählt.«

Ratlos sah Joshua den Ballspieler an. Der stand mit eingeknickter Hüfte und übereinander verschränkten, dünnen Armen vor ihm und beobachtete ihn frech.

»Ich habe davon erzählt, dass einer verhaftet wurde. Gleich da drüben, wo die Stände sind.«

»Ah! Wer war das? Hast du ihn genau gesehen?«

»Sicher. So gut, wie ich dich jetzt sehe.«

»Erzähl schon.«

»Was kriege ich dafür?«

»Was willst du?«

»Mit euch mitreiten.«

»Wieso denn das? Wir reiten nach Nantes und wahrscheinlich weiter. Du wohnst doch hier!«

»Ich bin mal hier, mal dort.«

»Hast du keine Eltern?«

»Eltern? Kenne ich nicht.«

Joshua schaute auf die beiden Bengel. Jetzt bemerkte er, wie ähnlich sie sich sahen. »Seid ihr Brüder?«

»Hat ja lange gedauert!«

»Also, erzählst du?«

»Nimm uns beide mit, oder ich erzähle gar nichts.«

»Ach!… Was wollt ihr in Nantes! Da ist es so wie hier, eine Stadt wie jede andere.«

»Wir fahren ans Meer, schiffen uns ein nach England. Da gibt es Wiesen, auf denen man Ball spielen kann, so groß wie die ganze Stadt.«

»Und ihr habt wirklich kein Elternhaus?«

»Glaubst du, wir sind die Einzigen? Wir leben hier, auf diesem Platz.«

»Aber wo sind eure Eltern?«

»Es gibt dauernd Kriege. Und Seuchen. Nur wir Kinder kommen manchmal davon.«

»Also gut, ich bespreche das mit meinem Gefährten, wenn er wieder aus dem Rathaus kommt.«

»Der Mann, den sie verhaftet haben, war ein Backofenbesitzer aus dem Süden. Er hat hier tagelang wilde Reden geschwungen, von wegen dem Ende der Welt und so und dass die Obrigkeit ihren Besitz mit allen Armen teilen muss. Wir haben ihm lange zugehört, Graaf und ich. Und dann, in der Nacht, als er besoffen aus der Schänke kam, schnapp!, haben sie ihn abgeschleppt.«

»Das kann doch gar nicht stimmen. Ihr seid doch zur Herberge gerannt, um die Leute dort zu informieren. Hat der betrunkene Backofenbesitzer euch das etwa aufgetragen?«

»Natürlich nicht. Aber der andere.«

Joshua spürte wieder das Kribbeln. »Welcher andere?«

»Der mir das hier geschenkt hat.«

Der Junge mit der Hasenscharte zog einen Stein aus der zerrissenen Hosentasche. Joshua erkannte ihn sofort. Es war einer jener Steine, die Henri aus Abessinien mitgebracht hatte, als er mit Uthman dort nach dem geheimnisvollen Priester Johannes suchte. Ein Sardin. Nein, kein Sardin, dieser leuchtete ja von innen. Ein roter Halbedelstein.

»Wie sah der Mann aus, der dir diesen Stein schenkte?«

Graaf beschrieb ihn genau. Es war kein Zweifel, er hatte den Stein von Henri erhalten.

»Was sagte der Hochgewachsene noch?«

»Nichts weiter.«

»Er muss noch etwas gesagt haben! Erinnere dich!«

Graaf zuckte die Schultern und wendete sich ab.

»Bleib hier! Was hat der Mann gesagt? – Du willst doch mit uns kommen?«

Der Junge maulte über die Schulter zurück: »Nichts hat er gesagt.« Er ging weiter und verschwand auf der gegenüberliegenden Seite um eine Hausecke. Sein Bruder wollte ihm hinterherlaufen, aber Joshua hielt ihn auf.

»Warte. Du musst mir einen Gefallen tun. Dafür entlohne ich dich angemessen. Ich schreib dir hier auf diesem Zettel etwas für die Wirtin in der Herberge an der Straße nach Carthenay auf. Gib ihr den Zettel.«

Joshua kritzelte schnell auf, was mit Verdon geschehen war und wo sein Grab lag. Er gab dem Jungen das Gefäß mit der Wurzelsalbe und legte einen Beutel dazu. Hoffentlich war der Junge ehrlich genug.

»Hier, gib das ab. Und das Geld ist für dich. Jetzt lauf.«

Der Junge hatte ihm widerstrebend zugehört, war aber stehen geblieben. Er riss die Dinge Joshua aus den Händen und lief dann seinem Bruder hinterher, ohne Joshua eines Blickes zu würdigen.

Joshua ben Shimon versuchte, das Gehörte zu verstehen. Es konnte nur bedeuten, dass man Henri zwar aufgelauert hatte, es ihm aber gelang, zu entkommen. Der Gehängte war ein ganz anderer gewesen, die beiden krausen Jungen hatten die Geschichten durcheinander gebracht – wahrscheinlich mit Absicht.

Mit dem Stein gab Henri ein Lebenszeichen. Und das hieß, er war weitergeritten. Nach Nantes.

In seine Gedanken hinein ertönte die Stimme des Jungen. Er war jetzt stehen geblieben und schrie von der anderen Platzseite herüber.

»Er sagte, ich soll zur Herberge laufen und der Mann aus der Herberge nach Uzès reiten und nach einem Juden und einem Sarazenen suchen und sie herbringen. Sie würden dann schon das Richtige tun.«

»Warte!«

Graaf verschwand wieder. Danke, Junge, dachte Joshua. Im gleichen Augenblick stürmte Uthman aus dem Rathaus. Sein Haar wehte im Wind.

»Aufsitzen und los«, sagte er atemlos. »Wenn du nicht aufgeknüpft werden willst. Sie sind hinter mir her.«

Ferrand spürte das Schwert der Kriegsmönche von Paris neben seinem eigenen schwer an der Seite. Er sah zum gleißenden Sonnenlicht empor. Feuer, murmelte er. Und Schwert. Das Meinige. Mein ist die Rache. Aber er ist mir wieder entkommen!

Verfluchter Hund!, murmelte er und gab dem Pferd die Hacken. Es machte erschreckt einen Satz und lief noch schneller. Es war alles so gut vorbereitet! Und dann haben es meine Kerle verbockt! Verdammter Satan!

Wie konnte es sein, dachte Ferrand, dass der Hund in Poitiers entkam! Sie hatten die Falle doch so gut vorbereitet! Etwas war mit diesem leuchtenden, sprechenden Stein gewesen. Das hatte sie irritiert. Einige seiner Männer waren geflüchtet. Es war ja wie von einer Geisterhand aufgetaucht, war über ihnen geschwebt, hatte sich verselbständigt. Ein leuchtender Stein! Ein sprechender Stein, wie die Wachen danach behaupteten! Ging das alles mit rechten Dingen zu?

Jedenfalls war er entkommen. Und diese Tatsache saß wie ein Stachel in Ferrands Fleisch. Er war so jähzornig, dass er sich beherrschen musste, nicht mit dem Schwert auf seine Kumpanen einzuhauen.

Ferrand war sicher, dass die Stadtboten einen anderen aufgeknüpft hatten. Sie mussten einfach irgendeinen Ketzer oder Mörder präsentieren, um der Stadtbevölkerung einen Köder hinzuwerfen.

Die Stadt war sowieso in Aufruhr. Überall gärte es. Überall diese Schwätzer, denen man die Zunge abschneiden musste. Sie schlugen sich selbst mit Ruten, mit ihrem Blut glaubten sie, im Besitz der Wahrheit zu sein! Überall die Krawallmacher, die vom Ende der Welt redeten, von Strafgerichten, von Feuern, die vom Himmel fallen würden, von Pest und Seuchen! Nur weil die Obrigkeit und die Kirche in Geilheit und Wohlleben versanken, weil sie nicht mehr das Seelenheil ihrer Untertanen verfolgten.

Eine heillose Stadt, dieses Poitiers, dachte Ferrand voller Zorn. Und überhaupt eine heillose Zeit. Aber wenn es schon so war, dann wollte er wenigstens das Beste daraus machen. Und das Feuer war auf seiner Seite.

Ferrand drehte sich nach seinen Männern um. Sie folgten ihm, über die Hälse ihrer Pferde gebeugt. Das war ein Vorteil. Männer zu haben, die nicht fragten, nicht murrten, die nur folgten. Dabei war es egal, ob es Mörder, Vergewaltiger oder Brandstifter waren. Das waren sogar die Besten.

Aber auch die Besten versagten, wie jetzt in Poitiers.

Nun gut, dachte Ferrand, jetzt muss es eben in Nantes geschehen. Wir schnappen ihn in dem Moment, wenn er seine Goldkisten öffnet. Er spürte, wie tief in seinem kalten Inneren ein Glucksen aufstieg. Es war kein Lachen. Dazu war ein Ferrand de Tours nicht fähig. Es war eine stumme Drohung.

Er sah das Bild vor sich. Wie der andere überrascht aufschaute, wenn Ferrands Schatten auf ihn fiel.

Keiner, den ich ins Visier nehme, darf davonkommen, dachte er. Sie sollen sich in Acht nehmen!

Und vor allem du entgehst mir nicht, verfluchter Ketzer, dachte er. Verfluchter Henri de Roslin!

Uthman rechnete in spanischen Verhältnissen. Zwanzig Léguas bis Nantes. Joshua dachte: sechzig Meilen. Beide jagten auf ihren Pferden dahin. Jetzt, lange hinter Poitiers, drehten sie sich nicht mehr um. Die Verfolger schienen abgeschüttelt. Vielleicht hatten sie es schon viel früher aufgegeben, die Fremden, die ihnen in Gestalt dieses bewaffneten Sarazenen verdächtig geworden waren, zu verfolgen.

Erst als sie am späten Abend in der Dunkelheit Rast machten, ein Feuer hielten sie für zu gefährlich, erzählte Uthman mit hastiger Stimme:

»Im Rathaus haben sie mich empfangen, als sei ich ein Verurteilter. Einer mit einem riesigen Schlüsselbund am fetten Bauch erwartete mich schon. Sie hielten mich für einen der Rädelsführer, die in dieser verfluchten Stadt für Unruhe sorgen. Einer von denen, die ein gewisser Ferrand de Tours angezeigt hatte. Alle Fremden werden eingesperrt.«

»Schon wieder Ferrand!« Joshua schrie den Namen unwillkürlich.

»Ja. Ich weiß wirklich nicht, was der Kerl noch anstellt. Überall kommt er uns in die Quere. Einer der Büttel im Rathaus, den ich nach der Hinrichtungsstätte fragte, erklärte mir, Ferrand jage im offiziellen Auftrag des Königs nach Albigensern, Ketzern und anderem Geschmeiß.«

»Im Auftrag des Königs von Frankreich?«

»Ja. Was das für uns heißt, weißt du! Er ist inzwischen mit allen Vollmachten ausgestattet – andererseits kämpfen die übelsten Mordgesellen für ihn.«

»Und Henri?«

»Der Büttel behauptete, Henri der Templer sei das bisher letzte Opfer der Hinrichtungsmaschine gewesen – im Morgengrauen, gleich nach dem Schutzengelfest. Wir könnten den aufgedunsenen Körper des Ketzers aus dem Stadtbach

fischen, wenn die Krebse etwas von ihm übrig gelassen hätten. Ich hätte ihn am liebsten abgestochen.«

»Ferrand hat ihnen eingeredet, es sei Henri, den man erhängte. Diesen Triumph brauchte er wohl einfach. Zwei Jungen auf der Straße haben mir die Sache erklärt. Einer zog einen Stein aus der Tasche, den Henri ihm gab.«

Uthman stieß einen überraschten Laut aus. »Also ist es tatsächlich wahr? Es war Henri, der dem Jungen den Auftrag gab, Verdon zu benachrichtigen?«

»Ja. Henri lebt! Er ist ganz sicher in Nantes!«

»Worauf warten wir dann noch! Wenn auch Ferrand nach Nantes reitet, sitzt Henri wieder in der Falle.«

»Henri wird gewarnt sein, er wird wissen, was er tut. Aber du hast Recht, wir können uns nicht ausruhen. Wir sollten versuchen, noch vor Ferrand in Nantes zu sein!«

»Und wenn Henri wegen der Falle, die man ihm in Poitiers stellte, seine Pläne geändert hat und gar nicht nach Nantes reitet? Ich könnte es ihm nicht verdenken.«

»Wo sollte er sonst hin? Außerdem – er ahnt ja, dass wir ihm folgen. Er kennt uns so gut, dass er weiß, wir folgen ihm nach Nantes. Er hätte uns sonst eine andere Nachricht zukommen lassen.«

»Also reiten wir nach Nantes?«

»Wohin sonst?«

»Brechen wir gleich auf.«

Bevor die Gefährten das bedeutende Nantes erreichten, kamen sie durch eine reiche Natur, an der sie sich trotz ihrer inneren Anspannung nicht satt sehen konnten. Die Landschaft war so schön, dass sie den Moment hinauszögern wollten, in dem sie ihr Ziel erreichten. Aber sie durften all die Schönheit nur aus den Augenwinkeln wahrnehmen. Denn sie waren Ferrand und

seinen Leuten bis jetzt nicht begegnet, und das hieß – er war vor ihnen.

Wahrscheinlich war er schon in Nantes!

Aber trotz ihrer Sorge – wie schön war es hier! Ein bernsteinfarbener Himmel und tief hängende, violett schimmernde Wolken, die jeder Windhauch zu neuen phantastischen Gebilden verschob, standen über endlosen, wogenden Grasflächen, mit den ersten, schilfbewachsenen Sümpfen traten pechschwarze Auerochsen in Herden auf, die reizvolle Farbflecken auf der lichtüberfluteten Ebene bildeten, dazu kamen weiße Möwen, dicke Borstenschweine, Stelzvögel an Bächen und Seen. Myriaden von Wasservögeln verdunkelten die Wiesenränder der Ebene, und bunte Herbstblumen dufteten in einer sinnenbetörenden Weise.

Um sich von der Sorge um Henri abzulenken, fragte Joshua unterwegs: »Du wolltest mir von den drei weißen Männern erzählen, die Muhammad das Herz herausrissen.«

Uthman nickte. Eine Ablenkung von den kummervollen Gedanken an Henri kam auch ihm recht. Sie ließen die Pferde, die eine Schonung gebrauchen konnten, in eine langsamere Gangart verfallen. Dann sagte Uthman aber:

»Von den drei weißen Männern erzähle ich dir nicht – es ist zu traurig. Ich erzähle dir von einer schönen Reise, die der Prophet antrat, nachdem die drei Schutzengel ihm den Weg bereiteten. Es wird dein ungläubiges, hebräisches Gemüt bereichern.«

»Wenn es nur die Sorgen aus unseren Köpfen verbannt.«

»Das war so. Ich erzähle es dir, wie es der Prophet erzählt haben soll, mit seinen eigenen Worten. Ich kann es auswendig. Also höre, was er sagt.«

»Fang schon an!«

»… Während ich im Hidjr an der Kaaba schlief, nordwestlich des Schreins, dort, wo er umfriedet ist, kam Gabriel zu mir und

stieß mich mit dem Fuß an. Ich setzte mich auf, sah aber nichts in der Dunkelheit und legte mich wieder hin. Da kam der Engel ein zweites Mal und stieß mich mit dem Fuß. Wieder setzte ich mich auf, legte mich aber erneut hin, denn da war weit und breit in der Nacht niemand zu sehen. Schließlich kam Gabriel zum dritten Mal und stieß mich an. Diesmal ergriff er mich am Oberarm. Ich erhob mich, und da stand ein weißes Reittier vor mir, halb Maultier und halb Esel. An den Schenkeln hatte es zwei Flügel, mit denen es seine Hinterbeine vorantrieb, während es seine Vorderbeine dort aufsetzte, wohin sein Blick reichte. Als ich mich dem Tier näherte, um aufzusteigen, da scheute es. Doch der Engel Gabriel legte ihm die Hand auf die Mähne, ermahnte es, ruhig zu sein, und nannte es Buraq. Da hielt es still, sodass ich aufsteigen konnte.«

»Wohin ging die Nachtreise?«, fragte Joshua dazwischen.

Uthman blickte beschwichtigend. »Gabriel sagte, nach al-Masjd al Aqsa, der fernsten Moschee. – Aber sei nicht ungeduldig, wir haben noch einen langen Weg. Höre, was der Prophet weiter erzählte.«

»Ja, ja.«

»Auf der Reise wurde mir klar, dass es Jerusalem war. Dort wird nun unsere *Qibla* liegen, unsere Gebetsrichtung, der wir dreimal am Tag huldigen werden in der Erinnerung an die ältesten Offenbarungen, die unseren Glauben, der auch der Glauben Ibrahims ist, wiederherstellt. Der Ritt glich einem Flug. Und als ich am Tempelberg ankam, sah ich Abraham und Jesus. Und Moses kam dazu, ein Mann von dunkler Farbe, großem Wuchs und einer gekrümmten Nase. Über die Leiter, auf die Todgeweihte ihre Augen richten, stieg ich zu Allah hinauf. Das Hütertor wird von Ismail bewacht. Ich sah zuerst den untersten Himmel, ein Mann saß dort, an dem die Seelen der verstorbenen Menschen vorüberziehen mussten. Er trennte

die guten von den schlechten Seelen. Das war Adam. Ich sah Männer, die aßen faustgroße glühende Steine, die beim Darmausgang wieder aus dem Körper traten. Andere hatten aufgeblähte Bäuche, Kamele traten auf den Körpern dieser Männer herum, Männer aßen stinkendes Fleisch, Frauen wurden an den Brüsten aufgehängt, das waren diejenigen, die Männern Kinder untergeschoben hatten, die nicht von ihnen waren.«

»Puh! Das ist keine erbauliche Geschichte! Geht sie wenigstens gut aus?«

»Warte ab! – Ich gelangte in den zweiten Himmel. Da hielten sich Jesus und Johannes auf, darüber Joseph, der Sohn Jakobs, im vierten Himmel traf ich Enoch, den Vater des Methusalem, im fünften Aaron selbst. Über sechs Himmel kam ich in den siebten. Dort sah ich einen Mann im reifen Alter auf einem Stuhl am Tor zum Paradies sitzen. Nie sah ich einen Mann, der mir ähnlicher war. Gabriel sagte, es sei unser Stammvater Ibrahim…«

»Er ist auch der Stammvater der Juden – Abraham!«

»Ich weiß. Muhammad erzählt weiter: Dann traten wir beide ein ins Paradies… Ich war glücklich und schämte mich dafür. Im Paradies erblickte ich ein Mädchen mit dunkelroten Lippen, die mir sehr gefiel. Es war eine der Huris, die auf den wahren Muslim warten und ihm alles geben. Diese hier war so schön, so schön, dass sie…«

»Warum brichst du ab, Uthman? Du bist ein glänzender Erzähler! Erzähl doch weiter!«

»Nein. Ich höre auf. Nantes rückt näher. Wir müssen klaren Kopf behalten.«

»Jedenfalls ist mir jetzt schon leichter ums Herz!«

Jetzt führten unendlich scheinende Alleen auf die Stadt zu. Auf mindestens zehn Meilen liefen die Alleen schnurgerade dahin, in der Ferne fielen sie mit den Bäumen zu einem

einzigen Punkt zusammen. Immer öfter überholten sie jetzt voll bepackte Wagen von schnell fahrenden Kaufleuten, die auf ihre Pferde einhieben. Vielleicht war Messe in Nantes.

Durch die Zweige hindurch nahmen die Reiter winzige Dörfer mit hellblauen Dächern wahr. Kurz vor der Stadt hielt sie eine Kontrolle von Gendarmen der städtischen Handelshäuser auf, die nach dem Reisezweck fragten. Jetzt erfuhren sie, dass es tatsächlich die Zeit der Herbstmesse war. Joshua erklärte in seinem antik wirkenden Französisch, dass sie keine Waren transportierten, als Ausländer mussten sie dennoch Wegezoll entrichten.

Als sie endlich weiterziehen konnten, passierten sie Flussläufe, auf denen hohe, kastenförmige Boote in Richtung der Stadt schwammen. Sie wurden zu beiden Seiten des Ufers von Pferden gezogen, manchmal auch von vier Ruderern in Schlepptau genommen.

Hier, im Nordwesten Frankreichs, waren sie noch nie gewesen. Sie beobachteten im Vorüberreiten, wie an einer Schleuse, die aus gehärteten roten Ziegeln bestand und rund war wie ein Badebecken, unterschiedliche Wasserhöhen ausgeglichen wurden. Das Becken drehte sich, gezogen von Auerochsen, das Wasser floss ein oder floss ab, und die Barken konnten weiterfahren.

Und dann sahen sie die Stadt Nantes, am Fluss Sévre.

»Es sieht aus wie eine Fata Morgana, eine Luftspiegelung, wie sie die Mauren beschreiben!«, rief Joshua überrascht aus.

»Aber nein«, erklärte Uthman, »es ist Wirklichkeit. Hier in der Ebene wirkt alles durch das Licht viel weiter und schwebender als in unseren Breiten im Süden. Wenn wir nur wüssten, was uns in Nantes erwartet! Zuerst müssen wir nach Usama ibn Muquid suchen. Er wird uns sagen, ob er Henri schon in der Stadt gesehen hat.«

Unwillkürlich ritten sie noch schneller.

Sonnenstrahlen deuteten zwischen jetzt dunkleren Wolken hindurch wie Finger auf eine weiße Stadt mit roten Dächern. Ein Schleier aus Licht lag über allem. Die Farben hier in der Nähe des Meeres wechselten ständig, die plötzlich vorherrschenden brünetten Töne im Widerschein der Mittagssonne ließen Nantes wie eine bronzene Stadt, dann wieder rötlich wie eine einzige, riesige Kathedrale aus Sandstein erscheinen. Und das Grün von Korkeichen, Nadelhölzern und Obstbüschen rahmte die Silhouette wie auf einem Gemälde ein.

Joshua machte sich Mut, als er laut zu Uthman hinüberrief: »Wir werden Henri finden. Ferrand hat keine Chance. Wir werden wieder zu dritt reiten. Ich weiß es!«

Die Allee überquerte jetzt den Fluss auf einem bogenförmigen Damm. Unten sahen die Reiter Wäscherinnen, die ihre weißen Linnen auf glatten Ufersteinen trocken schlugen. Ihre halb nackten, braunhäutigen Kinder sprangen in der Wärme des frühen Herbsttages ins Wasser und bespritzten sich. Fast alle Häuser, an denen sie nun vorbeikamen, waren Paläste. Das Land blieb flach, durchzogen von Wasserläufen, und die mit Arkadengängen umgürteten Villen, die am Rand der Flüsse aus dem grünen Boden ragten, wirkten mit ihren rosafarbenen Außenmauern wie Kunstbilder. Dahinter erhoben sich ausgedehnte Obstgärten, deren Bäume voller schwerer Früchte hingen.

Alles schien groß und unendlich weit. Alles Fremde, dachte Joshua unwillkürlich, worin sich der Mensch bewegt, scheint wie ein Unendliches.

Dann tauchten Kirchtürme auf. Die Stadt schien riesengroß, ohne es wirklich zu sein, aber die prächtigen, bequemen Straßen, die schönen Innenhöfe und Plätze und die kunstvollen, weinfarben ausgemalten Bauwerke erregten die

Bewunderung der für solche Schönheit empfänglichen Gefährten.

»Wo finden wir deinen Sarazenen?«

»Ich kenne einen Treffpunkt von Muslimen. Dorthin reiten wir zuerst. Man wird uns weiterhelfen.«

»Wir müssen vorsichtig sein. Zum ehemaligen Tempel zu gehen ist zu gefährlich. Aber zumindest in die Nähe müssen wir kommen. Wenn Henri wirklich in Nantes ist, begegnen wir ihm dort.«

Sie fielen in dem Gewimmel von Fuhrwerken, Kutschen, Sänften, Reitern und Fußgängern nicht weiter auf.

»Suchen wir uns zunächst eine Unterkunft«, schlug Uthman vor, »am besten in den kleinen Gassen rund um den Marktplatz, wo der Betrieb am größten ist.«

Sie orientierten sich jetzt an dem Strom der Händler, der immer in eine Richtung floss, und erreichten kurze Zeit später den zentralen Markt der Stadt.

Es war ein Geviert, eng umschlossen von fünfstöckigen Häusern, die schmal aufragten wie Sonnenblumen, die das Licht suchten. Ein weißer Palast und der schlanke, rötliche Turm einer Kirche durchbrachen das bauliche Einerlei. Auf dem mit ockerfarbenem Sand belegten Platz tummelten sich Händlerinnen an Ständen unter aufgespannten Sonnendächern aus Segeltuch, hochbepackte Planwagen und hochrädrige kleine Fuhrwerke fuhren umher, Männer mit bunten Mützen verkauften Kleinigkeiten, die sie aus ihren Schürzen holten, junge Frauen in roten Röcken und weißen Blusen boten Blumen und Früchte an. Über allem spannte sich ein türkisblauer Himmel der weiten Ebene. Die Ankömmlinge staunten nicht schlecht. Es war wie in südlichen Gefilden.

Sie saßen ab, gingen zu Fuß weiter und genossen den Anblick und die Gerüche. Als sie den Platz überquert hatten, sahen sie ein Rasthaus, in dem sie unterkommen konnten. Daneben stand

ein fahrender Bader mit einem Karren in schreienden Farben, vergoldet und mit Papierlaternen in Kugelform erleuchtet, umlagert von Menschen, die Suppe aus einem dampfenden Kessel verspeisten.

Sie konnten die Reittiere im Stall abstellen. Ein kleiner, flinker Junge versorgte sie. Der Wirt, ein Normanne mit buschigem Bart, wies ihnen Zimmer zu. Es waren hohe, helle Räume, die bemalt waren, und es gab richtige Bettgestelle aus Holz mit Strohmatratzen. An den Fenstern bauschten sich durchsichtige, weiße Tücher.

Der Blick ging nach hinten hinaus, über eine Terrasse und die Dächer der Stadt bis zu den verästelten Flussläufen, die zum Meer hin breit wurden. Nantes war die reichste Stadt, die sie bisher außerhalb von Paris in Frankreich gesehen hatten.

Die Gefährten blieben unruhig. Obwohl sie der Hunger plagte, machten sie sich auf die Suche nach dem Sarazenen. Und damit nach Henri.

Die Stimmung in der lebendigen Stadt spann sie wie in einen atmenden Kokon ein. Sie fühlten sich in einer ganz eigenen, abgeschlossenen Welt. Alles schien friedlich – aber täuschte das nicht? Bildeten sie es sich ein, oder starrten sie nicht von überall her feindselige Blicke an?

Sie sahen sich um. Weil es jetzt früher Nachmittag war, roch es nach überraschender, herbstlicher Wärme, außerdem nach Staub, nach gewürzten Suppen und Fisch. Sie bemerkten, dass auch jetzt auf den Plätzen Händler und reisende Kaufleute mit ihren Packtieren lagerten. Junge Huren hielten sich in ihrer Nähe. Joshua dachte daran, wie vorteilhaft es war, dass Nantes in seine Messe versunken schien, jeder nur zu kaufen und zu verkaufen trachtete. Das hielt argwöhnische Blicke fern.

Uthman fand den Weg, indem er nach dem Viertel fragte, in dem die muslimischen Händler wohnten. Er fand den Treffpunkt sofort.

Als sie den Versammlungsraum betraten, umgab sie die gelassene Stimmung, die Uthman aus Cordoba kannte. Plätschernde Brunnen, Pfeife rauchende Männer, ein grüner Innenhof. Ein Musikant spielte auf der Flöte. Im Hintergrund warteten halb verschleierte Frauen. Uthman fragte einen Mann im weißen Burnus, der ungewöhnlich große, wässrige Augen besaß, nach Usama ibn Muquid.

Betrübt schüttelte der den Kopf.

»Er ist verschwunden. Schon seit Wochen. Niemand weiß, wohin. Seine Freunde haben nichts rausbekommen. *Inschallah!*«

Uthman und Joshua ahnten sofort, dass es etwas mit Henri zu tun hatte.

»Weiß sonst irgendjemand etwas über ihn? Es ist sehr wichtig!«

Der Mann zuckte die Schultern. »Wer? Was soll ich sagen? Er ist einfach nicht mehr da!«

»Aber niemand verschwindet einfach!«

»In dieser Stadt? Nantes ist der beste Ort, um auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, mein Freund. Das passiert hundertmal.«

Sie sahen ein, dass es aussichtslos war, und verließen bald darauf den Versammlungsraum. Was war jetzt zu tun?

Uthman hatte eine Idee. Er trat auf der Gasse zu einem unverdächtigen Mann in der leinwollenen Tracht eines Mönches und fragte ihn, wo der Bezirk des ehemaligen Tempels zu finden sei. Der Bruder erklärte es ihm bereitwillig und ohne Argwohn. Der Sarazene bemerkte, dass eine Krankheit sein rechtes Auge stumpf gemacht hatte.

Kurze Zeit später traten sie aus den engen, gewundenen Gassen von Nantes und sahen den stolzen Turm der Komturei mit seinen prunkvoll verzierten Fenstern und den nun

übertünchten roten Tatzenkreuzen auf den Zinnen. Überall flatterten jetzt die französischen Farben.

Joshua wollte gerade den vorgelagerten Platz überqueren, der im Sonnenlicht lag, da hielt ihn Uthman grob am Arm fest. Er stieß einen zischenden Warnlaut aus. Und jetzt erblickte auch Joshua die Gestalt auf einem Pferd inmitten wüster Männer. Es traf ihn wie ein Schwerthieb.

Ferrand de Tours!

4

Ende November 1315, letzte Sonntage

Henri de Roslin spürte, wie das Jahr abwärts rollte. Ein riesiges Rad, auf das sie alle geflochten waren. Ein Rad, das sich ein weiteres Jahr nach dem Mord an den Großmeistern des Ordens weitergedreht hatte. Jetzt kam es langsam zum Stillstand.

Wie viel Leid war über sie gekommen! Wie viele unschuldige Brüder waren gestorben! Er dachte unwillkürlich: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

Es war kalt. Vom Meer her jagten Schauer und Böen über die Ebenen. Die Landschaft verharrte in mattgrünen und braunen Farben. Vereinzelt duckten sich Häuser gegen die Natur, Menschen erblickte er auf seinem langen Ritt keine.

Vor einer kleinen Kirche aus Backstein, die sich gegen den Wind vom Meer stemmte, saß er am Abend ab. Er band sein Pferd an, klopfte die Feuchtigkeit aus seinem Mantel und betrat das Kircheninnere.

Es war schmucklos. Zehn Sitzreihen aus grobem Eichenholz führten zum Altar. Das Kruzifix war allerdings wunderschön, innig geschnitzt und ausgemalt von einem Bauernkünstler, der das Leid Christi nachempfinden konnte.

In diesen Tagen, in denen sich das unerwartete Kommen des Reiches Gottes ankündigte, war Henri trotz Not und Verfolgung empfänglich für die Endzeit. Er brauchte Trost. Er kniete nieder. *›Durch ihn‹,* murmelte er leise, *›haben wir, die wir dem Tod verfallen sind, die Hoffnung des ewigen Lebens, zu dem er am Tag des Gerichts auferwecken wird alle, die an*

ihn glauben.‹ Er schaute auf die Ankündigungstexte, die in unbeholfener Handschrift abgefasst zur Linken hingen. Die Gemeinde hörte hier eine Predigt über das Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen. Und die Lesung von der Wiederkunft Christi.

Manchmal, in schwachen Momenten, verspürte Henri den Wunsch, nichts weiter zu sein als ein einfacher Gläubiger, Mitglied einer erdenschweren Kirchengemeinde. Auch in Uzès hatte er das empfunden.

Henri verharrte in seiner Haltung, ohne zu beten. Er schloss die Augen und fühlte plötzlich die Kälte und die Müdigkeit in sich. Flucht und Verfolgung, dachte er.

Nimmt das kein Ende?

Ist das wirklich mein Leben? Bin ich das, Henri de Roslin, ehemaliger Schatzmeister des Ordens der armen Brüder Christi, am Ende dieses Jahreskreises? Im allerletzten Moment immer und immer wieder den Häschern entkommend, die hasserfüllt überall auf mich lauern, wohin ich auch gehe?

Wie lange kann das noch gut gehen?

Wie zuletzt in Poitiers, wo Ferrand wieder aufgetaucht war. Er hatte den Judenhasser aus Toledo durch Zufall gesehen und ein Gespräch mit seinen gedungenen Spießgesellen belauscht. Ferrand war jetzt ausschließlich auf ihn angesetzt! Mit allen seinen Männern! Auf Befehl des Königs!

In Nantes hatte er nicht gewartet, bis Ferrand eintraf. Es war zu riskant. Er hatte zwei ehemalige Tempelbrüder aufgesucht, einen Teil des Schatzes, den sie verwahrten, an sich genommen und gut verstaut.

Er kannte die beiden Brüder des Tempels schon lange. Mit Le Roulx war er im Heiligen Land gewesen und hatte gegen Straßenräuber gekämpft, die Pilger überfielen. Und Le Roulx war immer ein tapferer Krieger gewesen. Aber plötzlich hinterließ dieser Le Roulx einen merkwürdigen Eindruck auf

ihn. Der Normanne konnte ihm nicht in die Augen sehen. Henri hatte das Gefühl, Le Roulx verberge etwas.

Konnte er inzwischen die Seiten gewechselt haben?

War das möglich?

Womit hatte man ihn bestochen? Oder hielt er die Angst nicht mehr aus?

So nahe, dachte Henri, liegen in diesen Tagen Gut und Böse zusammen.

Der andere, ein junger Bruder namens Bruno, war in Ordnung. Auch ihn kannte Henri seit den Tagen seiner Einweisung. Er hatte ihm im Tempel von Nantes selbst den Bruderkuss auf den Mund gegeben. Henri vertraute ihm. Er wies Bruno an, nach Uthman und Joshua Ausschau zu halten. Er wusste, seine beiden Gefährten würden zum Tempel reiten, um nach ihm zu suchen. Sie würden den Stein in Poitiers zu Gesicht bekommen haben und daraus die richtigen Schlüsse ziehen. Sie würden nach Nantes reiten, weil sie in grenzenloser Sorge um ihn waren. Aber er konnte nicht auf sie warten. Er hatte inzwischen ein anderes Ziel.

Denn er hatte durch Zufall noch ein anderes Gespräch belauscht. Le Roulx führte es mit Gendarmen. Schlagartig war Henri klar geworden, dass der ehemalige Templer ein Verräter war. Und noch bevor ihm klar wurde, dass Le Roulx sich mit einem Teil des Templerschatzes absetzen wollte, fasste Henri einen Plan.

Sie mussten aus Frankreich verschwinden. Er würde vorausreiten, Uthman und Joshua kamen ihm nach. Es musste sein. Sie mussten ihre Spuren verwischen. Sonst würde das Unheil in Gestalt von Ferrand de Tours und seinen Mordgesellen sie früher oder später einholen.

Oder ein anderer, wie Le Roulx, würde sich an ihre Spur heften.

Er musste diesen elenden Zusammenhang aus Flucht und Verfolgung beenden. Denn so wie die Dinge jetzt lagen, waren nicht sie es, die ihre Feinde jagten. Sondern sie wurden gejagt.

Was aus Ferrand wurde, war ihm gleichgültig. Sollte sein Hass ihn selbst zu Fall bringen! Ferrand würde nicht auf die Idee kommen, nach Deutschland zu reiten. Er würde ihn, wenn es sein musste, bis zum Lebensende in Frankreich suchen.

Henri spürte ein Lachen in sich aufsteigen. Verdammter Hetzer! Such uns hier, such uns dort! Wir sind ganz woanders!

Aber wohin sollte er gehen?

Einige Zeit nach dem belauschten Gespräch mit Le Roulx und den Gendarmen wurde es ihm klar. Le Roulx wollte an die deutsche Ostseeküste. Dort, wo die großen Handelswege des Nordens und Ostens sich kreuzten, wollte er untertauchen. Eine Zeitlang abwarten, das Geld ausgeben. Und eines Tages von dort mit dem Rest des geraubten Goldes nach Norden flüchten. Währenddessen sollten die Gendarmen Henri gefangen nehmen. Le Roulx sagte ihnen, wo sie ihn finden konnten.

Ein Templer verriet den anderen an die Todfeinde! So war es inzwischen!

Henri sah jetzt alles klar vor Augen. Le Roulx hatte ihm unbeabsichtigt einen wertvollen Hinweis gegeben. Eine Stadt entstand vor seinem geistigen Auge. Eine Stadt mit wunderschönen Häusern und goldenen Kirchtürmen. Eine Stadt, in der es eine Komturei gab, die den Templern gehört hatte. Er wusste, jetzt führte sie der ehrwürdige Deutsche Orden. Die Deutschordensritter waren nicht immer Freunde der Tempelherren gewesen, aber auch nie ausgesprochene Feinde. Sie hatten in gewissen Bereichen einfach ihr Erbe angetreten.

Henri würde den Spuren des Denunzianten Le Roulx folgen und ihn stellen.

Er wollte nach Lübeck an der Ostsee gehen.

Uthman und Joshua würden ihm folgen.

Ein neues Leben begann!

Henri schloss das Gabengebet ab. *Dies irae, dies illa, es ist gewisslich an der Zeit, dass Gottes Sohn kommen wird. Amen.*

Er erhob sich von der harten Bank, auf der er kniete. Die Gebete der Gemeinde würden aller Entschlafenen gedenken, in der Liturgie zu den Totensonntagen würde auch der ermordeten Tempelbrüder gedacht werden. So hoffte er jedenfalls.

Er selbst war kein Racheengel. Er wollte nicht mehr töten. Dies war am Ende dieses Jahres sein fester Entschluss. *Zum Christkönigssonntag,* dachte er, *wird dein eingeborener Sohn kommen, Herr. Wenn einst die ganze Schöpfung seiner Herrschaft unterworfen ist, wird er dir, seinem Vater, das umfassende Reich übergeben.*

Es wird ein Reich des Friedens sein.

Henri verließ die Kirche. Er blickte über die weite, flache Landschaft. So viel Einsamkeit unter diesem Himmel, dachte er. Er konnte es kaum erwarten, seine Freunde wieder zu sehen.

Aber jetzt musste er weiter. Es war noch ein sehr langer Weg. Der Winter würde einbrechen und alles erschweren. Aber er würde auch die Spuren hinter ihm auslöschen.

Ein neues Jahr begann bald.

Und ein neues Leben sollte beginnen.

Henri flüsterte seinem Hengst ein paar aufmunternde Worte zu. Dann stieg er auf und ritt weiter. In der endlosen Weite war er noch lange gegen den Horizont zu sehen.

Er hieß Bruno. Joshua glaubte, ihn schon einmal gesehen zu haben. Hatte er nicht in Paris zu denen gehört, die einer Verhaftung durch die Schergen im letzten Moment entkamen?

Bruno nickte nur zu Joshuas Fragen. Er konnte kaum sprechen. Wenn er an die Ereignisse dachte, die jetzt schon acht lange Jahre zurücklagen, als an einem einzigen Tag Tausende von Templern im ganzen Land von den Soldaten Philipps des Schönen verhaftet und in die tiefsten Verließe geworfen worden waren, wo sie elendig starben, überwältigten ihn die Gefühle. Er hatte so viele Brüder verloren. Und er verstand nicht, wie heute ein Bruder wie Le Roulx einen anderen Bruder verraten konnte.

Verdammter Le Roulx! Aber Bruno wollte ihn nicht bekämpfen. Er kämpfte überhaupt nicht mehr. Er wollte nur eines: Brüdern helfen, wo er nur konnte.

Als Henri de Roslin in die Stadt kam, war er Feuer und Flamme. Er würde ihm natürlich helfen. Henri war das unantastbare Vorbild der wenigen Templer, die noch lebten. Sie hatten den Schatz des Tempels gut versteckt. Natürlich nicht im Tempel. So leicht wollten sie es ihren Feinden nicht machen. Drei Säcke lagen unter den Schweinekoben im Stall, der zu den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden der armen Brüder Christi gehörte. Sie holten ihn von dort am helllichten Tag mit dem Wagen eines Händlers, auf dem Gurkenfässer lagen – einige davon leer. Dann verstauten sie die Säckchen mit dem kostbaren Inhalt auf einem kräftigen, alten Packpferd.

Bruno lehnte es ab, einen Anteil des Schatzes zu nehmen. Er wusste im gleichen Moment, dass er Henri nie mehr wieder sehen würde. Vielleicht sollte er selbst aus Frankreich verschwinden! Einfach das Pferd satteln und in eine der vier Himmelsrichtungen reiten, bis das Elend nicht mehr zu sehen war.

Bis an den Rand der Erdenscheibe!

Jetzt erblickte er die beiden Gestalten, auf die er wartete. Am Rand der Altstadt, wo es dunkel war, standen sie zusammen wie zwei grotesk verunstaltete Umrisse. Das bewirkte wohl die Sonne, die über dem Platz stand und seltsame Konturen zeichnete und bizarre Schatten warf. Nein, jetzt begriff es Bruno besser.

Es war der Schreck, der den beiden in die Glieder gefahren war. Denn sie hatten wohl in genau diesem Moment den Mann zu Pferde gesehen, den auch Bruno jetzt erblickte. Den Blonden, der in ganz Nantes bekannt war als engstirniger Judenhasser und Bekämpfer des verbotenen Tempels. Bruno hatte sich vor ihm in Acht genommen.

Ferrand war unberechenbar, seine Spießgesellen und Verräter waren überall. Sie machten seit Tagen die Stadt unsicher. Niemand fuhr ihnen in die Parade. Man munkelte, mindestens zwei Tote, die man in den Nächten mit durchgeschnittener Kehle gefunden hatte, gingen zu ihren Lasten.

Bruno wartete ab, was geschah. Die beiden mussten Uthman ibn Umar und Joshua ben Shimon sein, von denen Henri gesprochen hatte. Er sah, wie sie in Deckung blieben.

Wie weit würde der hoch verehrte Tempelbruder inzwischen wohl gekommen sein? Hatte er schon das Land im Osten erreicht? Bruno sah, wie die beiden immer tiefer in die Schatten der Häuser zurückwichen.

Auf dem Platz dahinter ritten Ferrand und seine Männer mit klappernden Hufen umher. Es waren eitle Krieger. Sie zeigten sich der Menge. Sie fühlten sich vor dem Tempel als Sieger.

Bruno riss sich aus der Betrachtung und lief rasch auf Uthman und Joshua zu, bevor sie in irgendeinem Hinterhof verschwanden. Er stieß hinter ihrem Rücken einen zischenden Laut aus.

Die beiden Gefährten drehten sich in Erwartung neuen Unheils um. Sie sahen aber nur einen unauffälligen, noch

jungen Mann mit breiten Schultern und harmlosem Gesicht, der ihnen zuwinkte. Sie gingen zögernd auf ihn zu. Er zog sie in einen Hauseingang.

»Ich bringe eine Nachricht von Henri«, erklärte er. Erleichtert sah er, wie ihre Augen bei seinen Worten freudig aufblitzten. »Ich sage euch, wohin er geritten ist. Es ist schon viele Tage her. Aber er wartet auf euch. Er sagt, es beginnt ein neues Zeitalter. Er sagt, es lohnt die Mühe, noch einmal anzufangen. Er sagt, wir geben nicht auf.«

»Du hast also mit ihm gesprochen!«

»O ja.«

»Wann war das?«

»Der Novembermonat fing gerade an, wir feierten Allerseelen.«

»Erzähl uns alles!«

»Könnte ich nur mit euch reiten! Aber ich kann hier nicht fort. Jetzt hört! Kennt ihr das Land der Deutschen? Dort gibt es eine Stadt der zehn goldenen Türme. Die Stadt der Verheißung! Eine Stadt ohne solche Leute wie Ferrand! Ihr findet diese Stadt, wenn ihr lange nach Osten bis nach Nordelbien reitet. Dort, wo das baltische Meer beginnt und die Fernhandelswege enden und neu anfangen, liegt sie auf einer Halbinsel. Sie heißt Lübeck.«

Joshua war gleich begeistert. »Lübeck! Ich habe viel Gutes von der Hansestadt gehört. Aber ist das nicht unsicheres Gebiet?«

»Auf keinen Fall«, antwortete Bruno und versicherte den Gefährten: »Die Stadt ist absolut sicher. Hansa heißt ja im Deutschen nicht umsonst: bewaffnete Schar. Sie hat zwar mit König Erich Menved jetzt einen dänischen Schirmvogt, dem sie Treue und Abgaben schuldig ist, seit sie ihn als Schiedsrichter in der Fehde mit Graf Gerhard von Plön anriefen. Aber er scheint die Stadt gegen alle Feinde

zuverlässig zu schützen. Er besitzt alle Reichsgefälle, die sonst dem kaiserlichen Rektor zustehen, die Stadt kennt seitdem keinen Krieg mehr.«

»Eine glückliche Stadt!«

»Hört weiter. Gleich vor ihren Toren, dort, wo die Trave ins Meer mündet, liegt ein Fischerdorf, das am Tag des heiligen Lambert gegründet wurde. Es heißt, seiner Lage entsprechend, Travemünde. Dort wartet Henri de Roslin auf euch. Er sagt, er wartet so lange, bis ihr eintrefft. Und wenn es den ganzen Winter dauert. Wenn das Eis gebrochen ist, seid ihr wieder zusammen.«

»Gebe Gott, dass es so sein wird«, sagte Joshua. Die anderen stimmten nickend zu.

Bruno sprach noch von dem Verräter, von Le Roulx. Er beschrieb ihn nicht als starken, Furcht einflößenden Charakter, sondern als unsicheren Menschen, der seinen Halt verloren habe. Ein Templer, der Templer verriet.

»Vielleicht begegnet ihr ihm in Deutschland. Vielleicht hat er sich auch längst nach Schottland abgesetzt. Unser gerechter Gott wird ihn nicht davonkommen lassen, er wird ihn strafen!«

»Auge um Auge, Zahn um Zahn!«, sagte Joshua leise und erbittert.

»Allahu akbar, Gott ist größer! Es gibt nur einen Gott! Gelobt sei Allah!«, fügte Uthman hinzu.

Sie tasteten sich aus dem Hausflur hinaus auf die Straße. Auf dem Platz vor dem Tempel galoppierten Ferrand de Tours und seine wilde Horde.

5

Februar 1316, an der Trave

Die Schläge hallten über die Eisfläche. Sie waren noch am Ufer zu hören. Das unaufhörliche, hämmernde Splittern schien das Eis noch blanker zu wischen – oder war es der stetige Wind, der es fegte? Und die ganze Zeit über, während der einsame Mann den Weg zwischen den erstarrten Weiden ging, hörte man es krachen und klirren.

Er hörte es, und er blickte auch aufmerksam in Richtung der Geräusche zum offenen Meer hin, dorthin, wo alles Feste wie ein Dunst am Horizont verschwand. Aber er war zu sehr in seine Gedanken versunken.

Als er die buckligen Holzhauer, die seit Tagen Kaminholz schlugen, in der Lichtung erreichte, brach das Eis. Die wenigen Fischer, die im Winter draußen waren, schlugen die nun entstandenen Löcher noch größer und versenkten ihre Schnüre mit den Haken in die eisige Tiefe, in die kein Tageslicht drang.

Für Henri, der seine Wanderung einen Moment lang unterbrochen hatte, klangen das Klirren und Krachen wie ein Scherz in der Stille, wie ein Versuch, der traurigen, erstarrten Stille an dieser entfernten Küste etwas wie Lachen und Leben entgegenzusetzen. Denn ein stilleres und einsameres Land als dieses gab es nicht.

Im Haus hatte er ein großes Feuer im Kamin gemacht. Es war aus dem hoch gemauerten Schornstein geflohen, und als er hinaussah, schien es ihm, als flögen Rauch und Feuer wie Geister zwischen Baum und Baum dahin. Das unruhige Feuer,

es will nicht schlafen, dachte er, es wartet so unruhig wie ich auf etwas. Jeden Tag.

Es kann wie ich nicht schlafen. Es würde wie ich lieber an anderen Orten zu Hause sein.

Das Warten muss ein Ende haben.

Henri stapfte weiter. In endloses Weiß versunken lag die Landschaft mit der See unter einem flachen, grauen Himmel. Ein schwarzer Vogelzug setzte sein Zeichen. Jetzt erreichte er wieder den verlassen scheinenden Ort. Die Pfähle, an denen sie die Boote anbanden, standen ganz still im Eis. Er nahm den Weg über die Erdaufschüttung. Jetzt fing es wieder leicht an zu schneien. Er erreichte sein Haus, das von einem Rohrdach geschützt wurde, klopfte seine Fellschuhe ab und trat ein.

Das Feuer flackerte noch. Es warf unruhige Schatten über die Wände, an denen Fischernetze hingen, und auf die niedrige Decke. Irgendetwas hatte sich verändert. Henri blieb sofort stehen und sog dieses Etwas mit allen Sinnen ein. Was war das, was nicht mehr so war wie vorher?

Und dann sah er die Männer im Halbdunkel.

Er wusste sofort, wen er vor sich hatte. Niemand außer ihnen konnte, ohne Spuren zu hinterlassen, in ein Haus eindringen. Endlich! Er stieß die Luft aus seinen Lungen, die noch schmerzhaft voll von eisiger Kälte waren. Die beiden Besucher traten auf ihn zu. Und er ging ihnen entgegen und umarmte sie.

»Ihr habt mich gefunden!«

»Es hat lange gedauert.«

»Ich habe nie daran gezweifelt, dass ihr kommt.«

»Du hast deine Spuren gut ausgelegt.«

»Jetzt sind wir wieder vereint.«

»Gott sei gedankt! Seid willkommen, meine Freunde!«

Sie setzten sich vor das unruhig flackernde Kaminfeuer. Und es schien Henri, als würden die Flammen jetzt stiller und gemäßigter brennen, als gäben sie sich endlich zufrieden.

Und dann begannen die beiden Besucher zu erzählen.

Sie ließen keins der zurückliegenden Ereignisse aus. Vor allem sprachen sie über Ferrand de Tours.

»Ich hoffe«, murmelte Henri, »er läuft uns nicht mehr über den Weg. Wenn ich ihm noch einmal begegne, töte ich ihn ohne jedes Zögern.«

Als sie ihren Bericht beendet hatten, war das Feuer heruntergebrannt. Henri stand auf, ging hinaus und holte neue Scheite. Draußen sah er, wie der Rauch mit seinen Feuerfunken gemächlich und steil nach oben abzog. Er trat wieder ein, legte die Scheite in die Glut und sah zusammen mit Uthman und Joshua eine Weile stumm zu, wie die Feuerzungen wieder zu lecken begannen. Und sie sprachen weiter.

»Ich bin Le Roulx Gott sei Dank schnell auf die Schliche gekommen«, sagte Henri. »Zuerst war es eher ein Gefühl, dann bekam ich die Beweise. Der Verräter ist in Lübeck. Ich weiß, dass er sich dort noch immer aufhält. Er wartet auf das Frühjahr, wenn überall das Eis bricht und inmitten des großen Krachens und Zersplitterns die Fahrgassen auf den Meeren geöffnet werden. Bis dahin gibt er in der reichen und schönen Stadt sein Geld aus. Unser Geld! Aber das ist mir egal. Ich habe nicht nach ihm gesucht. Ich wollte auf euch warten, damit wir ihn gemeinsam stellen. Ich habe aber einen Informanten in der Stadt, der mir dreimal die Woche Bericht erstattet. Dann bringt er mir auch Bier, denn Lübeck ist die Stadt der guten Brauwasser. Sie geben viel Geld aus für ihre Wasserkünste und haben große Anlagen gebaut, die einzigartig sein sollen.«

»Erledigen wir ihn. Dann gibt es niemanden mehr, der uns im Weg steht.«

»Wir haben Zeit«, erwiderte Henri, »noch verhindert das Eis sein Verschwinden zur See. Über Land wird er nicht reisen, das ist diesem verwöhnten Kerl viel zu gefährlich. Wir warten,

bis das Eis bricht. Ihr werdet noch hören, wie das hier ist, wenn jemand Löcher in das Eis schlägt. Es ist wie ein Lachen im traurigen Dunkel.«

»Ein Poet! Er ist ein Poet geworden!« Uthman schlug Joshua im gespielten Scherz auf die Schulter. »Unser gefürchteter Krieger wird zum Dichter!«

»Ich war es schon immer!«, lachte Henri. »Hast du nie gehört, wie ich die Reime zitierte, die unser Sean verfasst hat? – Übrigens, habt ihr ihn in der Hand eines guten Mannes zurückgelassen?«

»Der Ritter Fabian machte einen hervorragenden Eindruck!«

»Er wird es gut haben«, ergänzte Joshua. »Vielleicht sollten wir ihn herholen, damit sein heißes Blut rasch abkühlt.«

»Nein, nein! Lassen wir ihn. Er braucht eine gute, umfassende Erziehung. Hier lernt er nur Löcher ins Eis zu schlagen. Und in Lübeck könnte er nur lernen, wie man Geld macht. Eine unchristliche und unritterliche Tugend!«

»Aber man sagt, Stadtluft macht frei. Mit ihrem Geld erkaufen sie sich die Unabhängigkeit.«

»Ganz gewiss. Aber mir sind auch die Kaufleute nicht geheuer. Sie handeln mit jedem, wenn er nur zahlt. Und sie denken nur an sich. Wie jetzt, als andere Städte wie Wismar, Stralsund und Greifswald sich gegen ihre Landesfürsten und den König verbanden und Lübeck den bisherigen Freunden keine Hilfe gewährte. Sie brauchten die Zeit, um ihr Geld zu zählen.«

»Lübeck ist das Hansehaupt. Sie können keine Kriege führen.«

»Wie auch immer. Es ist eine aufstrebende Stadt.«

»Können wir hier übernachten?«, fragte Uthman. »Die Reise war lang und entbehrungsreich, ich bin müde.«

»Sicher. Morgen zeige ich euch den Ort. Die Menschen hier sind einfach, aber ehrlich. Von ihnen haben wir keinen

Kummer zu erwarten. Wir lassen das Feuer langsam weiterbrennen, ich schüre in der Nacht die Glut. Morgen früh ist es dann noch warm genug. Feuer ist hier das Wichtigste. Sonst fallen die Wölfe über den Ort her.«

Henri de Roslin bereitete seinen Gefährten ein Nachtlager. Er selbst blieb vor dem Kamin in einem hölzernen Armsessel sitzen, den ihm ein Tischler des Ortes angefertigt hatte. Er starrte in die Flammen und dachte nach. Bald hörte er die Schlafgeräusche von Uthman und Joshua. Es war wieder wie in Uzès.

Henri war zufrieden. Sie waren wieder zusammen. Jetzt konnte ihnen nichts mehr geschehen.

Am nächsten Morgen sahen sie, dass tatsächlich Wölfe durch den Ort geschlichen waren. Sie fanden ihre Spuren im frischen Schnee. Und im Hühnerhaus eines Mannes, der Piet Hieronymus hieß, fanden sich nur noch Federn und blutige Knochen. Es war sogar schon vorgekommen, dass die hungrigen Raubtiere am helllichten Tag die Eisfischer weit draußen angegriffen hatten.

Henri führte seine beiden Freunde durch den unscheinbaren Ort, der hinter einem Wall lag. Sie gingen zum einzigen öffentlichen Stall, wo sie schon am Abend zuvor ihre Reittiere untergebracht hatten. Dort stand auch Henris Rappe. Und ein unförmiger Kufenschlitten, den Henri im Winter für die Fahrt auf der zugefrorenen Trave nach Lübeck nutzte.

Der Stallbetreiber hatte einen breiten, wie aufgerissen wirkenden Mund und ein Gesicht, in dem sich Bartreste mit Pusteln abwechselten. Er kratzte sich dauernd, trug einen Pferdeschwanz, ging gebeugt und begrüßte Henri überschwänglich. Henri hatte inzwischen einige Brocken Deutsch lernen müssen, um sich zu verständigen, denn Latein,

schottisches Englisch, Französisch, Hebräisch oder Arabisch sprach hier an der nordelbischen Küste niemand.

Henri stellte seine Freunde vor. Johan Balhorn, so hieß der Stallbetreiber, hatte die Pferde gut versorgt und erzählte in einem Wortschwall von dem nächtlichen Überfall der Wölfe. Er fragte Henri, ob er jetzt abreise, wo seine Freunde eingetroffen waren.

»Nicht gleich«, erwiderte Henri, »aber bald. Wenn das Eis bricht.«

Johan Balhorn wendete sich an Uthman. »Und Ihr?«

Uthman verstand ihn nicht. Henri übersetzte.

»Ah, ich!«, sagte Uthman. »Wir drei bleiben zusammen, und wir reisen auch zusammen ab.«

»Ich verstehe Euch nicht«, erklärte Johan Balhorn.

Henri übersetzte. Joshua fragte Balhorn: »Können wir mit dem Schlitten fahren?«

»Was sagt Ihr Freund?«, fragte da Balhorn Henri.

Henri übersetzte.

Balhorn lachte laut. »Na klar. Das Eis ist noch für mindestens einen ganzen Monat fest, wahrscheinlich länger. Solange sitzt Ihr hier fest, meine Freunde. Aber mit dem Schlitten könnt Ihr fahren.«

»Was sagt Ihr?«, wollte Joshua nun auf Hebräisch wissen.

Balhorn fragte Henri: »Was sagt er? Ich verstehe ihn nicht. Er spricht ein schlechtes Friesisch. Außerdem höre ich schlecht.«

Henri übersetzte.

»Ah«, sagte Johan Balhorn. »Nicht jeder spricht Friesisch, was? Aber das macht nichts.«

»Was sagt er?« Uthman betrachtete den Stallbetreiber neugierig. »Er nuschelt stark.«

Henri sagte: »Er meint, es sei alles in Ordnung. Und jetzt fahren wir im Schlitten zu den Fischern raus.«

Er besprach das mit Balhorn auf holprigem Deutsch. Und kurze Zeit später konnten sie einsteigen und ließen sich von einem stämmigen, zotteligen Zugpferd mit verfilzter Kruppe ins Freie fahren. Henri hielt die Zügel.

Johan Balhorn sah ihnen nach und kratzte sich am Kopf. Ich muss mal zum Bader gehen, dachte er, ich höre immer schlechter.

Die klirrende Kälte setzte ihnen zu. Obwohl die drei in dicke Felle gehüllt waren, froren sie. Vor allem Uthman sah unglücklich aus.

»Als die Stadtbüttel in Poitiers deine Sachen in der Herberge durchsuchten«, erkundigte sich Joshua bei Henri, »fanden sie da auch deine Ordenskleidung?«

Henri blickte ihn triumphierend an. »Nein! Ich hatte vorgesorgt. Du weißt ja, ich reise immer mit zwei Gepäcktaschen. Die Tasche mit meiner Ordenskleidung brachte ich im Stall unter, zusammen mit den Pferden. Was sie in der Herberge fanden, waren nur meine Alltagssachen. Darunter waren aber auch zwei Goldsäckchen. Aber diesen Verlust konnte ich verschmerzen.«

Der Atem der drei Schlittenfahrer stieg in weißen Wölkchen empor. Nur ihre rot gefrorenen Nasen waren in ihren Gesichtern zu erkennen. Vor ihnen lag die blanke Eisfläche, bald erblickten sie Angler bei ihrer Arbeit.

Uthman erwachte beim Anblick der geangelten Fische aus seiner Erstarrung. Darunter war ein Peterfisch, der hier selten war. Auch er war tiefgefroren. Uthman deutete auf ihn und fragte den Angler auf Spanisch:

»Ich will ihn kaufen.«

Der Angler blickte Henri an. »Was sagt Ihr Freund?«

Henri wollte nicht noch einmal als Dolmetsch arbeiten wie in dem Stall und kürzte die Sache ab. Er kaufte den Peterfisch für einen angemessenen Preis. Uthman bot sich an, ihn im Haus zuzubereiten. Henri, der wie die Einheimischen den Winter überwiegend von gesalzenem Stockfisch und Hirsebrei gelebt hatte, war froh darüber.

Einige Zeit sahen sie den Anglern bei ihrer geschickten Beschäftigung zu, dann stiegen sie wieder in den Schlitten und wendeten. Ein Hund lief an ihnen vorbei landauswärts. Wie ein schwarzes Knäuel, das der Wind über das blanke Blau des Eises vor sich hertrieb, rannte er hinaus. Die drei Gefährten blickten ihm eine Weile verwundert nach.

Uthman schrie: »Perro! Perro, venga!«

Dann verschwand der Hund einfach.

»Ein merkwürdiges Land«, brummte Uthman.

Die drei Gefährten genossen es, ohne äußere Bedrohung zusammen zu sein. Es war das erste Mal seit neun Jahren. Damals hatte die Verfolgung des Tempelordens begonnen. Seitdem waren sie nicht mehr zur Ruhe gekommen. Und weil sie wussten, es würde nicht so bleiben, wie es war, zögerten sie ihren Aufbruch hinaus. Henri überlegte sogar, ob sie den Verräter Le Roulx nicht einfach vergessen sollten. Sie konnten den Winter nutzen, um über die zugefrorene See nach Norden zu reisen. Oder auf dem Landweg nach Jütland und von dort nach Britannien.

Aber dann siegte der Kämpfer in ihm. Er hatte noch niemals eine Aufgabe abgebrochen. Die Welt war voller Verräter. Wenn sie einen einzigen zur Rechenschaft ziehen konnten, gab es ein Fünkchen mehr Hoffnung auf Gerechtigkeit.

Am Tag darauf fuhren sie auf der zugefrorenen Trave nach Süden in Richtung Lübeck.

Das Eis war fest und glatt, sie hatten die Hufe des Zugtieres mit groben, stumpfen Stofflappen umwickelt, so rutschte das Tier nicht übermäßig. Sie brauchten für die fünfzehn Meilen nur eine gute Stunde. Zwischen dem Ort Travemünde und Lübeck lag keine einzige Ansiedlung.

»Ein einsames Land, dieses Nordelbien«, sagte Joshua. »Wahrscheinlich gibt es ebenso viel Wölfe wie Menschen. Hier zeigt sich überhaupt nichts, was von menschlicher Arbeit zeugt.«

»Es gibt Lübeck«, sagte Henri, »eine reiche Stadt, vergleichbar mit reichen französischen Städten. Im Fernhandel mit Schiffen ist sie mindestens so bedeutend wie Nantes. Sie tauschen Waren aus dem Nordosten, wie Pelze, Heringe, Wachs, Tran und Honig, mit edleren Waren aus dem Nordwesten, wie Tuche, Waffen, Wein und Schmuck. Damit wurden sie ebenso bedeutend, wie es einst Vineta war. Aber Vineta ist untergegangen.«

»Vineta?«, fragte Uthman. »Nie gehört.«

»Es ist ja auch untergegangen.«

Henri musste das Pferd zügeln, weil der Schlitten zu schleudern begann.

»Hat es dieses Vineta wirklich gegeben?«, fragte Uthman.

»Jeder hier behauptet es.«

Joshua sagte: »Erzähl uns von Vineta!«

»Bisher hat die untergegangene Stadt nur die Fantasie beflügelt. In Travemünde erzählen die Einheimischen dauernd davon. Sie behaupten, ganz persönliche Beweise dafür zu besitzen, dass es Vineta wirklich gab. Einer zeigte mir sogar eine Münze aus Gold mit einem rätselvollen menschlichen Abbild. Es soll ein alter Gott aus Vineta gewesen sein. Ich habe, ehrlich gesagt, nicht daran geglaubt. Aber jeder hier in der Gegend tut ganz selbstverständlich so, als würde er Vineta persönlich kennen.«

»Wann ist es untergegangen?«

»Man weiß es nicht genau. Aber in Lübeck haben sie noch Handel getrieben mit der Stadt. Nur kann niemand mehr sagen, wo sie sich wirklich befand.«

Joshua sagte: »Das ist eigenartig. Die Kaufleute führen doch normalerweise genau Buch über ihre Handelspartner.«

»Vielleicht haben sie es in ihrer Gier aufgefressen«, scherzte Uthman. »Kaufleute kriegen ja nie genug. Aber Spaß beiseite – es muss doch Überreste geben! Keine Stadt versinkt spurlos.«

Joshua sagte: »In der Bibel spricht man oft von untergegangenen Städten, ja ganzen Kontinenten. Erinnert euch an die Erzählung von der Sintflut. An Sodom und Gomorrha, an das Reich von Saba – an Punt oder Atlantis. Weil man nie etwas davon fand, verlegte man es mal nach hier, mal nach dort.«

Uthman nickte. »Kann schon sein, dass es eine solche Stadt Vineta gegeben hat. An jeder Volkssage ist irgendetwas dran.«

Henri stimmte zu. »Ich glaube auch an die Existenz dieser Stadt. Man hat Vineta wegen ihres Reichtums mit Konstantinopel verglichen oder das Venedig des Nordens genannt. Das tut man nicht, wenn es keine Anhaltspunkte dafür gibt. Sie sagen, es sei die größte Stadt Europas gewesen und liege jetzt auf dem Grund des baltischen Meeres.«

»Dann beeilen wir uns, nach Lübeck zu kommen – bevor es auch verschwindet.«

Henri musste lachen. »Die Bewohner der Gegend hier wissen immerhin, dass Vinetas Hafen so groß wie kein anderer im gesamten Ostseeraum war. Unglaublicher Reichtum. Schon im Jahr des Herrn 965 schrieb ein reisender jüdischer Kaufmann von einer großen Stadt am Weltmeer, die zwölf Tore und einen unglaublich großen Hafen hat…!«

Wieder musste Henri das Pferd zügeln, bevor der Schlitten ins Schleudern kam. Sie dachten schweigend über das Gesagte nach.

Nach einer Weile kamen in der Ferne Türme in Sicht. Sie tauchten aus Eis und Schnee auf wie Vineta, das plötzlich vom Meeresgrund heraufstieg. Lübeck lag in der strahlenden Mittagssonne, das Gold auf den Türmen glänzte.

Kurz bevor sie das Burgkloster im Nordosten passierten, mussten sie die Trave verlassen. Die Burg hatte einst eine Komturei des Tempelordens besessen, jetzt gehörte sie dem Deutschritterorden. Sie markierte den Beginn der Halbinsel, auf der Lübeck lag, von Trave und Wakenitz umflossen.

Am ersten Marstall stellten sie den Schlitten ab. Die Stadt war zwar tief verschneit, aber Henri wusste von den wenigen Besuchen her, dass man in den engen, wegen des ständigen Windes gewundenen Gassen Lübecks besser zu Fuß vorwärts kam.

Sie gingen die Große Burgstraße hinunter durch das Viertel der Häutekäufer und Pelzer. Hier roch es stark nach Säuren und faulem Fleisch. Daran schloss sich das Viertel der Sporenschläger und Harnischmacher an. Überall loderten Feuer, Rauch stieg auf. Henri war schon einige Male in der Stadt gewesen und konnte sich schnell orientieren.

Sie kamen zum Koberg. Linker Hand, in der Gropelgrube, gegenüber dem Heilig-Geist-Hospital, wohnte Henris Informant. Er hieß Frederik und war ein Templer gewesen. Jetzt war er verheiratet und verdiente den Unterhalt für seine fünfköpfige Familie als Beutelmacher.

Die Ankommenden wurden von Frederik in ein schmuckes Klinkerhaus mit gestuftem Giebel eingelassen. Nachdem sie eingetreten waren, warf Frederik noch einen prüfenden Blick auf die Gasse und schloss geräuschvoll die Tür.

Die Zimmer waren einfach, aber gemütlich eingerichtet. Überall standen Kerzenhalter. Hinter dem Haus hörte man Kinder im Schnee spielen. Frederiks Frau brachte dampfenden Gerstenkaffee und stellte eine Flasche Rum auf den Tisch. Sie sah verhärmt aus, in ihrem blassen Gesicht, über das strohiges, straff nach hinten gekämmtes Haar lag, stand etwas Anklagendes. Aber sie blieb freundlich, obwohl sie kein Lächeln zustande brachte.

»Dein Freund hat sich jetzt im Südwesten der Stadt niedergelassen, Henri«, berichtete Frederik. »In der Dankwartsgrube, direkt an der Trave, dort, wo die Salunenmacher ihre Werkstätten haben. Ich glaube, er hat viel von seinem Geld ausgegeben – für Weiber, für Feste. Er ist fett geworden. Fett und träge. Deshalb weiß ich gar nicht, ob er wirklich von hier fortwill. Aber irgendwann ist sein Geldvorrat zu Ende.«

»Dann muss er wirklich geprasst haben.«

»Ja – und dann schmeißt man ihn über Nacht aus den Stadtmauern. Denn in Lübeck werden Fremde nur geduldet, wenn sie zahlen können. Was er dann macht, wird man sehen.«

»Bevor er in den Tempel eintrat, war er Wasserbauer. Vielleicht sucht er sich in Lübeck eine Arbeit. Man sagt doch, die Stadt habe die fortgeschrittendsten Wasseranlagen des ganzen Reiches. Man sieht ja überall ihre Türme.«

Frederik schüttelte den Kopf. »Der und arbeiten? Das kann ich mir nicht vorstellen. Vielleicht lässt er ein paar Mätressen für sich laufen, das passt eher zu ihm.«

»Wie gehen wir vor?«, fragte der stets kampfeslustige Uthman.

»Er darf nicht wissen, dass ihr in Lübeck seid, das ist klar. Er kennt euch ja von Angesicht – zumindest dich, Henri. Und doch würde ich euch gern zeigen, wo er wohnt. Wir können am Abend gehen, wenn es dunkel ist. Leider kann ich euch

nicht beherbergen, es ist zu eng bei uns. Aber es gibt gute Gasthäuser in Lübeck.«

»Ja, ja, das ist kein Problem«, sagte Henri schnell. »Wir werden es so machen, wie du sagst. Ich will dem Kerl auf die Pelle rücken, das gebe ich zu. Ich habe zu lange aus der Ferne an ihn gedacht. Immerhin bin ich nur durch Glück der Falle entkommen, die er mir in Nantes gestellt hat.«

»Er wird sich nicht kampflos ergeben.«

»Mit dem werden wir schon fertig. Du sagst ja selbst, er ist fett geworden. Die Tage, in denen er kämpfen musste, sind lange vorbei.«

»Am besten«, sagte Uthman augenzwinkernd, »wir ziehen ihn vom Lager einer Mätresse! Dann sind seine Glieder geschwächt, und er ergibt sich vielleicht freiwillig.«

Joshua warf ein: »Gut – und dann? Ich meine, wessen klagen wir ihn eigentlich an? Können wir ihn den Gerichten übergeben?«

»Ich schlage ihn auf der Stelle tot«, sagte Uthman seelenruhig. »Das erspart uns Ärger.«

»Vielleicht sollten wir ihn ebenso laufen lassen wie Ferrand«, sinnierte Joshua. »Er verschwindet einfach aus unserem Blickfeld.«

Henri schüttelte nur stumm den Kopf. Dann sagte er: »Wir liefern ihn dem Deutschen Orden aus. Die Deutschritter waren zwar nicht immer unsere Freunde, aber meistens unsere Verbündeten. Wir kämpften eine Zeitlang Seite an Seite in Palästina. Die machen kurzen Prozess mit Verrätern, wie Le Roulx es ist.«

»Dann müsstest du dich ja als Templer zu erkennen geben. Das kannst du auf keinen Fall riskieren.«

Henri überlegte, dann sagte er zu Frederik: »Berichte uns, was du von den Deutschordensrittern und von ihrer Burg am Stadteingang weißt.«

Frederik erzählte. Nach und nach entstand ein Bild vor den Augen der Zuhörer. Von den Anfängen des Ordens im Heiligen Land, wovon Henri schon wusste. Von ihrer Herrschaftsbildung im Land der Prussen, von der Besiedelungspolitik im Osten, von den Kreuzzügen gegen die Slawen und die Litauer und die polnisch-litauische Union, vom Bemühen, einen Deutschordensstaat zu gründen.

Ein ehrgeiziger Orden. Nicht weniger schlagkräftig als die Templer. Geheimnisvoll und undurchschaubar.

Henri blickte nach draußen. Es wurde langsam dunkel. Allmählich begann es zu schneien. Henri lauschte den Worten Frederiks, und vor seinem geistigen Auge entstand ein Plan.

Es war ein gefährlicher Plan.

Aber wenn er gelang, würde er mit einem Schlag ihre Probleme lösen.

6

Ende Februar 1316, in Lübeck

Der kleine Mann konnte nicht lachen, eine verletzte und unbewegliche Oberlippe hinderte ihn daran. Wenn er es versuchte, glich sein Gesicht einer hässlichen Fratze. Er hatte lange abgewartet. Er suchte den Schutz der Dunkelheit. Dann war die Zeit gekommen, um aufzubrechen. In seiner Umhängetasche spürte er die Schwere seiner Waffen. Er besaß eine ganze Sammlung. Er brauchte sie. Auch die Schlinge. Vor allem für Aufträge wie diesen.

Es war zu spät für eine normale Ankunft in der Stadt seiner Feinde. Aber genau das wollte er. Er kannte die geheime, zweitorige Anlage in den Mauern, durch die zu allen Stunden der Nacht, wenn die Stadttore geschlossen waren, Einlass möglich war. Aber er durfte keinen Fehler machen. Sonst fingen ihn die, die er nicht einmal kannte.

Und was ihn dann erwartete, konnte er sich vorstellen. Die Stadt Lübeck wies ausreichend Kerker und Folterkeller auf. Er besaß Fantasie.

Der Mann duckte sich in die Schatten, die der zunehmende Mond warf. Dann erreichte er das äußere Tor. Es war mit Eisen beschlagen. Neben ihm hing an einer Kette ein eiserner Griff. Der nächtliche Gast zog daran. Er wusste, dass zwei unsichtbar bleibende Pförtner im Sold der Stadt in einhundert Metern Entfernung im Turm wachten und die Glocke hörten. Sie betätigten eine über viele Windungen laufende Vorrichtung. Das Tor öffnete sich wie von Geisterhand.

Der Fremde trat ein. Hinter ihm schloss sich unverzüglich der Einlass.

Er ging auf einer überdachten Brücke über den Stadtgraben. Ohne besondere Aufmerksamkeit darauf zu verschwenden, bemerkte er die am Brückengeländer entlanglaufende hölzerne Führung der Kette, die das erste Tor geöffnet hatte. Er gelangte in einen kleinen, von hohen Mauern umschlossenen Hof und hielt den Atem an. Schon hier musste es sich entscheiden.

Er nannte laut einen Namen. Nichts geschah. Schon begann er zu argwöhnen, dass man herunterkommen und ihn festsetzen würde. Dann hörte er eine weitere Glocke tief im Inneren des dunklen Turms anschlagen. Eine federgetriebene Vorrichtung setzte sich in Gang, sie befand sich in einem Nebengelass. Eine kleine Eisenschranke ging auf, sie öffnete über ein Rad die Zugbrücke.

Der Ankömmling sah von dem Mechanismus in den Mauern nichts. Aber er kannte den Ablauf, man hatte ihn eingewiesen, er sah die Maschinerie vor seinem geistigen Auge arbeiten.

Hinter der Zugbrücke ging in diesem Moment ein wuchtiges, mit Eisenplatten armiertes Holztor auf. Der Fremde betrat mit eingezogenen Schultern eine Halle. Hinter ihm schloss sich das Tor mit einem drohenden Laut. Er durchschritt die Halle bis zu dem nächsten Tor. Er ging auch durch dieses. Kein Mensch war zu sehen. Die Mechanik der Mauern ersetzte die Menschen. So etwas gab es in keiner anderen deutschen Stadt.

Nachdem auch das neue Tor geöffnet wurde, trat der Fremde in eine zweite, diesmal von Fackeln halb erleuchtete Halle. Dort hing an einer Kette eine bronzene Schale. Er warf drei Batzen hinein, die eigentlich nur den Reitern abverlangt wurden. Die Schale wurde emporgezogen, und der Ankömmling wusste, dass jetzt die zweite Gefahr drohte. Denn wenn der Wachtmeister mit dem Einsatz nicht zufrieden war oder ihm die Nase des Ankömmlings nicht passte, dann

schlossen sich alle Tore. Und dann saß er gefangen, bis im Morgengrauen die Beamten des Stadthauptmanns kamen, um den ungebetenen Gast zu verhören.

Das letzte, größte Tor öffnete sich in diesem Moment langsam und mit einem leisen Knarren. Lauerte dahinter jemand? Der Fremde war in höchster Anspannung. Dann atmete er auf.

Als er langsam hindurchging und verstohlen nach oben blickte, fühlte er sich von zwei kleinen Fensteröffnungen aus beobachtet, die wie Augen im Turm saßen.

Das Tor schloss sich sofort wieder. Der nächtliche Ankömmling war wieder in der Stadt.

Le Roulx hörte die einschmeichelnde Stimme aus dem Hintergrund des Zimmers. Ein hässliches Grinsen trat in sein feistes Gesicht. Er würde sie zappeln lassen. Sie kostete ohnehin schon viel zu viel Geld. Er musste nicht nur für sie, sondern auch für die anderen Hübschlerinnen im Frauenhaus an den Stadtrat zahlen. Er wusste, sein Vorrat hielt nicht ewig. Und war es nicht so, dass er sie gut bediente? Vielleicht sollte er schleunigst dazu übergehen, dass sie ihn bezahlte.

Von dem Gedanken beschwingt, trat er ans Bett. Er griff nach ihr. Nach ihrem festen, schwellenden Körper. Der sich ihm entgegendrängte in gespielter Begierde. O ja, er wusste, sie hatten es nur auf sein Geld abgesehen.

Und wenn das Judasgeld ausgegeben war, dann…

Le Roulx wollte den Gedanken, der ihn in letzter Zeit in immer kürzeren Abständen überfiel, nicht weiterdenken. Denn noch war es nicht so weit. Noch lebte er in Lust und im Überfluss. Die jungen Weiber in der Dankwartsgrube lagen ihm zu Füßen. Er kaufte sich, welche immer er haben wollte.

Als er nach einer Weile aus den Armen der Hure wieder auftauchte, war es draußen schon dunkel geworden. Es hatte zu schneien begonnen. Wieder neigte sich ein Tag. Einer von vielen, in denen nichts weiter geschah, als dass die Kirchenglocken bimmelten und sein Geldvorrat hinschmolz wie Fett in der Sonne.

Verdammt! Le Roulx stieg aus dem Bett, so schnell, wie es sein ermatteter Leib zuließ. Er hatte zwar zugenommen, war aber immer noch in guter Form. Er musste etwas unternehmen! Sonst kam der Tag, an dem sie ihn als Schmarotzer hinauswarfen. Denn diese verfluchten Lübecker waren nur an einem interessiert: dass von früh bis spät gearbeitet und Geld verdient wurde. Und dass man für alles bezahlen konnte. Solange das so war, duldete man die Fremden. Wenn sie begannen, der Stadt zur Last zu fallen, machte man kurzen Prozess.

Le Roulx trat ans Fenster. Er blickte auf den Turm der Domkirche, der von Baugerüsten verkleidet war. Wie lange bauten sie noch an dem verfluchten Ding? Es gab doch schon so viele Kirchen in Lübeck, wozu noch ein Dom!

Gegenüber in den Häusern der Böttcher und Leinenweber waren die Butzenfenster erleuchtet. Er konnte in die Stuben blicken. Aber die Werkstätten lagen in dem Hinterhof. Auch Fischer wohnten in der Dankwartsgrube. Und ganz am Ende der Straße, wo die sanft zur Trave abfallende feste Landzunge zum Hafen führte, wohnte er selbst. Von hier aus war das alte Salzhaus aber nicht zu sehen.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite gingen vier Männer vorbei, die sich in der Kälte duckten. Le Roulx schüttelte sich und wollte sich wieder ins Bett legen. Er wollte, dass die kleine Rothaarige sich wieder über ihn stülpte und wärmte. Im gleichen Augenblick durchfuhr ihn ein Blitzschlag.

Er glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen!

Die da drüben, die kannte er doch! Zumindest den großen unter den vermummten Gestalten! Aber nein, das war doch nicht möglich! Hier war Lübeck. Und Henri de Roslin war in Nantes! Oder zumindest in Frankreich!

Le Roulx schüttelte sich noch einmal. Diesmal vor Entsetzen. Wenn dieser verfluchte Templer hier war, dann nur seinetwegen! Er hatte seine Spur aufgenommen wie ein gerissener Stöberhund! Er jagte ihn!

Und jetzt war er schon vor dem Hurenhaus in derselben Straße, in der Le Roulx wohnte! Das konnte kein Zufall sein!

Le Roulx drückte sich die Nase an der Fensterscheibe platt. Zum Glück hatte dieses verfickte Hurenhaus Glasfenster. Das konnte nicht jedes Haus in Lübeck von sich sagen. Le Roulx bemerkte, wie die fraglichen Gestalten die Dankwartsgrube in Richtung Innenstadt hinuntergingen und in den Pferdemarkt einbogen. Keiner von ihnen schaute auf.

Hatte er sich doch getäuscht?

Es musste es herausfinden.

Hastig griff er seine Sachen und kleidete sich an. Als die Hure vom Lager her quengelte, knurrte er nur. Er ging die Stiege hinunter, so schnell es ging.

Auf der Straße schlug die Eiseskälte auf ihn ein. Le Roulx duckte sich und hüllte sich tief in seinen Pelz. An der Straßenecke sah er die vier Männer in einiger Entfernung. Sie sprachen mit einem der Pferdehändler. Offenbar wollten sie Reittiere kaufen, denn sie begutachteten jetzt einige Tiere, die der Händler heranführte.

Le Roulx beruhigte sich langsam wieder. Vielleicht hatte er sich doch getäuscht. Oder aber es war zwar Henri de Roslin, aber er suchte nicht ihn. Woher sollte er auch wissen, dass er nach Lübeck geflüchtet war!

Le Roulx überlegte. Möglich war es natürlich. Es gab überall Verräter und Zuträger. Und Henri de Roslin war nicht sein

einziger Feind. Aber es schien ihm doch unwahrscheinlich zu sein.

Um sicherzugehen, beschloss er, sich im Schutz der Dunkelheit zu nähern. Die Kohlefeuer in den Pfannen, die überall loderten, beleuchteten die Straßen nur unzureichend, man konnte sich im Schatten verstecken.

Le Roulx pirschte sich heran. Die Männer an den Ställen waren ganz mit der Begutachtung der Reittiere beschäftigt. Als er seitwärts an den Ställen und Gattern vorbeiging und sich hinter den Bretteraufbauten und Gerätschaften des hier ansässigen Bauhofes verstecken konnte, sah er es ganz deutlich.

Henri de Roslin! Und zwei von den drei Begleitern glaubte er auch zu kennen. Er war sich aber nicht sicher.

Warum waren sie in Lübeck?

Le Roulx rief sich zur Ruhe. Noch war gar nichts passiert. Sie hatten ihn nicht gesehen. Und ob sie es wirklich auf ihn abgesehen hatten, war gar nicht ausgemacht. Er konnte handeln.

Le Roulx wusste, was zu tun war. Er kannte die Feinde der Templer in dieser Stadt. Er brauchte sie nur zu informieren, dann würden sie den Rest tun.

Le Roulx drückte sich hinter dem Bauhof durch die angrenzenden Gassen. Er passierte die Wassertürme der Stadt, die über das gerade verlegte unterirdische Rohrleitungssystem manche Straßen mit Wasser versorgte, vor allem die beiden Brauwasserkünste vor dem Burgtor und am Hüxtertor und das Gebiet an der Großen Altefähre. Le Roulx kannte die Anlage genau, er war darin spazieren gegangen, sein Interesse für Wasserbau war nie erlahmt.

Er überquerte zwei kleine Brücken über jetzt zugefrorene Bäche. Über die Sandstraße kam man bei diesem Wetter am schnellsten durch die Stadt, dort war Ruß gestreut.

Er erreichte das Haus, das er suchte. Dort wohnte der Proloqutor, der Vorsprecher vor Gericht, den er kannte. Er musste die Behörden darüber informieren, dass ein gesuchter Templer in der Stadt war. Ein Mörder, ein Verräter des richtigen Glaubens!

Le Roulx schlug die Glocke. Im Haus rührte sich nichts. Er wartete und läutete noch einmal. Niemand kam, um zu öffnen.

Er unterdrückte einen Fluch. Was jetzt?

Le Roulx überlegte. Im gegenüberliegenden Gasthof ging gerade die Tür auf, ein Betrunkener torkelte heraus. Er stolperte und fiel hin. Krakeelend versuchte er, wieder auf die Beine zu kommen. Le Roulx ging an ihm vorbei in die Kneipe. Bei einem Glas Rum würde ihm schon einfallen, was zu tun war.

Die Kneipe war trotz der frühen Abendstunde voll. Im Dunst konnte Le Roulx zunächst nicht viel erkennen, aber er hörte das Durcheinanderschreien der Gäste im verräucherten Schankraum. Ein Mann fiel gegen ihn, Le Roulx roch seinen Bierdunst. Er stieß den Kerl angeekelt von sich. An der Theke bestellte er einen Becher Rum, und als das Getränk kam, stürzte er es in einem Zug hinunter. Es brannte wie Feuer, und zugleich wurde ihm warm.

Der verfluchte Templer! Warum ließ er ihn nicht in Ruhe!

Soll ich ihn töten?, dachte Le Roulx. Und er erschrak bei diesem kühnen Gedanken. Er dachte daran, wie er dem Schotten früher in Paris begegnet war. Jeder hatte ihn nur als Vorbild angesehen. Auch er selbst. Er hatte ihn förmlich geliebt. Ein vorbildlicher Mann und mutiger Kämpfer. Der allerbeste unter den Tempelbrüdern.

Scheiß drauf!, dachte Le Roulx, jeder ist für sich der Beste. So ist nun mal das Leben.

Er bestellte noch einen Becher. Als er ihn austrank, fiel es ihm ein. Ja, das war das Beste.

Begeistert von sich selbst, zahlte Le Roulx und verließ die Gaststube. Jetzt schien es ihm draußen nicht mehr ganz so kalt zu sein. Er hörte den Straßenwächter die Stunde ausrufen. Sechs Uhr am Abend.

Der Keller unter dem Klingenberg war wie immer mit einem Wachhabenden besetzt. Er wirkte unauffällig. Sie wollten nicht auffällig wirken. Eine Todesschwadron wie diese Ritter vom Marienorden, die hier Fuß gefasst hatten, musste wie ein Fisch im Wasser schwimmen. Er hatte selbst eine Zeitlang zu diesen fanatischen Männern gehört. Aber jetzt war er dafür zu gleichgültig geworden. Ihn interessierten nur noch die Huren.

Er traf seinen Informanten. Wahrscheinlich, dachte Le Roulx, gehen sie auch in ihren schwarzen Umhängen schlafen. Sie waren immer bereit, immer hasserfüllt. Ihm verziehen sie es nur, ein Templer gewesen zu sein, weil er ihnen zuarbeitete. Für geständige Abtrünnige, wie er es war, hatten sie nicht genug Verachtung und Hass.

Er erzählte alles über Henri de Roslin.

Wie immer ärgerte ihn die herablassende Art des Mannes im schwarzen Ornat. Aber er schluckte es hinunter. Als er geendet hatte, atmete er auf. Ja, es war richtig gewesen, zu den Rittern vom Marienorden zu gehen. Jetzt hatte er mit der Angelegenheit nichts mehr zu tun. Henri war erledigt.

Auf der Gasse stieg der Ärger erneut in Le Roulx hoch. Er spürte, dass er noch nicht fertig war mit der Sache. Es ging zu einfach. Später wusste er nicht mehr, warum er das tat, wozu er sich in diesem Moment entschloss. Er wollte einfach eine kleine Komplikation einbauen. Die arroganten Brüder des Ordens machten ihn wütend. Er wollte diese schwarzen Totenvögel aufscheuchen. Diese verklemmten Spießer, die noch nie eine Frau angefasst hatten. Vielleicht sollte er ihnen eine Hure ins Haus schicken, die eine saftige Krankheit hatte.

Le Roulx lachte gehässig. Dann wurde er wieder ernst.

Er würde zu den Rittern vom Deutschorden gehen. Die würden auch keinen Templer laufen lassen. Vielleicht kamen die schwarzen Totenvögel ihnen in die Quere, dann sollten sie sehen, wie sie zurechtkämen.

Doppelt hält besser, dachte er. Diesmal geht er mir nicht durch die Lappen.

Le Roulx spürte Genugtuung über seinen Plan. Er wusste, auch die Mönchsritter würden sich umgehend in Bewegung setzen, wenn er von Henri erzählte. Vielleicht hatte er Tempelgold bei sich, das sie gebrauchen konnten. Die brauchten für ihre Ostmissionen immer Gold. Für Soldaten, Burgen, Waffen.

Die Deutschordensritter würden die Sache schon in die Hand nehmen. Und die schwarze Schwadron dieses Marienordens aus Ruppin ebenfalls. Das war eine wunderbare Idee! Die einen würden den Templer festsetzen und in ihren Kerkern unter dem Burgkloster verschwinden lassen! Die anderen würden ihn töten wollen. Er konnte auf keinen Fall entkommen.

Le Roulx war sicher, dass er den Deutschordensritter, den er bei einer Prozession kennen gelernt hatte, in der Burg antreffen würde. Denn der war damit beauftragt, eine Expedition nach Osten vorzubereiten. Er durfte die Burg so lange nicht verlassen, bis Order zum Aufbruch kam. Das wusste Le Roulx.

Was für eine verflixte Expedition das war, hatte der Mönchsritter ihm nicht erzählt. Aber er mutmaßte, dass es um diese uralte Stadt ging, von der jetzt alle redeten.

Irgendetwas davon war jetzt wieder aufgetaucht.

Das Haus hatte im Dunkeln gelegen.

Henri war drauf und dran, an der Handglocke zu läuten. Er wollte es gleich hier beenden. Wozu noch warten? *Was ihr getan habt dem Geringsten meiner Brüder…*

Er hatte insgeheim für sich beschlossen, Le Roulx zu töten. Er allein musste es tun. Es war nicht die Angelegenheit von Uthman, und schon gar nicht die von Joshua. Ein Templer, der einen anderen verriet oder die Ordensideale mit Füßen trat, musste sterben. Das war früher so. Und Henri beschloss, dass es für ihn auch heute noch galt.

Aber in dem Haus, das Frederik ihm zeigte, war niemand anwesend. Sollten sie warten? Sie würden in der Kälte anfrieren.

»Wir haben Zeit«, sagte Joshua in seine Gedanken hinein. »Der Verräter entgeht uns nicht. Ich schlage vor, wir beobachten sein Haus abwechselnd. Irgendwann muss er nach Hause kommen, um zu schlafen. Dann schnappen wir ihn.«

»Wir können inzwischen zum Pferdemarkt gehen«, schlug Uthman vor. »Schauen wir uns ein paar Tiere an. Denn unsere Reittiere sind heruntergeritten, wir brauchen neue, starke, die an die Verhältnisse hier besser angepasst sind. Wir tauschen sie gegen unsere.«

Alle waren einverstanden. Als sie durch die Dankwartsgrube gingen, hatte Henri ein ungutes Gefühl. Er sah verstohlen zu den Häuserfassaden empor. Hinter den erleuchteten Fenstern und durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden der Handwerker und kleinen Leute gab es bestimmt Blicke, die sie hier unten erfassten. Henri war daran gewöhnt, so zu denken – dass er immerzu beobachtet wurde. Er hatte in den letzten Jahren den Instinkt entwickelt, sich wie in Feindesland zu bewegen.

Hinter einem der Fenster, in einem unerleuchteten Raum, stand ein halb nackter Mann. Es war eher nur eine Silhouette,

die Henri beim flüchtigen Aufschauen wahrnahm. Der Mann trat ins Dunkle des Zimmers zurück. Ja, dachte Henri, sie beobachten uns von überall her. Aber wer, außer Le Roulx, sollte ihn in Lübeck kennen?

Der Pferdehändler zeigte ihnen starke, zutrauliche Pferde mit gutem Charakter. Die Holsteiner vertrugen es, wenn sie bei Wind und Wetter beansprucht wurden. Henri und seine Gefährten handelten aus, dass sie in den nächsten Tagen ihre eigenen Pferde bringen und gegen die mächtigen neuen Pferde austauschen würden. Da ihre Tiere edler waren, mussten sie dann kein Aufgeld zahlen.

Als der Handel beschlossen war, gingen die Männer noch einmal in die Straße zurück, in der Le Roulx wohnte. Auch jetzt brannte kein Licht in dem Haus. Sie verabredeten, dass jemand am Straßenende, dort, wo die Trave die Halbinsel der Stadt umfloss und die Fischerboote vertäut lagen, aufpassen sollte. Vom nahen Hafen her, in dem seit dem Morgen auch große Koggen von Gotlandfahrern lagen, kam Geschrei, irgendwelche Wachmannschaften marschierten auf, die das gefährdete Ufer mit den Warenladungen in den Speichern ständig bewachten. Die Gefährten achteten jetzt nicht weiter darauf. Ihr eigener Wachdienst war wichtiger.

Alle drei Stunden wollten sie sich abwechseln. Joshua bot sich als Erster an.

Henri schickte Frederick zu Frau und Kindern zurück. Sie würden sich in den nächsten Tagen noch begegnen. Dann erläuterte er Uthman, was er vorhatte. Der Sarazene war einverstanden. Kurze Zeit später machten sie sich auf den Weg quer durch die Stadt in Richtung der Klosterburg.

Le Roulx erreichte die Burg. Im prächtigen Saal des Hochmeisterpalastes empfing ihn ein Ordensritter, dem er sein

Anliegen vortrug. Der Ritter hörte ihn an und befahl ihm, zu warten. Le Roulx war es unheimlich zu Mute. Er sah an den reich geschmückten Wänden des großen Saales, der von einer Säule in seiner Mitte getragen wurde, empor. Überall Schilde, Wappen, Totensteine. In der Höhe bunt verglaste Fenster. Der Fliesenboden hallte wider von Schritten, aber er sah niemanden, der ging.

Endlich trat ein Mann mit einem wehenden weißen Gewand auf ihn zu. Auf seinen Schultern lag das rote Balkenkreuz.

»Jan Matreiko«, sagte der Ritter, in dessen strengem Gesicht mit den weißen Haaren keine Regung zu erkennen war.

Le Roulx nannte seinen Namen und auch noch einmal sein Anliegen. Er endete seinen hastigen Bericht mit den Worten: »Er ist heimlich in der Stadt. Was führt er im Schilde? Wer weiß, welches Unheil der guten Stadt Lübeck bevorsteht, wenn er nicht schnell gefasst wird!«

»Welches Eigeninteresse habt Ihr an dem Fall, Meister Le Roulx?« Der Ritter blickte ihn ruhig und durchdringend an.

Le Roulx spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Jetzt war er durchschaut! Er suchte die Worte zusammen. »Ich… bin nur ein verantwortungsbewusster Bürger, obwohl fremd hier. Ich habe erlebt, wie gemein Templer sein können. Und jetzt, wo sie verboten worden sind, muss man ja mit allem rechnen.«

»Seid Ihr selbst beim Tempel gewesen?«

Le Roulx schüttelte nur stumm den Kopf. Er redete sich ein, die Wahrheit zu sagen. Denn er wollte sich an diese Zeit nicht mehr erinnern.

»Ihr seid Euch bewusst, dass wir Euch zur Rechenschaft ziehen könnten, wenn sich herausstellt, dass Ihr uns etwas Unwahres sagt? Oder etwas Wichtiges verschweigt?«

»Was sollte das sein?«

»Ihr wisst es – oder keiner.«

»Es ist nichts Persönliches. Ich habe nichts gegen diesen Mann. Ich habe nur etwas gegen den Tempelorden, der als ketzerischer Orden verurteilt und verboten worden ist. Ich finde, die Brüder dieses Umsturzordens sollten nicht mehr unbescholten in der Öffentlichkeit auftreten dürfen.«

»Ihr habt recht getan, unsere Kommende zu warnen. Ich werde unseren Hochmeister benachrichtigen«, sagte der Deutschritter. »Beschreibt mir diesen Henri de Roslin jetzt, damit wir keinem Irrtum erliegen, wenn wir ihn festnehmen.«

»Gewiss«, beeilte sich Le Roulx. »Er ist mindestens ein Meter achtzig groß, kräftig gebaut. Er hat braune Augen, dunkle Haare und eine durchdringende Stimme. An seiner überaus stolzen Haltung erkennt Ihr ihn schon von weitem. Mein Gott, der geht immer noch, als trüge er seine Ordenskleidung! In seiner Begleitung befinden sich zwei weitere Personen, sie treten zusammen auf, ich weiß aber nicht, wer sie sind.«

»Ein Jude und ein Sarazene?«

»Ihr kennt sie!?«

»Nun – ich hörte von ihnen. Wenn sie es denn wirklich sind.«

»Fasst sie, um Gottes Willen, bevor… bevor…«

»Wo kann ich Euch finden?«

»Dankwartsgrube, das Salzhaus.«

»Geht jetzt. Ich danke Euch.«

Der Ordensritter blieb unbewegt stehen. Seine Gedanken schienen ihn an seinen Platz zu nageln.

Le Roulx zog sich zurück. Er dienerte noch ein paar Mal. Als er auf dem Flur stand, ärgerte er sich über sich selbst. Warum war er so unterwürfig? Jedes Mal, wenn er einem Ordensmann gegenüberstand, bekam er weiche Knie. Hatte das mit seinem schlechten Gewissen zu tun? Befürchtete er, durchschaut zu werden? Dass er ein Verräter an den eigenen Idealen war?

Le Roulx fluchte leise. Er hatte vor niemandem Angst! Auch vor diesem Henri de Roslin nicht! Zur Not wurde er mit dem ganz allein fertig!

Unten entstand Bewegung. Le Roulx hörte Stimmen. Jemand kam. Es schien eine Abordnung zu sein. Und dann hörte er eine Stimme, die er gerade eben beschrieben hatte. Durchdringend. Autoritär. Angst einflößend. Und doch leise und verhalten. Gefährlich wie bei einem Raubtier, das sich seiner Kraft bewusst ist und sie dennoch nicht zeigt.

Le Roulx erschauerte bis ins Mark.

Sie gingen über die breite Marmortreppe auf die Empore hinauf. Henri wusste nicht, ob in diesen Tagen ein Hochmeister oder ein Komtur diese Kommende leitete. Auf jeden Fall war es ein Wagnis, sich darauf einzulassen. Denn wenn er an den falschen Mann geriet, konnte das sein Ende sein. Und das seiner Gefährten. Aber in der Fremde, dachte er, ist alles ein Wagnis. Und wer sich versteckt, kostet das Salz des Lebens nicht mehr.

Er überlegte, wie er vorzugehen hatte. Am einfachsten wäre es natürlich, Le Roulx anzuzeigen, weil er ein ehemaliger Templer war. Aber das widerstrebte Henri zutiefst. Damit würde er ja die gleiche Niedertracht beweisen, die seine Feinde besaßen. Nein, er musste einfach seine Menschenkenntnis bemühen. Er musste herausfinden, wer sein Gegenüber war, und sich dann vortasten. Es musste Deutschritter geben, die dem Tempel auch jetzt noch freundlich gesonnen waren. Vielleicht hatte er das Glück, auf einen zu stoßen. Sie hatten lange genug Seite an Seite gekämpft. Vielleicht traf er sogar jemanden, den er von früher kannte.

Sie waren auf dem letzten Treppenabsatz angekommen. Henri bewunderte die Pracht der Klosterburg, die Innenräume glichen dem Tempel in Paris. Uthman drehte sich um, weil er hinter ihnen ein Geräusch hörte. Jemand war plötzlich in ihrem

Blickfeld, vielleicht hatte er hinter den Vorhängen gestanden, die bis zum Boden fielen. Ein Mann mit hellen Haaren, dem das Barett verrutscht war. Er sprang jetzt, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hinunter, sein Schwert rasselte.

Fassungslos deutete Uthman auf den Flüchtenden. Auch Henri hatte sich neugierig umgedreht.

»Le Roulx! Was in aller Welt!… Er darf uns nicht entkommen!«

Sie machten unverzüglich kehrt und nahmen die Verfolgung auf. Als sie unten an den beiden Wachsoldaten vorbei durch das Eingangstor rannten, war der Platz vor der Burg menschenleer.

»Wohin ist er?« Uthman sah sich wild entschlossen um.

»Er kann nur nach rechts verschwunden sein. Die Häuser, die sonst Deckung bieten, sind zu weit entfernt. Wir sind dicht hinter ihm, wir müssten ihn sehen.«

»Also nach rechts!«

Es ging in die Große Altefahre hinein. Die Straße lief schnurstracks zur Untertrave, einer aufgeschütteten Gasse, die um die ganze Stadt herumführte. An der nächsten Kreuzung, dort, wo die Öfen der Silberbrenner lagen, beschlossen die Gefährten, sich zu trennen. Le Roulx war auch jetzt weit und breit nicht zu sehen.

»Er kann doch nicht weit sein«, sagte Henri. »Verfolge du ihn bis zur Untertrave, dann gehst du im Bogen durch die Petersiliengasse wieder hierher zurück. Ich mache den Weg durch die Kleine Altefahre. Wenn wir ihn nicht aufspüren, treffen wir uns hier wieder.«

Uthman nickte. Henri legte ihm flüchtig die Hand auf die Schulter, dann rannten beide davon. Henri hörte, wie Uthman unterdrückt im Dunkeln fluchte. Er war wohl gestolpert, rappelte sich aber wieder auf. Henri rannte die unbeleuchtete Straße hinunter.

Der kleine Mann, der nicht lachen konnte, trat durch die Gärten in die Stadt ein. Er kannte die menschenleeren Gassen und Schleichwege in die innere Stadt hinein, wo er nicht gesehen wurde. Lübeck gefiel ihm, hier war es im Winter wärmer als in seinen sonstigen Unterkünften. Jetzt wollte er die Stadt nicht mehr verlassen. Er konnte auf den nächsten Auftrag warten. Bis dahin wollte er unerkannt untertauchen.

Er verließ das Viertel nicht mehr, der Auftrag würde bald kommen. Tagsüber schwamm er in der Menge, die von keinem noch so eifrigen Stadtbeamtentum mit seinen überall anwesenden Söldnern, Knechten, Bütteln und Dienern der Armenvögte kontrolliert werden konnte. Warum rümpften die Menschen die Nase, wenn er vorbeiging? War er ein Aussätziger?

Nachts versteckte er sich wie schon so oft zuvor in den verwaisten Anlagen der Wassertürme. Er hatte immer das Rauschen in den Ohren. Aber er konnte dabei angstfrei und ohne schlechtes Gewissen schlafen, denn der gleichmäßige Lärm schwemmte alle anderen Geräusche und auch die Gefahren fort, wie es auch die großen Pumpen der Stadt taten.

Hier war überall Wasser. Sie waren stolz darauf, hielten die Anlage für eine Zierde, ihre Braukünste benötigten viel davon.

Das Wasser kam in Kanälen, die auf Holzbrücken über dem Stadtgraben geleitet wurden. Es trieb Räderwerke und Pumpen an, die es in Bleileitungen aus Brunnen in fünfzig Fuß hohe Türme drückten. Dort in der Höhe wartete er die Nächte ab und manchmal auch die Tage, bis der nächste Auftrag kam. Er hatte schon viele Aufträge ausgeführt. Vor dem Einschlafen und nach dem Erwachen sah er zu, wie sich das Wasser in große, steinerne Behälter ergoss, aus denen es an einem

anderen Ort wieder in Rohren nach unten stürzte, um sich über die ganze Stadt in fünfzig Brunnen zu verteilen.

Die freien Brunnen waren jetzt zugefroren, aber darunter rauschten weiter die Wasser.

Er stellte sich jedes Mal vor, wie schnell er Verfolgern entkommen konnte, wenn er die reißenden Wasser benutzte. Er würde einfach davonstürzen. Inzwischen kannte er alle unterirdischen Leitungen, alle Wassergänge in den Katakomben, alle Gefälle und Brunnen. Er fühlte sich wie der heimliche Wassergott, ein Meister aus Lübeck. Denn wenn er es wollte, kam durch die Brunnenwasser auch die nächste Seuche in diese schöne Stadt. Er wusste, wer für den Aussatz verantwortlich war, der Lübeck vor Jahren geplagt hatte. Er wusste, wie man die Seuche in die Stadt zurückholte.

Dann kamen sie. Sie wussten immer, wo sie ihn erreichten. Oder er erreichte sie zur richtigen Zeit.

Die Dämmerstunde war immer eine gute Zeit. Er erblickte sie schon von weitem, wie sie unten auf dem Platz standen. Es war unnachahmlich. Sie warfen lange Schatten. Die letzten, möglichen Schatten vor der Dunkelheit.

Sie liebten diese Auftritte im späten Tageslicht, bevor die Sonne versank, so als wäre dieses Licht ein Fingerzeig, der eine Schleppe aus Bedeutung hinter ihnen herzog. Sie standen da, mit langen Schatten. Und blickten zu ihm hinauf.

Marienritter wie sie sagten nie etwas, sie riefen nicht. Jemand, der nicht eingeweiht war, konnte daran nichts Verdächtiges erkennen. Aber er spürte ihre Blicke wie durch Brenngläser. Er machte sich bereit, nahm seine Sachen und stieg vom Turm herab.

Unten warteten sie. Sie blickten ihn angeekelt an und überreichten ihm etwas. Sie hatten es in ein dunkles Fell gehüllt. In ihren langen, schwarzen Umhängen, auf denen nur das Abbild des Schwans einen hellen Fleck bildete, wirkten sie

immer unpersönlich, eher wie Ideen, als dass sie Menschen aus Fleisch und Blut verkörperten. Wahre Racheengel, die Templer jagten. Eine unnachahmliche Todesschwadron aus Ruppin, wo sie ihren Stammsitz hatten.

Er wollte das Päckchen gleich auspacken. Aber sie hinderten ihn daran. Es war zu verräterisch.

Einer sagte, es würde von einer schriftlichen Anleitung umhüllt. Er solle es beim Wasser öffnen und es sorgfältig studieren. Vor allem musste er dazu allein sein.

Hochmütiges Pack, dachte er. Immer geben sie nur Anweisungen, als würden sie mich schnell wieder loswerden wollen, als stänke ich wie die Pest, niemals fragen sie, wie es um mich steht, dabei habe ich so viel für sie getan. Mein Messer schneidet gut durch Kehlen von Ketzern, die sich unsichtbar machen wollen. Ich kriege sie alle, wie lange es auch her ist, dass sie Unrecht getan haben. Und das Pack lässt keinen entkommen. Ich hasse diese religiösen Fanatiker, allesamt. Aber sie bezahlen gut, also beschwere ich mich lieber nicht.

Er steckte das Päckchen ein. Wenn ich allein bin?, dachte er. Ein unhörbares Lachen stieg in ihm hoch und schüttelte ihn.

Ich bin nicht allein. Niemals.

Es gelang ihm einfach nicht, das Lachen, das ihn ganz tief drinnen schüttelte, zu beenden. Sein Gesicht glich einer Fratze.

Bei ihm waren stets alle die Opfer, die sie auserwählt hatten. Alle die unglücklichen Templer. Er sprach mit ihnen. Oder sie suchten ihn heim, auch wenn er es nicht wollte. Er hatte längst aufgegeben, sich ihrer zu erwehren.

O nein, er war nicht einsam.

Henri lief so schnell er konnte. Wieder war vom Hafen her Lärm zu hören, jetzt dröhnte sogar etwas, als würde

Salpeterpulver explodieren. Die Stadt wurde immer unruhiger. Am Morgen hatten Matrosen aus Visby mit Händlern aus Nowgorod Streit angezettelt. Henris Blicke durchdrangen die Dunkelheit, der Flüchtling war nirgends zu sehen.

In der kalten Luft bildeten sich Eiskristalle, die beim Einatmen in seine Lungen flogen. Es schmerzte. Gerade wollte er das sinnlose Laufen aufgeben und zum Treffpunkt mit Uthman zurückkehren.

Da sah er ihn.

Le Roulx stand im Schutz der Dunkelheit unbeweglich unter einem der Wassertürme, die hier im Nordwesten der Stadt, wo das Viertel der sich immer mehr ausbreitenden, finanzkräftigen Braumeister lag, besonders zahlreich waren. Er hatte sein Barett tief ins Gesicht gezogen, aber Henri erkannte ihn sofort.

»Le Roulx«, schrie Henri, »für uns beide ist in Lübeck kein Platz. Und auch sonst nirgendwo auf der Welt!«

Der ehemalige Templer rührte sich nicht. Henri glaubte in seinem Gesicht den Hass zu sehen, der ihn schüttelte. Dann lachte er ein böses Lachen, drehte sich um und sprang erstaunlich behänd, mit langen Sätzen, in Richtung eines der Brunnen.

Und verschwand darin.

Verblüfft musste es Henri mit ansehen. Er fluchte. War der Kerl lebensmüde?

Als er über den Rand des Brunnens in die Tiefe sah, begriff er, dass der Flüchtige genau wusste, was er tat. Im Brunnenschacht befand sich eine schmale gusseiserne Leiter. Sie führte von einem Absatz in der Mauer, den die Brunnenreiniger benutzten, in die Tiefe. Von dem Vorsprung aus ging eine Öffnung seitlich ins Mauerwerk.

Ein Gang!

Henri handelte. Er griff nach dem Seil der Winde, an dem ein Wassereimer hing, zog es heran, verknotete es unter dem

Laufring und hangelte hinunter, bis er vor dem Seitengang pendelte. Mit ein paar Bewegungen gelang es ihm, die Füße auf den Mauervorsprung zu bringen. Er rutschte ab, die Mauer war vereist. Aber nach einem weiteren Versuch schnellte er mit dem Oberkörper nach vorn und konnte sich an den Leitersprossen festhalten. Er blickte in den Gang hinein.

Der Weg führte in schräger Linie abwärts ins Dunkel. Konnte es sein, dass sich Le Roulx hier auskannte? Wohin führte der Gang?

Henri ließ sich mit den Füßen voran hineingleiten. Der Boden des Ganges, es war eher eine kreisrunde Röhre, war feucht und glitschig, aber nicht gefroren. Er spürte die Wärme, die von innen kam. Nur an den Wänden nahm er Eiskristalle wahr. Irgendwo brannten Fackeln. Schon nach wenigen Metern rutschte Henri haltlos vorwärts. Er ließ es geschehen. Auch Le Roulx hatte diesen Weg genommen, also führte er an irgendein Ziel.

Die Fahrt ging immer schneller, Henri versuchte jedoch nicht, sie abzubremsen. Ein grimmiges, fast heiteres Gefühl stieg in ihm auf. Er fühlte sich in seine Jugend zurückversetzt, als er mit den Nachbarkindern auf flachen Korbdeckeln über die Strudel und Wirbel der Flüsse in Lothian gesaust war.

Nach vielleicht hundert Metern sah Henri ein weiteres Licht. Er landete unsanft in einem kleinen Mauerviereck. Wo kam das Licht her? Er blickte nach allen Seiten. Dann sah er die Kohlepfannen in der Wand schräg unter sich. Dort befand sich ein Vorraum, in dem ein mächtiges Mühlrad Wasser nach allen Seiten beförderte.

Wachpersonal konnte er nicht sehen. Henri dachte daran, dass die unterirdischen Wasseranlagen mindestens fünfzig Brunnen der Stadt speisten und auch die Mühlen der Brauereien. In welchen der vielen Gänge war Le Roulx verschwunden?

Er lauschte und hörte nichts anderes als das Knarren des Mühlrades und das Rauschen der Wasser. Dann glaubte er Stimmen zu hören. Schrie nicht jemand?

Henri lauschte angestrengt. Es war aus einem Gang gekommen, der direkt gegenüberlag. Jetzt blieb alles ruhig. Wahrscheinlich war das Geräusch bei der Regulierung der Wassermassen entstanden. Henri hatte keine Wahl, er musste sich für eine Richtung entscheiden. Er nahm den direkten Weg geradeaus.

Nachdem er eine Weile durch eine hölzerne Wasserwanne geplatscht war, die leicht bergauf führte, kam er an ein Becken, aus dem das Wasser hinabstürzte. Ein unterirdischer Wasserfall, nicht zu glauben! Oben hingen wie Stalaktiten Eiszapfen, aber das Wasser floss.

Diese unterirdische Wasserwelt schien ihm ein wahres Wunder. Henri wusste nichts von ihrer Existenz in Lübeck, hatte sich aber mit einer ähnlichen Anlage beschäftigt, als er einmal im deutschen Augsburg gewesen war. Jetzt fiel ihm ein, dass Le Roulx vor seinem Eintritt in den Tempel Wasserwerker gewesen war. Vor ihm tat sich ein zweites, feuchtes Lübeck auf, in dem es modrig, dann wieder undeutlich, dann nur nach frischem Wasser roch. Es gab Gischt. Henri spürte eine feine, eiskalte Wasserschicht auf seiner Haut. Er wischte sie mit der Hand ab und sah sich um.

Von Le Roulx keine Spur.

Er erblickte eine Leiter, sie führte zu einem Turm empor. Henri sah nach oben. Der Turm musste sich über der Stadtoberfläche erheben, es fiel Licht nach unten. Wieder erblickte er Fackeln. Menschen sah er nicht.

Er begann die Leiter nach oben zu klettern. Mittlerweile war er außer Atem; dass er schwitzte, merkte er nicht. Als er oben ankam, musste er sich einen Moment ausruhen und lehnte sich gegen die Wand. Das Holz war kalt.

Kein Mensch war zu sehen. Wo war dieser verdammenswerte Le Roulx?

Unter dem Fußboden gurgelte das Wasser auf seinem Weg durch die Stadt, zu den Brunnen. Es musste ein starkes Gefälle durch die Holzröhren nehmen und schoss rasch dahin. Nur so konnte verhindert werden, dass es einfror.

Henri konnte hier oben sehen, wie sich in schmalen, lang gezogenen Sichtscharten die Stadt zeigte. Zumindest sah er Ausschnitte. Das leuchtende Kupferdach des Rathauses, St. Marien, St. Petri, das Johanniskloster und die Burg der Deutschritter.

Als er sich umdrehte, bemerkte er, dass überall Dinge herumlagen. Es sah aus, als hätten Tiere nach etwas Essbarem gesucht. Dann begriff er, dass hier in diesem provisorischen Raum jemand wohnte. Er sah einen Strohsack. Hier musste ein Mensch hausen, der sich vor der Stadt versteckte!

Henri sah Kleidungsstücke. Als er näher trat, bemerkte er den infernalischen Geruch. Alles stank nach Kot und Verwesung. Unter einem Umhang huschte eine Ratte ins Dunkle.

Dann sah er ihn. Wie war das möglich?

Henri hielt den Atem an. Le Roulx hing an einem Seil, das in der Decke befestigt war. Sein Kopf befand sich in einer Schlinge und war zur Seite abgeknickt. Sein Barett lag auf dem Boden. Eine bläuliche Zunge hing aus seinem aufgerissenen Mund.

Henri ging hinüber, schnitt mit einer schnellen Bewegung seines Messers, das er als einzige Waffe ständig im Gürtel trug, das Seil durch und ließ den ihm ungewöhnlich schwer erscheinenden Körper zu Boden gleiten.

Le Roulx war noch warm, aber zweifellos tot.

Henri trat auf die Brüstung des Wasserturms und rief laut nach Uthman. Der Sarazene war nicht zu sehen. In diesem

Moment sprang unten jemand mit hohen Sätzen über den Vorplatz und verschwand in den Schatten.

Uthman war noch vom schnellen Lauf außer Atem, als er fragte: »Wer ist der Kerl? Wer kann Le Roulx getötet haben?«

»Und vor allem: War es ein Irrtum?«, ergänzte Henri. »Oder lauerte er auf Le Roulx?«

»Es ging zu schnell. Ich habe unten nur einen unförmigen Schatten gesehen«, sagte Uthman enttäuscht.

»Jedenfalls steht eines fest«, meinte Henri, »Le Roulx kannte sich in den Wasseranlagen aus. Und auch sein Mörder. Aber kannten sie sich gegenseitig? Ist das zwingend notwendig? Ich glaube nicht. Vielleicht stöberte Le Roulx auf seiner Flucht den Unbekannten nur in seinem Versteck auf und wurde von ihm aus dem Weg geräumt.«

»Was hätte der Mörder zu verbergen? Wenn er nur ein gewöhnlicher Landstreicher ist, der sich in der unterirdischen Welt Lübecks vor der Kälte verbirgt, hätte er doch nicht gleich getötet.«

»Dann gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder er kannte Le Roulx doch und hatte es genau auf ihn abgesehen. Oder er fühlte sich von ihm bei etwas ertappt, das er auf keinen Fall preisgeben wollte.«

»Was könnte das sein?«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls scheint der Mörder hier schon seit einiger Zeit gehaust zu haben.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Uthman. »Der Mörder hat Le Roulx mit jemandem verwechselt. Er hatte den Auftrag, einen anderen zu töten.«

»Und wen?«

Uthman blickte Henri an, sagte aber nichts. Er zuckte die Schultern.

Sie blickten sich suchend um. Vielleicht gab es irgendwo einen Hinweis. Sie fanden nichts, was ihnen etwas erklärt hätte. Der Erhängte lag in verkrümmter Haltung am Boden. Henri hatte ihm die Augen geschlossen.

»Was machen wir mit ihm?«, erkundigte sich Uthman.

»Ich würde ihn am liebsten liegen lassen, aber meine christliche Pflicht ist es, dass er anständig begraben wird. Alarmieren wir also den Stadthauptmann.«

»Und wie erklären wir, dass wir ihn gefunden haben?«

»Wir sagen, wie es wirklich war – nun gut, mit kleinen Abweichungen. Dass wir auf dem Weg zur Deutschritterburg waren, dass wir zufällig den Kampf auf dem Wasserturm gesehen haben und Hilferufe hörten. Dass wir jemanden davonlaufen sahen. Wir sind die Stufenleiter hochgestiegen und haben Le Roulx gefunden.«

»Kennen wir ihn?«

»Nein. Nie gesehen. Ebenso wenig kennen wir seinen Mörder. Und ich bin auch nicht wild darauf, ihn kennen zu lernen.«

Uthman sagte: »Sollen wir ihn nicht suchen?«

Henri antwortete mit einer Gegenfrage: »Haben wir nicht schon genug Schwierigkeiten?«

»Du hast Recht.«

»Le Roulx ist tot. Jemand hat uns die Arbeit abgenommen. Vielleicht ein Gerechtigkeitsfanatiker.«

»Na, das glaube ich kaum.«

»Lass uns zu Joshua gehen. Er ist vielleicht schon angefroren. Dann holen wir die guten Stadtboten.«

Jan Matreiko hüllte sich in einen Mantel, der ihn nicht als Mönchsritter des Deutschen Ordens verriet. Er hatte lange überlegt. Nachdem sein Besucher verschwunden war, fasste er

einen Entschluss. Er wollte ihn nicht mit dem Hochmeister abstimmen, aber das konnte ihm viel Ärger einbringen. Gehorsam war die am höchsten stehende Tugend.

Jan Matreiko verließ die Burg. Er ging zu Fuß quer durch die Stadt. Unterwegs sah er Männer in schwarzen Umhängen. Seit Tagen waren sie in der Stadt. Matreiko ahnte, weshalb. Sie waren schon früher in Erscheinung getreten. Kamen sie nicht aus dem Mecklenburgischen? Danach hatte man Männer mit durchgeschnittenen Kehlen gefunden, Rotkehlchen, wie der Volksspott sagte, Singvögel. Die Mörder hatte nie jemand auch nur verfolgt – geschweige denn gefasst.

Jan Matreiko ahnte, in wessen Auftrag sie handelten. Oder handeln ließen. In diesen Zeiten nahmen solche Schwadronen zu, die ein selbst verliehenes Racherecht in Anspruch nahmen.

Er wich den Männern aus. Nicht aus Angst oder Feigheit, das gewiss nicht. Er war in Eile.

In den kaufmännisch geprägten Straßen der Stadt rund um den Markt kam er kaum vorwärts. Es schien ein Hundemarkt im Gange zu sein. Das Gebell der angepriesenen Tiere war infernalisch. Und die Händler versuchten, noch lauter zu sein.

Am Salzhaus in der Dankwartsgrube angekommen, blickte er die Fassade hoch. Alles lag im Dunkeln. Wohin war sein später Besucher gegangen, nachdem er verschwunden war? Hierher jedenfalls nicht. Aber er würde irgendwann kommen. Jan Matreiko beschloss zu warten.

Er stellte sich in den gegenüberliegenden Hauseingang. Es schneite jetzt kräftiger. Jan Matreiko war Kälte und Warten gewöhnt. Aber langsam begann er von innen heraus zu erstarren.

Le Roulx kam nicht. Irgendetwas war geschehen.

Der Mann, der nicht lachen konnte, schüttelte sich vor Ekel. Der Gestank war noch tief in ihm.

Jetzt, wo er die Kanalisation verlassen hatte, roch er den Unrat, alle diese Rückstände, die Menschen auf der Erdenscheibe hinterließen. Ja, Erdenscheibe! Flach und stumpf und kreisrund. Wie sonst sollte es möglich sein, dass diese stinkenden Abwässer nicht an den Seiten abflossen! Er wusste doch, sie hielten sich in immer gleich bleibenden, tiefen Pfützen, in denen er bis zum Bauch gewatet war. Durch Wasser, die nie einen reinigenden Lichtstrahl auffingen, dunkle, stinkende Wasser, weit entfernt von den schäumenden, sprudelnden Wassern in der Welt oben.

Wenn er an die frischen Wasserkaskaden dachte, deren Gischt allein schon belebte, wenn sie auf der Haut lag, dann hörte er sich unbändig fluchen. Das waren die hellen Wasser, die man trinken konnte. Die alle tranken.

Nur er nicht.

Er träumte nur jede Nacht davon.

Dort unten waren nur lichtloses Dunkel und stinkende Abwässer gewesen, schwarzer Urgrund, in den man nicht hineinzuschauen wagte. Schlammiger Untergrund, der an einem haften blieb und alles Reine und Weiße beschmutzte, wenn man eintauchte. Beinahe wäre er in dieser Zeit selbst zu Unflat geworden. Zu Abschaum in stinkenden Kloaken.

Aber er hatte es überlebt.

Sie hatten sich an ihn erinnert und ihn rechtzeitig gerufen. Er konnte etwas in ihrem Auftrag tun. Er hatte es getan.

Befriedigt dachte er an den Templer, den er überwältigt und in die Schlinge gehängt hatte. Wie der ihn so schnell gefunden hatte, konnte er sich nicht erklären. Aber die Marienritter hatten ja auf den Zettel geschrieben, dass er irgendwann käme, um ihn zu töten.

Und dass er selbst dann den Rothaarigen töten sollte.

Den Rothaarigen? Davon war nicht die Rede gewesen. Von einem großen Mann hatte der Schrieb gesprochen. Einem ehemaligen Templer. Und dem da war sogar das Tatzenkreuz in die Schulter eingebrannt. Der Rothaarige hatte es getragen. Also war er der Richtige gewesen.

Der kleine Mann ging fluchend umher. Wie hatte er das früher nur ertragen können! Diese entwürdigende, dunkle Welt, in die man ihn immer wieder aufs Neue zurückgeschickt hatte! Jetzt war er zum Leben erwacht, jetzt setzte er sich in Bewegung, und nie mehr würde er zur Ruhe kommen.

Jetzt kam seine helle, leichte Zeit nach der endlosen Zeit in Dunkelheit und Gestank.

Er warf mit seinen wenigen Sachen, die ihm geblieben waren, um sich, trampelte auf ihnen herum, konnte gar nicht aufhören. Es war eine tief in ihm wie ein Knoten sitzende Last, von der er sich befreien wollte. Er hörte seltsame Laute, die er wohl selbst ausstieß.

Als der Schweiß nur so an ihm herabfloss, trat er seinen Gang nach oben an. Es schmerzte, er musste sich gegen die Helligkeit schützen, so gut er konnte.

Immer war er nur als Zweiter wahrgenommen worden. Warum hatte er das geschehen lassen? Es würde jetzt anders werden. Jetzt waren seine Tage angebrochen. Seitdem er zurück war, hatte er schnell gelernt. Er war in die Fußstapfen all der anderen Attentäter getreten, die sie vorher beschäftigt hatten. Jetzt war er eingesetzt. Und er schwor sich, nicht mehr davonzugehen. Sie würden ihn schätzen lernen. Er machte sich unentbehrlich.

Er bezog die Wohnung, die einer der Marienritter ihm gezeigt hatte. Wohnung? Ein Loch, aber hoch oben. Und doch besser als das Leben in der Kanalisation. Das war vorbei.

Er richtete alles nach seinem Bedürfnis her. Setzte sich fest. Schmiedete seine Pläne. Auch in der Fremde hatte er zu tun

gehabt. Aber er hatte sich aus Scham und Wut versteckt. Und aus zügellosem Hass gegen die, die besser zurechtkamen. Er hatte sich versteckt, denn er kannte sich genau, seine Haltlosigkeit, seinen ungezügelten Abscheu, die weiß glühende Wut. Davor hatte selbst er Angst und musste sich dagegen schützen.

Aber das hatte er nun nicht mehr nötig.

Sein rechter Arm schmerzte. Seit dem Morgen spürte er ein starkes Ziehen von der Schulter herab bis in die Fingerspitzen. Die Kälte und Feuchtigkeit saßen in seinen Gliedern. Er musste den linken Arm benutzen, um seine Kleidung zu richten. Das war für ihn ungewohnt, aber er lernte auch hier. Das Leben war immer ungerecht gegen ihn gewesen. Wenn er gefordert worden wäre, hätte er Großes leisten können.

Niemand hatte es von ihm gewollt. Sie hatten über ihn hinweggesehen! Er war überhaupt nicht wahrgenommen worden!

Ihn hatte man vergessen.

Er schloss die letzten Haken seines gegerbten, grauen Fellmantels. Er freute sich, jedenfalls fühlte er ein ähnliches Gefühl in sich. Etwas, das mit Genugtuung einherging, mit einem scharfen Stich im Inneren. Endlich gab es wieder etwas zu verrichten. Dem ersten Mord würden weitere folgen.

Er blickte um sich und fühlte sich gedemütigt von dem Schmutz, den er um sich herum sah. War ihm dieses Schicksal wirklich widerfahren? Warum hatte er sich nicht gewehrt, als seine Auftraggeber ihn in die Kanalisation der schönen Stadt zurückschickten? Hatte er die Aufträge nicht ausgeführt? Hatten seine Schwären nicht den Aussatz in Lübeck ausgelöst? Sie hatten es einfach nicht anerkannt!

Das alles hatte jetzt ein Ende. Er war zurück.

Er holte seine Sachen aus dem Untergrund und richtete sich bei den Wassern ein. Und wartete auf den nächsten Auftrag.

Diese Marienritter aus Mecklenburg hatten immer Feinde, die sie bestrafen wollten.

Er verließ seine Behausung neben den Abwässern mit einem Laut, der einem Knurren glich. Er tarnte sich nicht. Er wusste nicht, wie er aussah. Wozu auch. Er war immer mit der Dunkelheit verschmolzen. Wenn er »Ich« dachte, dann meinte er Dunkelheit und Gestank. Er war, solange er zurückdenken konnte, immer nur Hass und Gestank gewesen und wütende Anstrengung in der Dunkelheit. Sein Fell übernahm es, seinem fremden Ich, dieser entfernten Gestalt, die er nie deutlich sehen konnte, die passende Außenhaut überzustreifen.

So viel Vergangenheit, dachte er, so viel Zumutungen. Gestern, dachte er. Vorgestern. Die Nacht davor. Alles Weitere verlor sich im Fluss übel riechender Kanäle.

Jetzt bin ich unverletzbar. Jetzt kann mich niemand mehr aufhalten. All die Schreie, sie haben mich nur am Leben gehalten. All die bösen Gedanken, ich habe es geahnt, sie waren nicht umsonst gedacht.

Kommt und lasst mich euer Racheengel sein, dachte er.

Die drei Männer im schwarzen Habit, die um den Tisch saßen, hätten nicht finsterer blicken können. Sie trugen schwere, silberne Ordensketten um den Hals, an denen Medaillons mit dem Abbild der Jungfrau Maria hingen. Die Ketten waren aus kleinen Premsen gebildet, Nachbildungen der Folterinstrumente, die mit sägezahnartigen Messern an den Längsseiten ihre Opfer zerrissen.

Etwas wirkte seltsam an dem Raum. Lag es an seinem milchigen Halbdunkel? Die drei Anwesenden verschmolzen darin und wollten es nicht anders. Sie hatten die Fensterläden zugeklappt. Vielleicht lag es auch an dem Geruch nach Kampfer und nach Weihrauch.

Seit dem frühen Abend roch es säuerlich. Auf dem runden Klapptisch lagen Andachtsfiguren, daneben eine handgeschriebene Bibel. Einer erneuerte die heruntergebrannten Tropfen des Duftharzes, dann sagte er:

»Es heißt, unser Herz soll in Betrachtung unserer Sünde in bitteren Tagen wie in einer Premse eingeklemmt sein. Die bitteren Tage sind gekommen.«

»Haben wir es verschuldet?«

»Nein, wir nicht, wir sind reinen Geistes und reinen Gewissens. Und dennoch ist unser Herz schwer.«

»Und wenn wir nicht mehr in seiner Gunst stehen?«

»Wie sollte das möglich sein! Wir sind seine Köpfe und Hände, wir befreien die anderen aus der selbst verschuldeten Verwirrung. Deshalb sind wir hier. Er ist mit uns. Wir sind der Zorn des Herrn.«

»Das ist vollkommen wahr.«

»AVE MUNDI DOMINA!«

Sie betrachteten stumm das Marienbild. Die Jungfrau mit dem Kind auf dem Arm. Gerade weil sie einer weltlichen Verbindung angehörten, fühlten sie ihre Sehnsucht, dazuzugehören. Einer streichelte jetzt die anmutige Halbfigur auf dem Emblem. Seine Hände waren ruhig dabei. Die anderen lächelten verständnisvoll, sie wussten, wie es gemeint war, sie alle verspürten diese Liebe und verehrten diese anbetungswürdige Gestalt. Sie stand auf einem Halbmond, von Sonnenstrahlen umgeben. Es war die einzige Frau, der sie nahe sein wollten. Dafür taten sie alles.

Seine Stimme klang betrübt. »Aber wir müssen uns dennoch fragen, ob unser Tun mit unserem Auftrag immer übereinstimmt, denn es schließt Gewalt ein. Es schließt vielleicht Ungerechtigkeit ein, die wir doch gerade ausmerzen wollen. Es könnte Unschuldige treffen.«

»Unschuldige? Wir wandeln auf einem schmalen Grat, das ist klar. Aber unschuldig ist niemand. Es trifft immer die Richtigen, auch auf Umwegen. Sie sind alle sündig.«

Einer goss aus einer bauchigen Flasche, die Spuren von Staub trug, funkelnden roten Wein in Silberkelche. Auf der Flüssigkeit schwamm das Licht der Kerzen.

»Wenn sie zugänglicher wären, brauchten wir nicht diese Strafgerichte. Aber sie begreifen nicht. Sie vermischen das Ideal mit falscher Eitelkeit und niederen Instinkten. Und am schlimmsten sind die, die glauben, von der Kirche abfallen zu können.«

»Wenn sie sich doch selbst auslöschten! Die Sodomiten, die Templer, die Armenpriester! Wie viel leichter wäre alles! Dann brauchten wir nicht diese schrecklichen Dinge zu tun.«

»Sie versinken in Hoffahrt und setzen sich an die Stelle des Herrn. Es ist noch erträglich, aber bald wird es das nicht mehr sein. Bis dahin müssen wir die Farben eingedunkelt, die Macht übernommen und die alten Codices wieder eingeführt haben.«

»Seht ihr! Deshalb ist Gewalt gerechtfertigt. Nur sie hilft in unserer Zeit. Sie hat die Kraft, ein Zeichen zu setzen, das alle wahrnehmen. Gewalt ist ein reines, kaltes, unbestechliches und auch unschuldiges Zeichen von einiger Größe, ein wahres Ausrufezeichen. Denn was wird sonst noch wahrgenommen in dieser Zeit des Gewinnstrebens, des schamlosen Genusses, der blinden Selbstdarstellung, von Hochmut und Ketzerei!«

Sie hoben die Kelche und tranken. Einer trank so hastig, dass ihm Tropfen des Rotweins über die Lippen und in den Bart liefen. Es sah aus, als blute er.

»Aber seht, wie allein unser Gespräch darüber uns von den anderen abhebt. Wer auch immer es war – sie haben niemals Skrupel besessen, zu morden, zu vergewaltigen und zu brandschatzen, wenn es um ihre Interessen ging. Die Könige, die Fürsten, die Ritter, die verfluchten Templer. Sie dürsteten

nach Macht, und sie haben sie sich geholt. Sie waren hungrig nach dem Gehorsam der anderen und haben ihn sich geholt. Wir hingegen stellen unser Tun unter den Scheffel der Selbstzweifel.«

»Und das müssen wir stets tun, zu allen Zeiten. Auch dann, wenn wir bald das Regiment übernehmen. Ich habe wirklich Angst vor dem Moment, in dem wir es vergessen. Lasst uns das niemals tun!«

»Wer wird also sterben müssen?«

Einer nahm den Kelch, trank noch einmal und deutete auf ein Pergament. Dort standen Namen untereinander. »Diese hier. Wenn wir an den Hof nach Mecklenburg zurückkehren, muss alles getan sein.«

»Bei Gott! Wie viele sind es?«

»Viele.«

»Und wer ist der Nächste?«

»Der Stinker. Er hat den falschen Mann umgebracht. Dieser Henri de Roslin lebt! Und der Rothaarige ist tot. Auch er war ein Templer, aber auf unserer Seite. Jetzt muss diese Ausgeburt aus der Kanalisation sterben. Sie ist eine Kanalratte, nicht mehr, einfach nicht zuverlässig.«

»Er hat manchmal gute Arbeit geleistet!«

»Aber jetzt können wir ihn uns nicht mehr leisten.«

»Und wer tötet dann Henri de Roslin?«

»Das übernimmst du, Herr Knuss von Ottingen. Aber erst, wenn der Namenlose ausgelöscht ist. Ja, er besitzt nicht einmal einen Namen. Nur einen Gestank.«

Jan Matreiko hatte schon viel erlebt. Und jetzt war er auf dem Sprung nach Osten. Stündlich wartete er auf das Zeichen. Seine Ungeduld wuchs. Aber zuvor musste er noch etwas erledigen.

Er war es gewohnt, sich zu beherrschen, die Befehle der Hochmeister abzuwarten. Während er das tat, lenkte er sich ab mit Erinnerungen. Das funktionierte immer. Er hatte sich verdient gemacht im Krieg gegen die Dänen. Als er seine Ordensritter in der vierten Schlacht von Bornhöved führte, hatten sie dem Vormarsch der Nordlichter ein Ende gesetzt. Er erinnerte sich: Sie hatten die Grafen von Holstein als ursprüngliche Stadtherren Lübecks mit Schimpf und Schande vertrieben. Seitdem war die Stadt an der Trave freie Reichsstadt und erhielt ihren Reichsfreiheitsbrief. Die Fernkaufleute kamen. Mit ihnen die Seefahrer. Das Schiffssiegel und die neuen Koggen entstanden. Lübeck war schon längst Kreuzfahrerhafen geworden. Und jetzt machte der genossenschaftliche Zusammenschluss reisender Kaufleute, die Hanse, alle reich.

Die Geschicke des Deutschen Ordens und der Stadt hingen seitdem untrennbar zusammen. Er, Jan Matreiko, genoss das höchste Ansehen, und er übertrug das auf seinen Orden. In dieser Stadt war damit das Mönchsrittertum nach Prussen verpflanzt, sie besaßen jetzt den Nachschubhafen, den sie lange gebraucht hatten. Die prussischen Küstenstädte insgesamt konnten Hansestädte werden. Lübeck gab als Herz und Kopf der Hanse bis hin nach Livland, nach Gotland, nach Stockholm und Nowgorod den Ton an. Jan Matreiko hatte das alles in der Schlacht ermöglicht.

Er freute sich noch jetzt darüber. Er erinnerte sich gern daran.

Freilich war dies alles nur möglich gewesen, weil der Ritterorden schon seit seinem Hochmeister Hermann von Salza als schlagkräftige Kampftruppe von allen Koalitionen anerkannt worden war. Man fürchtete bereits damals den Orden überall. Jan Matreiko dachte, dies käme ihm auch heute noch zugute, wo die Feinde schon bis in den inneren Kreis der

Stadtmauern Lübecks eingedrungen waren. Aber das würde sich bald ändern.

Mein Gott, dachte Jan Matreiko, wie viele Schlachten hatten sie schon geschlagen! Sie würden auch diese gewinnen. Sie waren über die Weichsel gegangen und hatten dort ihr Abbild der Ordensburg Toron in Palästina gegründet, ihr Thorn! Die Burg Kulm war entstanden, im Jahr darauf Marienwerder. Und als sie an der Küste standen und sich mit dem Schwertbrüderorden vereinten, konnte sie nichts mehr aufhalten. Auch nicht die Heiden von Litauen.

Aber das war lange her. Jetzt musste er eine viel kleinere Schlacht schlagen. Es musste ein einziger Mann gerettet werden – und ein einziger anderer bestraft!

Jan Matreiko fror unter seinem Mantel. Wenn doch endlich der Frühling an die Ostsee käme! Dann konnte er aufbrechen! Die goldene Stadt wartete schon!

Er hatte die Dankwartsgrube längst verlassen. Von Frederik, der inzwischen für jeden arbeitete, denn er brauchte Geld für seine gefräßige Familie, erfuhr er, wo er Henri de Roslin aufspüren konnte. Er musste nur auf ihn warten. Ein Deutschritter, dachte er, kann mit der Nacht verschmelzen. Ihm schaden Kälte und Einsamkeit nichts. Er denkt nur an seine Aufgabe.

Als er in den Gasthof eintrat, war er dennoch dankbar für die Wärme drinnen. Für die Tabakspfeife, die er stopfen konnte. Für das Glas Rum. Und für das warme Lachen der Frauen an den voll besetzten Tischen.

Henri, Joshua und Uthman saßen zusammen. Was war jetzt noch zu tun? Sie hatten die Stadtboten verständigt und waren am Wasserturm geblieben, bis Le Roulx in einem Sack abgeholt wurde. Sie hatten das Verhör des Stadtvogtes, der die

Behörden vertrat, persönlich über sich ergehen lassen und waren bei ihrer verabredeten Aussage geblieben.

Der Vogt hatte sehr geheimnisvoll getan. Er hatte sich mit ihnen in eine Ecke des großen Hansesaales über dem betriebsamen Audienzsaal zurückgezogen und sie lange verhört. Schließlich verzichtete er darauf, die Kirche und den Landherzog einzubeziehen, der die fürstlichen Hoheitsrechte in Lübeck zu wahren hatte. Dann ließ er sie wieder laufen.

Und sie konnten ihm ja auch wirklich nicht weiterhelfen. Sie konnten keinen Hinweis darauf geben, wer der Mörder von Le Roulx war. Das schmerzte sie am meisten.

Irgendjemand, ein geheimnisvoller Schatten, trieb sein Unwesen in Lübeck – im engen Umkreis ihres eigenen Handelns. Was wusste er von ihnen? Welche Ziele verfolgte er?

Was hatte das alles zu bedeuten?

Joshuas kleine, hagere Gestalt wirkte auf seinem harten Stuhl noch zusammengesunkener. Sein feines, verträumtes Gesicht mit den großen Augen darin zeigte Spuren von Müdigkeit. Er spürte in dieser Stadt den Sinn des Lebens nicht. Sicher hatte er nicht erwartet, dass man hier in Nordelbien nach den Geboten des Talmud lebte. Aber dennoch hatte er nicht mit einem solchen Durcheinander an gottlosen, sinnlosen Aktivitäten gerechnet. In dieser Stadt schien jeder gegen jeden anzutreten. Die bürgerlichen Behörden griffen nicht ein, ließen ängstlich alles gewähren. Es gab keine Mitte. Kein gemeinsames Ziel. Joshua fühlte, dass er bald von hier verschwinden musste.

Doch wohin? Wo war es in diesen Zeiten besser?

Er sah den Eintretenden zuerst.

Ein energischer Mann, der nicht hierher gehörte. Kluges Gesicht, strenge Züge, weißes Haar. Was tat er hier?

Der Fremde blickte sich um. Dann stutzte er. Schließlich trat er auf sie zu.

Joshua sah, dass sich unter seinem dunklen Umhang etwas bauschte. Ein Schwert!, schoss es ihm durch den Kopf. Der Eintretende schlug seinen Umhang zur Seite. Jetzt kam tatsächlich ein Schwertknauf zum Vorschein. Joshua registrierte den Anblick genau. Vergoldet, am Kreuzpunkt mit Juwelen besetzt. Die hagere Hand des Fremden griff wie eine Kralle danach.

Er zog das Schwert.

Joshua wollte Henri warnen. Die Gefahr konnte nur Henri gelten. Er wollte rufen: Henri, gib Acht! Doch die Stimme erstarb in ihm zu einem hilflosen Krächzen. Und Joshua verfluchte sich dafür, dass er ein jüdischer Gelehrter war. Er wusste mit der Zahlenmystik umzugehen, doch nicht mit dem Schwert.

Da knallte das Schwert des Fremden schon auf den Tisch. Henri sprang auf, Uthman zückte seinen Dolch, bereit, ihn dem Fremden durch die Gurgel zu ziehen.

Doch der lächelte nur.

Dann zog er einen Stuhl heran und setzte sich.

Henri starrte den Mann ungläubig an. War das möglich? War das nicht jener Jan Matreiko, der neben ihm getötet worden war? Henri erinnerte sich genau. Es war im Jahr des Herrn 1291 gewesen. Er roch förmlich noch das Blut, den Staub der einstürzenden Mauern, das verseuchte Meer vor den Toren. Inzwischen hatte die Zeit die Züge des Mannes gegerbt. Aber er erkannte ihn.

»Du lebst!«

»Ja! Das Schicksal war damals auf meiner Seite.«

»Aber wie ist das möglich – ich sehe noch das Krummschwert, das auf dich niederfährt!«

»Es prallte von einer Goldmünze ab, die ich auch jetzt noch trage. Hier!«

Jan Matreiko zog eine Münze unter dem Hemd hervor, die in der Mitte eine tiefe Delle besaß.

»Gott sei gedankt!«

Henris Stuhl kippte polternd um. Die übrigen Gäste in der Gaststube sahen zu ihnen herüber.

Die beiden Männer hatten sich erhoben und umarmten sich.

»Henri de Roslin, ich freue mich, dich zu sehen.«

Henri stellte seine beiden Gefährten vor. Zurückhaltend gaben sie dem Deutschritter die Hand.

»Wir kämpften vor 25 Jahren die letzte Schlacht in Akkon zusammen. Ich war damals noch sehr jung, ein Knappe des Herrn Wilhelm von Beaujeu. Jan Matreiko wurde schwer verwundet. Dann verloren wir uns aus den Augen.«

Uthman sagte: »Warum bist du auf unserer Spur, Jan Matreiko?«

»Bin ich auf Eurer Spur, Sarazene? Ich denke eher, ich bin auf der Spur derjenigen, die Euch über die Klinge springen lassen wollen.«

»Wie meinst du das, Jan Matreiko?«

»Euer Freund Frederik hat mich informiert. Ihr habt genug Feinde in dieser Stadt, um einen ganzen Krieg anzuzetteln.«

»Frederik? Auf welcher Seite ist Frederik?«

»Keine Angst! Er ist euer Freund. Aber auch meiner. Er hat mir nur das verraten, was ich unbedingt wissen musste.«

»Und das wäre?«, fragte Joshua.

Diese Antwort war wichtig. Alle warteten gespannt, dann legte der Deutschritter seinen Umhang ab und beugte sich vor. »Passt auf«, sagte er, »hört mir genau zu. Ich habe Folgendes erfahren.«

Er rannte wütend herum. In den Turm zurück konnte er jetzt nicht mehr. Und inzwischen war ihm klar geworden, dass er den falschen Mann getötet hatte. Wie konnte er das wissen! Noch nie war jemand in den Turm gestiegen. Jemand, der ihn ausspioniert hatte, konnte nur jener Ketzer Henri de Roslin sein, dem sein Auftrag galt. Er hatte angenommen, der Kerl wollte ihm zuvorkommen, wollte ihm an den Kragen, bevor er ihn selbst in die Falle locken konnte. Deshalb musste er sterben.

Wie konnte er ahnen, dass dieser Rotkohl nicht der Templer war! Jetzt hörte er es überall. Ein Le Roulx aus Nantes war umgekommen. Ein Le Roulx, ein reicher Mann, der sich in den Hurenhäusern Lübecks herumgetrieben und hin und wieder an die Stadt gespendet hatte, weshalb sie ihm fast ein Denkmal bauen wollten.

Ein reicher, überflüssiger Sack aus dem Land der Franzosen! Na und! Einer weniger vom Geschmeiß der reichen Angeber.

Der Mann, der nicht lachen konnte, überlegte, was zu tun war. Zuerst musste er sich mit seinen Auftraggebern in Verbindung setzen. Das hatte er bisher noch nie getan. Sie waren immer zu ihm gekommen. Wo fand er sie? Lebten sie nicht auch im Geheimen?

Er musste sich eingestehen, dass er so gut wie nichts über sie wusste. Nun gut, es waren Sektenmitglieder, irgendein mecklenburgischer Orden, der die Jungfrau Maria wie eine… wie eine… anbetete. Sie hatten Reinheit auf ihre schwarzen Fahnen geschrieben. Das taten viele.

Reinheit!

Und damit kamen sie ausgerechnet zu ihm.

Zu ihm, der Ausgeburt des Schmutzes!

Er hätte gern gelacht, spürte aber nur seinen Hass. Er rannte in der Nacht durch die Stadt, suchte einen Unterschlupf, fand

ihn in einem leer stehenden Hühnerhaus. Am nächsten Morgen war er halb erfroren. Nein, so kam er nicht weiter.

Was sollte er bloß tun?

Konnte er es wagen, in die Wasserkünste zurückzukehren? Vielleicht ein anderer Turm, ein anderes Brunnenhaus, vielleicht im Süden der Stadt? Oder er ging zurück in die Kanalisation. Bei diesem Gedanken schüttelte es ihn. Nein, das war ausgeschlossen. Das würde er nie mehr tun.

Er musste die Marienritter finden. Um jeden Preis.

Würden sie ihn bestrafen?

Er hatte versagt.

Vielleicht sollte er auf eigene Faust versuchen, alles wieder gutzumachen. Er würde diesen Henri in der Stadt suchen. Ja, das war die einzige Lösung. Er würde den Templer suchen, finden – und ausradieren. Er würde seinen Herren vom Marienorden seinen Kopf vor die Füße legen.

Dann war alles wieder gut!

Seine Auftraggeber würden mit ihm Frieden machen. Und er konnte hier bleiben. Und konnte das Licht sehen. Und reines Wasser trinken.

Jan Matreiko erzählte.

»Er kam und versuchte, Henri anzuschwärzen. Er leugnete, selbst ein Templer gewesen zu sein. Aber ich weiß, dass er lügt. Ich sah ihn selbst einmal im Tempel von Paris.

Denn, Henri weiß es, als junger Mann gehörte ich ja auch dem Tempel hier im Norden an. Le Roulx wusste davon nichts. Jedenfalls versuchte er, mich auf Henris Fährte zu setzen. Offenbar ist es ihm nicht gelungen, den Vorsprecher der Gerichte für seinen Plan zu gewinnen, der solche Anklagen sonst erhebt. Dieser Le Roulx wird jedenfalls nicht aufgeben, er ist gefährlich.«

Joshua sagte: »Er war gefährlich. Jetzt ist er tot.«

Jan Matreiko blickte ihn überrascht an. Er wusste noch nichts von dem Vorfall. Joshua berichtete kurz.

»Dann«, sagte Jan Matreiko, »haben sie einen dieser Mordbrenner gefunden, der für sie tätig wird.«

Uthman fragte: »Sie? Wer ist das?«

»Die Ritter vom Marienorden. Ein mecklenburgischer Filialorden, der eigentlich aus dem Fränkischen kommt und Ketzer jagt.«

»Und woher wisst Ihr von diesem Orden?«

»Deutschritter wissen vieles«, sagte Jan Matreiko verschmitzt. Dann wurde er ernst. »Sie sind seit Tagen wieder in der Stadt. Sie bringen nie etwas Gutes mit sich. Das sind selbst ernannte Gotteskrieger, aber von einer Art, wie wir es niemals waren. Denn sie versuchen nicht, freie Wege in das Heilige Land zu sichern, hilflose Pilger zu schützen. Sie töten einzelne Menschen, die sie willkürlich ausgewählt haben. So wie die berüchtigten Assassinen aus Persien unter dem Befehl des Alten vom Berge es taten. Der Terror des Marienordens richtet sich gegen Unschuldige. Und es kann durchaus sein, dass sie sich Le Roulx als ehemaligen Tempelbruder ganz bewusst ausgesucht haben.«

»Sie gehen gegen Templer vor?«, fragte Uthman, »aber dann ist auch Henri in höchster Gefahr.«

»Ich weiß nicht, ob sie über euren Aufenthalt in Lübeck überhaupt informiert sind. Le Roulx war ja schon lange in der Stadt. Das wissen wir. Und da er sehr mitteilsam war, vor allem, wenn er seine Zeit in den Hurenhäusern verbrachte, wusste so mancher, dass er früher dem Tempel von Nantes angehörte«, erklärte Jan Matreiko nachdenklich.

»Das ist leider wahr«, stimmte Henri zu. »Er stahl einen Teil des Tempelvermögens, eben das Geld, das er hier mit vollen Händen ausgab.«

»Und du glaubst, Jan Matreiko, dieser Marienorden ließ Le Roulx umbringen?« Uthman blickte den Deutschritter gespannt an.

»Vermutlich. Ich wüsste sonst nicht, wer es getan hat. Dunkle Existenzen gibt es in Lübeck natürlich genug. Aber ein solcher Mord? Dahinter steckt eine bestimmte Handschrift. In den letzten drei Jahren wurden mehrere Menschen erhängt aufgefunden. Und das waren keine Selbstmörder, sondern gläubige Christen. Und jedes Mal waren zur gleichen Zeit diese Gotteskrieger in der Stadt.«

Henri sagte: »Erzähl uns mehr vom Marienorden.«

»Nun. Er stammt aus Süddeutschland, ist jetzt aber auch in Ruppin ansässig. Eine adlige Bruderschaft mit geistlichen, aber auch politischen Interessen. Auch Frauen sind übrigens zugelassen, aber ich bin noch keiner Ordensschwester begegnet. Ihr Ziel? Nun, eigentlich schrieben sie die Vertiefung der christlichen Lebensführung der Hofaristokratie auf ihre Fahnen.«

»Eigentlich sehr hehre Ziele.«

Matreiko sah Henri an. »Ja. Die Mitglieder sollten karitativ sein, ewige Werte erhalten, ritterliches Verhalten im Alltag fördern, für alle Christen eintreten. Sie wollen das erreichen durch tägliche Marienverehrung und die Treuebindung der märkischen Vasallen an die Landesfürsten. Später wurde der Orden immer wieder als freiwillige Gesellschaft aller Stände und Konfessionen zur Beseitigung moralischer Gebrechen erneuert.«

»Aber was hat das mit den mörderischen Geschäften zu tun, in die sie offenbar jetzt verstrickt sind?«

Jan Matreiko blickte ernst. »Irgendwas ging dann schief. Aus den weißen Rittern, die sie einst waren, wurden schwarze. Etwas verkehrte sich ins Gegenteil.«

»Sie schwärmen aus wie Totenvögel und maßen sich an, über Leben und Tod zu entscheiden. Eine mörderische Bande!« Joshua blickte empört.

Uthman sagte: »Was kann man gegen sie tun?«

»Kaum etwas«, erwiderte Jan Matreiko. »Nach außen hin sind sie ja ein Hort des reinen Christentums. Und die Stadtführung? Ihre Aufmerksamkeit richtet sich zuerst gegen Verstöße in den Handelsverhältnissen. Hier sind auch die Bürgerausschüsse sehr empfindlich, und der Stadthauptmann wendet auf den Antrag der *consules* hin schon mal das Willkürrecht an. Aber bei Mord? Das Amt des Stadthauptmanns lässt gehende und berittene Boten aufmarschieren, um jemanden einzuschüchtern, der eine Salzlieferung mit Sand streckte, schaut aber oft weg und überlässt alles dem dänischen Schirmvogt. Aber der ist weit.«

»Aber das gibt es doch nicht!«, empörte sich Joshua. »Ich denke, Lübeck ist eine freie Stadt!«

Henri fragte: »Was sind das für Leute, die im Bürgerrat den Ton angeben?«

»Wie es der Situation Lübecks entspricht. Die Fernhändler geben den Ton an. Mord im eigenen Haus interessiert die auch nicht. Rechtlich gesehen hat jeder zahlende Mann eine Stimme in der Stadt. Aber man zählt die Stimmen nicht, man wiegt sie auf, wer mehr Ansehen besitzt, verfügt auch über höheren Einfluss. Die Fernhändler werden gehört, sie bestimmen die Ratmänner. Konflikte mit christlichen Orden riskieren sie nicht.«

»Man brauchte eine unbestechliche Polizeigewalt. Man braucht Wachtdienste und Stadtverteidigung! Die Stadt muss in Viertel aufgeteilt werden, die von waffenfähigen Bürgern unter dem Befehl von Hauptleuten kontrolliert werden! Auf einen Joduteruf hin müssen alle bewaffnet auf die Straße eilen,

um die Stadt zu schützen! Dann hätten Mörder wie von diesem Orden ausgespielt.«

»Sie haben schon die Richtherren, die Hafenherren, die Straßenherren. Es gibt Marstallherren und Siegelherren –aber ihr seht schon an den Bezeichnungen, sie kümmern sich nur um Verstöße, die mit dem Handel zu tun haben. Dann gibt es den Fronen im Dienst der Kanzlei, der die Bürgerpflichten öffentlich anmahnt und Strafen verhängen kann. Im Übrigen herrscht das Faustrecht.«

»Kaum zu glauben.«

»Man müsste ihnen Angst machen«, meinte Henri. »Man müsste sich ihren Anführer herauspicken und ihm klarmachen, dass er verschwinden soll.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, erwog Matreiko. »Sie selbst sind keine großen Kämpfer – sie lassen töten.«

»Wie kommt man an die Kerle heran?«, fragte Uthman.

»Einer ihrer Führer ist ein gewisser Knuss von Ottingen. Ich habe ihn vor Tagen hier am Klingenberg selbst gesehen. Ich werde zu ihm gehen und ihn unter Druck setzen.«

»Nein. Das ist meine Sache!« Henri richtete sich auf. »Ich werde ihn mir vorknöpfen! Beschreib ihn mir.«

Der Deutschritter gab eine genaue Beschreibung seines Äußeren. »Sie residieren gewöhnlich im Gästehaus des Marienklosters.«

»St. Marien, hinter dem Markt?«

»Genau dort.«

»Gleich morgen schnappe ich mir den Kerl!« Henri sagte es entschlossen.

Sie waren glücklich.

Vor ihnen, im Licht der Bienenwachskerzen, lag die Kette auf dunkelrotem Samt. Die Marienritter konnten sie gar nicht

lange genug ansehen und bestaunen. Welches Geheimnis sie umgab! Wie verführerisch das Silber im Kerzenlicht glänzte! Aber bevor sie ihren Besitz in den Kasten zurücklegen und den Deckel schließen konnten, war noch etwas zu tun. Ein Glied fehlte. Es musste geholt werden, damit der Kreis sich schließen konnte. Einer musste sterben.

Aber wer konnte den Auftrag ausführen, jetzt, wo der Versager nicht mehr in Frage kam? Diese Ausgeburt war zu schmutzig. Wer in seine Nähe kam, besudelte sich. Außerdem durfte er nicht mehr an die Oberfläche. Er musste endgültig verschwinden.

Einer aus ihrer Mitte musste es tun.

Sie stimmten ab. Die Wahl fiel nicht schwer. Es kam nur einer in Frage, der schon die Erfahrung besaß. Als der blonde Hüne in das grelle Tageslicht hinausging, das sie in ihren Räumen mit schweren Samtvorhängen abhielten, umarmten sie sich. Es würde gelingen, wenn sie fest zusammenhielten. Sie waren ja die wahre Gemeinschaft. Sie hatten ein Recht, das zu tun, was getan werden musste.

Es war Notwehr.

Noch lange, nachdem der von ihnen Bestimmte gegangen war, der schon Blut vergossen hatte, herrschte Schweigen in dem Raum. Dann legte der kahlköpfige Mann mit dem anziehend weichen, aber seelenlosen Gesicht seufzend die Kette zurück. Er führte die schlanken Hände wie zum Gebet an die feucht schimmernden Lippen. Sein bärtiger Gefährte schloss die Augen. So saßen sie andächtig da und rührten sich nicht.

Schließlich sagte der Kahlköpfige wie in einem Selbstgespräch: »Hohenlohe, Ottinger, Domberger, der mecklenburgische Adel. Wir sind es, die alles zu verlieren haben. Warum verstehen sie nicht, dass wir ein Recht haben, uns zu wehren? Wir werden angegriffen. In dieser Stadt wird

man es niemals verstehen. Sie verraten alles mit ihrer Krämergesinnung und ihrer Geilheit. Aus den Frauenklöstern treten die Patriziertöchter aus und bemalen sich die Lippen. Schon sehe ich nur noch weltliche Pfaffen, sie heiraten sogar, wie jener Karmeliterprior, der in der letzten Fastenzeit öffentlich eine ehrbare, züchtige Jungfrau ehelichte! Also müssen wir doch das Heft in die Hand nehmen! Das ist doch richtig und gottgewollt?«

»Warum fragst du das! Wir wissen es alle! Das Regiment des Herrn schreibt die Keuschheit vor. Und es geht über die Krämergesinnung hinaus! Oder haben etwa die Hockerer vom Stadtgraben oder die Weiber in den Hospitälern die überirdischen Gesetze geschaffen?«

»Und wir können auch gar nicht mehr zurück, es ist schon so vieles geschehen. Wir müssen unseren Weg weitergehen.«

»Es ist wahr, Blut ist geflossen. Manchmal sind die Opfer unwürdig, manchmal gebieten sie auch Mitleid, weil sie unschuldig sind, aber sie müssen dargebracht werden.«

»So vieles beginnt zu wanken. War das schon einmal so in der Zeit? Oder sind wir der Anfang? Deuten wir die Zeichen richtig? Kannst du mir das sagen, Bruder?«

»Jedenfalls bilden wir die mutige Vorhut. Und wir sind frei von eigenen Rachegedanken. Wir stehen nicht mit unserem Namen dafür ein. Wir verkörpern das Prinzip.«

»Ich sehe, wie auf kirchliches Pfründenvermögen und Klostergut zugegriffen wird, wie innerhalb der eigenen Mauern gegen die Jurisdiktion von Bischof, Domkapitel und Reichsabt vorgegangen wird. Und sie lassen es zu. Sie sind vom Ungeist vergiftet. Oder warum sonst tun sie nichts dagegen?«

»Herr Raimund, du hast uns alle zum richtigen Denken zurückgerufen! Aber liegt nicht die Schuld in unseren eigenen Reihen? Ist die Lebensführung des Klerus nicht abartig geworden? Und ist es nicht zu spät für die Rückbesinnung auf

ein schlichtes, biblisch bestimmtes Christentum nach dem Vorbild unseres geliebten Salvators Jesus?«

»Warum sollte es zu spät sein? Nicht, wenn wir die Gewalt auf unserer Seite haben.«

»Ich sehe nur, wie in dieser reichen und unbotmäßigen Stadt der Unmut der Zunftbürger und einfachen Leute sich inzwischen überall gegen Rom und die Kirche richtet. Wir können sie nicht alle bestrafen!«

»Bei Gott, das müssen wir auch nicht. Sie zerfleischen sich selbst! Ihr Unmut richtet sich auch gegen ihre eigenen, großen Bankhäuser. Der Bischof selbst schürt den Hass, wenn er sein Unbehagen über die missliche Verquickung von Gnadenspendung und Gelderwerb anprangert. Hat er nicht jüngst beim Papst einen Ablass erwirkt, der nicht für Geld, sondern durch Gebet und Empfang des Bußsakraments erworben wird?«

»Aber das ist doch gut! Er ist doch auf unserer Seite!«

»Manchmal weiß ich das nicht mehr. Denn aus welchem Grund verlangt er dies, spielt er damit nicht das Spiel der Ketzer? Ist es nicht die einzige Pflicht des Bischofs, in klaren Worten Irrlehren zu verdammen? Jedenfalls verdankt er seine Wahl zum Lübecker Bischof dem Geld der Banken, die als Vertragspartner des Ablassgeschäftes bekannt sind. Mir gefällt das nicht. Das alles schafft Abhängigkeiten. Welchen Einflüsterungen gehorcht er heute, gehorcht er morgen?«

»Das ist unrein, da hast du Recht, mein Herr Raimund. Es wäre besser, wir folgten nur einer Stimme. Aber sind wir nicht alle von irgendwem abhängig?«

»Ja, natürlich. Aber werden wir nicht zu allgemein.«

»Alle werden büßen. Auch die frechen Schreiber, die jetzt überall aufhetzen. Wir werden ihnen ihre Schreibfedern in den – in die Seele spießen!«

Der kahlköpfige Mann stand auf und reckte seine kräftige Gestalt. »Warten wir auf die Rückkehr des Bruders Knuss. Dann sehen wir weiter.«

»Wir hätten dieser stinkenden Ausgeburt niemals gestatten dürfen, für uns zu arbeiten. Welch ein Frevler!«

»Und doch hat er in der Vergangenheit auch gute Arbeit geleistet. Er war ohne Skrupel. Leider auch eine kleine Ratte. Solche Leute muss man in die Kanalisation zurückstoßen.«

»Wie wir es getan haben. Jetzt hat er seinen verdienten Lohn bekommen.«

»Glaubst du, Bruder, wir bekommen das letzte Kettenglied zurück?«

»Dessen bin ich sicher. Herr Knuss von Ottingen hat noch immer sein Ziel erreicht. Mit dem Tod des Versagers schließt sich die Ordenskette. Dann können wir endlich diese Stadt verlassen.«

»Wir wollen dafür beten. Wir sollten immer beten. Dann erinnert sich der Herr, dass unser Herz bekümmert ist und voller Schmerz, weil die messerscharfen Scharten der Premse sich darum immer enger ziehen.«

Henri erkannte den Marienritter sofort. Jan Matreiko hatte ihn gut beschrieben. Der Hüne trug den schwarzen Umhang, darüber die Ordenskette. Sein welliges, blondes Haar war unbedeckt. In seinem weichen Gesicht mit dem ausgeprägten Kinn stand ein Lächeln, aber es reichte nicht bis zu seinen Augen.

Knuss von Ottingen! Er verließ in diesem Moment das Gästehaus des Marienklosters.

Er hatte es eilig. Henri sah, dass eine Blankwaffe seinen Mantel bauschte. Er folgte ihm unauffällig.

Knuss ging mit energischen Schritten in Richtung der nordwestlichen Bezirke. Am Koberg bog er nach links ab. Als Henri drauf und dran war, zu ihm aufzuschließen und ihn zur Rede zu stellen, blieb Knuss stehen. Dann steuerte er einen der Wassertürme an.

Henri blieb ebenfalls stehen. Was hatte das zu bedeuten? Was wollte der Marienkrieger in dem Wasserturm? Von dort aus führte eine kleine Brücke in der Höhe in den Turm, in dem Le Roulx sein ruchloses Ende gefunden hatte.

Vielleicht, dachte Henri, nimmt er das Gesetz des Handelns noch einmal in seine Hände. So wie er das Gesetz versteht.

An einem Laufbrunnen, den vier Löwenköpfe aus Messing verzierten, schaute der Marienkrieger in die Höhe. Er blickte an der gestuften Turmpyramide auf acht Pfeilern empor.

Henri folgte seinem Blick. War dort oben jemand?

Knuss begann mit dem Aufstieg. Die Stufen der Leiter waren vereist, aber er konnte sich halten. Kurz darauf verschwand er oben im Turm.

Henri zögerte nicht. Er folgte ihm.

Kalt lagen die Leitersprossen unter seinen Händen.

Oben angekommen sah er, dass die Stadt unter ihm aus den Schornsteinen dampfte wie ein geducktes Tier, das in der Kälte heftig atmete. Vorsichtig ging er weiter. In seinem Inneren sagte ihm etwas, dass in den nächsten Momenten alles zu einem Ende kommen würde.

Aber zu welchem Ende?

Er zog sein Schwert. Er trat in den Raum ein, in dem der Unbekannte gehaust hatte, in dem Le Roulx sein Leben ausgehaucht hatte. Und er war nicht überrascht über den Anblick, der sich ihm bot.

Henri begriff mit einem Schlag die Zusammenhänge. Dort, wo diese Kreatur war, die Le Roulx hier getötet hatte, war in

diesem Moment auch der andere. Sie brauchten einander. Schmutz und Reinheit. Sie ergänzten sich wie Leben und Tod.

Dennoch erstarrte er bei dem Anblick, der sich ihm bot.

Die beiden Männer standen sich gegenüber. Der eine klein, geduckt, schmutzig, in Kleidern, die an seinem verwachsenen Körper löchrig herabhingen. Der Blonde hoch aufgerichtet, den einen Arm herrisch ausgestreckt, so als wolle er etwas aufspießen. In der anderen Hand ein zweischneidiges Schwert.

Henri duckte sich nicht. Er stand einfach da. Er hörte die Stimme des Marienritters, die sagte: »Klammere dich nicht an uns fest. Wir brauchen dich nicht mehr. Du hast den Auftrag angenommen und versagt. Der Ketzer lebt noch! Das Einzige, das du verschmutzt, das ist unser Reinheitsgefühl. Du durchtränkst uns mit deiner stinkenden Gegenwart. Wir brauchen bedingungslos gehorchende Diener. Aber keine wandelnden Kothaufen.«

Der andere erwiderte: »Schmutz zu Schmutz, Herr. Ihr seid nicht mehr wert als ich. Vergiftet die Stadt mit Eurem Hass! Ich kann es nicht. Mein Hass ist verbraucht. Ich gehe fort und mache meinen Frieden. Eure Ziele teile ich nicht. Und jetzt werfe ich Euch hinunter.«

Der kleine Mann, der nicht lachen konnte, sprang auf den Marienritter zu, und es war, als benutze er nicht seine Beine. Er flog heran. Und ehe Knuss von Ottingen reagieren konnte, hing der Angreifer an seiner Kehle.

Der schwarze Ordensmann versuchte, ihn abzuschütteln, ihn zu fassen. Aber seine Hände rutschten an dem glitschigen Äußeren des anderen ab. Knuss stieß einen Laut des Abscheus aus. Und dann verstummte er, weil der andere ihm die Gurgel zudrückte.

Henri stand mit gezogener Waffe da und sah mit gebannten Blicken auf das Schauspiel.

Der Anblick kam ihm vor wie ein uraltes Spiel, das es seit der Schöpfung immer wieder gegeben hatte. Es war der Kampf der Elemente. Vom Licht, das gegen das Dunkel ankämpfte. Vom Richtigen, das sich gegen das Falsche zur Wehr setzte.

Aber hier verbissen sich zwei böse, unwerte Elemente ineinander, das Dunkle und das Schwarze, die sich wie verfeindete Brüder zu nahe waren. Keiner von diesen beiden war es wert, den Kampf als Sieger zu beenden.

Diese Wesen waren nur zum Leben bereit, um alles mit sich zu reißen – oder selbst unterzugehen.

Als Henri seinen Ekel spürte und allem ein Ende bereiten wollte, als er mit gezogenem Schwert einschreiten und die beiden Gestalten trennen oder töten wollte, da bekam Knuss die Hand mit seinem Schwert frei. Er stieß zu.

Ein irres Geräusch entstand.

Der kleine Mann ließ von seinem Gegenüber ab. Er wand sich mit so unwirklichen Bewegungen, dass Knuss das Schwert aus der Hand gerissen wurde. Wie ein dunkler Schatten aus den Tiefen der Kanalisation, der in flackerndes Fackellicht geraten war, hüpfte der Verwundete hin und her. Knuss starrte ihn an. Er keuchte. Er griff sich an die Kehle.

Da zog der Getroffene mit einem hässlichen Geräusch das Schwert aus seinem eigenen Körper.

Henri wusste, er würde dieses Geräusch sein Leben lang nicht vergessen.

Der Mann, der nicht lachen konnte, drehte das Schwert in seinen Händen herum. Er sprang auf Knuss von Ottingen zu und stieß ihm die Waffe mit einem Laut, der wie das schrille Quieken eines Rattenrudels klang, in den schwarz gekleideten Leib.

Dann zog er das Schwert heraus. Er warf es weg. Er sprang auf Knuss zu, umfasste ihn und zog ihn zur Brüstung.

Taumelnd bewegten sich die beiden Gestalten nach draußen, auf das Podest zu. Es sah beinahe so aus, als tanzten sie einen leidenschaftlichen, verbissenen Tanz. Sie hinterließen eine Blutspur. Sie stießen Laute aus, zu Worten waren sie nicht mehr fähig.

Sie standen einen Herzschlag lang wie etwas Unwirkliches, eine Einbildung gegen das gleißende Licht des Morgens.

Dann sah der erstarrte Henri de Roslin, wie sie hinabstürzten. Eng umklammert. Halt suchend. Sich gegenseitig in den Tod reißend.

Das Geräusch ihres Aufschlagens auf dem gefrorenen Boden unten nahm Henri nur undeutlich war.

Er blieb einen Moment lang stehen. Er merkte, wie angespannt er dastand, vornüber gebeugt, als besäße das Böse einen unwiderstehlichen Sog, der ihn mitzureißen drohte.

Henri de Roslin schwankte. Dann richtete er sich auf.

Er wischte sich über die Augen, um den Spuk zu vertreiben.

Das Erste, was er flüchtig, aber bewusst wahrnahm, war draußen in der Höhe die weiße Spitze des Domes. Um dessen Baugerüste, schrille Rufe ausstoßend, kreisten dunkle Vögel.

Nach einem Moment der Betäubung stieg er, noch im Bann des Geschehens, Schritt für Schritt vorsichtig ertastend, über die Leiter in die Stadt.

Jetzt ist alles getan, dachte er. Jetzt wird alles gut.

»Wir müssen nicht mehr bleiben«, entfuhr es Uthman. »Wir können endlich dieses Land verlassen. Wir ziehen weiter!«

»Ja«, sagten Henri und Joshua wie aus einem Mund.

»Aber wohin wollt ihr gehen?« Jan Matreiko hatte die drei Gefährten in die Klosterburg geladen. Sie saßen in schweren Armsesseln zusammen.

Henri erklärte: »Wir ziehen nach Jütland. Dann schiffen wir uns nach Schottland ein. Ich möchte einmal wieder meinen Heimatort sehen. Und meine treuen Gefährten begleiten mich.«

»Ich will euch etwas anderes vorschlagen«, sagte Jan Matreiko. »Deshalb habe ich euch auch hergebeten. Ich habe lange auf den Auftrag gewartet, jetzt wurde er mir erteilt. Ich könnte drei so wunderbare Menschen gut an meiner Seite gebrauchen.«

»Wohin führt dich dein Auftrag?«

Jan Matreiko sah in die Runde. »Nach Vineta.«

»Ich habe davon gehört. Oben an der Trave spricht jeder von Vineta. Aber die Stadt existiert nicht mehr.«

»Das stimmt. Man weiß nicht einmal genau, wo sie gelegen hat. Vor Wismar oder Rügen? Im Bodden vor dem Darß, bei Barth? Oder ganz woanders, nämlich an der Mündung der Oder bei Usedom? War sie eine deutsche Stadt oder gleichbedeutend mit der slawischen Stadt Jumne? Ich soll es herausfinden.«

»Aber ich verstehe nicht«, sagte Henri. »Was geht den Deutschen Orden diese untergegangene Stadt an?«

Jan Matreiko nickte. »Nicht wahr? – Nun. Sie ist zwar untergegangen. Aber unsere Spione fanden heraus, dass man sie jetzt wieder aufbauen will. Noch prächtiger und größer als damals. Und das geht uns tatsächlich etwas an. Denn eine solche neue Metropole stellt eine Gefahr für unsere Heidenmission dar. Wie sollen wir den Slawen ihre ständigen Kriege und Fehden ausreden und sie für ein gläubiges Leben missionieren, wenn sie sich eine solche sündige Stadt bauen?«

»Und du, Jan Matreiko, sollst gegen sie ziehen?«

»Der Erfolg des Deutschritterordens steht auf dem Spiel, wenn sie diese Stadt wirklich bauen!«

Henri merkte an Uthmans steigender Unruhe, dass der Gefährte schon Feuer und Flamme war. Auch Joshua folgte gebannt Jan Matreikos Worten.

Henri sagte: »Erzähle uns mehr von diesem Vineta.«

Jan Matreiko lehnte sich in seinen Armsessel zurück.

»Den Reichtum dieser Stadt könnt ihr euch nicht vorstellen, meine Freunde. Die Kirchtürme sollen mit Juwelen und Bernstein besetzt gewesen sein. Jemand zeigte mir einmal einen Wetterhahn aus schierem Gold, der angeblich aus Vineta stammte. Die Stadt war vor 500 Jahren bis zu der Zeit, da die heidnischen Pommern Christen wurden, die herrschende Handelsmetropole des baltischen Meeres. Barbaren, Griechen, Slawen und Sachsen sollen in ihren Mauern gelebt haben. Mädchen spannen auf goldenen Spindeln, die Glocken waren aus purem Silber, und die Bewohner waren so reich, dass die Mütter ihren Kindern mit frischem Brot die Hintern abwischten.«

Uthman lachte unbändig.

»Ich weiß«, sagte Henri, »oben am Meer erzählt man, dass man noch heute bei Windstille silberhelles Läuten hören und tief unten im Wasser sogar die Gassen und Giebel der Wunderstadt sehen kann.«

»Das sind natürlich Märchen«, sagte Jan Matreiko. »Aber märchenhaft und geheimnisvoll scheint Vineta tatsächlich gewesen zu sein. Vor allem anderen aber war sie schön, so schön, dass man nicht ihresgleichen fand. Die Häuser, in denen die Leute wohnten, glichen kleinen Palästen, sie waren aus Marmor. Im Hafen befanden sich stets Hunderte von Schiffen, die bis nach Archangel und Konstantinopel fuhren. Aber je reicher und wohlhabender die Einwohner wurden, desto mehr fanden Stolz, Übermut, Gottlosigkeit und allerlei unheiliges Wesen bei ihnen Eingang. Zu den Mahlzeiten nahmen sie nur die auserlesensten Speisen, und den Wein tranken sie aus

silbernen Gefäßen, wie sie selbst in ihren Gotteshäusern nicht prächtiger zu finden waren. Die Hufe der Pferde waren statt mit Eisen mit Gold beschlagen. Die Kügelchen, mit denen die Kinder auf der Straße spielten, bestanden aus reinem Silber, und wenn sie über eine Wasserfläche Butterbrot werfen wollten, wie sie das Spiel nannten, so benutzten sie dazu nichts anderes als blanke Taler.«

»Eine solche bedeutende Stadt verschwindet nicht, ohne Spuren zu hinterlassen.«

»Nicht wahr? Deshalb suche ich sie jetzt.«

Joshua sagte: »Wann verschwand Vineta – und vor allem warum?«

»Die Stadt muss zwischen 1075 und 1170 untergegangen sein. Warum? Eine sehr berechtigte Frage. Jedenfalls ging sie nicht aus geheimnisvollen Gründen unter, sondern aus völlig verständlichen.«

»Und die wären?«

»Vermutlich durch den Einfall der Dänen. Vineta war von Germanen und Slawen bewohnt, die eine hoch entwickelte Wasserwirtschaft kannten. Geschickt schützten sie die Stadt mit Dämmen und Schleusen vor dem Meer. Der Boden war kunstvoll eingedeicht und fruchtbar, die Flüsse gestaut, ihre Fluten reguliert. Als die Dänen nach Pommern drängten, zerstörten sie über Nacht die schützenden Dämme. Das Land wurde einfach überflutet, die Sturmfluten des wütenden baltischen Meeres fielen über die Stadt her – über die Stadt des Wohllebens und des Hochmutes. Andere Erklärungen besagen, dass in einer stürmischen Novembernacht das Strafgericht des Schöpfers über die Stadt und ihre gottlosen Bewohner hereinbrach, um ihre Hoffart zu bestrafen. Denn eine furchtbare Sturmflut wälzte aus dem Nichts heraus ihre Wogen über die Stadt und über das Land hinweg und begrub alle Häuser, Menschen und Tiere unter ihren Fluten. Wie auch

immer – kein einziger Bewohner entrann dem Verhängnis. So wurde die reiche Stadt mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit in wenigen Stunden vernichtet.«

»Das alles klingt fantastisch. Schenkst du all dem Glauben, Jan Matreiko?«

»Nun. Es gibt auch erst zu nehmende Berichte von zeitgenössischen Chronisten. Ich habe, während ich wartete, alles gelesen. Die Gelehrten Adam von Bremen und Helmold von Bosau schrieben in ihrer Hamburger Kirchengeschichte von dieser Stadt. Sie wussten ganz sicher, wovon sie sprachen. Das waren zweifellos gebildete Herren.«

»Und jetzt wollen slawische Heiden diese Stadt wieder auferstehen lassen?«

»Gewaltiger als zuvor. Jedenfalls behaupten das unsere Spione.«

»Dann kennen die neuen Bauherren die Stelle, an der das alte Vineta lag.«

»Davon gehe ich aus!« Jan Matreiko hatte sich in Eifer geredet, obwohl er immer beherrscht wirkte. »Wir müssen die Stelle nur finden, wo die Bauaktivitäten im Gange sind. Noch wissen wir es nicht, und die Küste bis hin zum Samland ist sehr lang. Wir suchen also einen Silberpfennig am Meeresstrand. Und wenn wir noch weiter müssen, bis zu den Schalauern und den Litauern, dann wird es auch gefährlich. Die Heiden sind unsere erbitterten Feinde. Und die erste Komturei unseres Ordens findet sich erst in Danzig.«

»Ein Leben ohne Gefahren gibt es nicht«, sagte Uthman. »Und es wäre auch langweilig.«

»Suchen wir Vineta!«, sagte Joshua. »Wo immer es auch sei!«

Jan Matreiko nickte. »Wenn wir zusammen reisen, finden wir es heraus. Ich bitte auch dich, Henri! Kommt mit mir!«

Joshua und Uthman blickten Henri an. Sie brauchten keine weiteren Worte. Auch Henri war vom Überdruss an der alten, westlichen Welt mit ihrer Engherzigkeit, ihren selbstsüchtigen Problemen gepackt. Jeder sah es ihm an.

So war ihr Plan schnell gefasst. Sie bestätigten es Jan Matreiko mit Blicken.

Während sie noch einen Becher tranken, sah jeder von ihnen ein schönes, sauberes Land vor sich. Die jungfräuliche Ostmark – ausgedehnt bis zum Horizont.

Zwar warteten auch dort Feinde – neue Feinde, wild und grimmig. Aber im Osten würde es keine Verfolger des Tempels geben.

»Suchen wir Vineta«, sagte Henri.

»Auf nach Vineta!«, riefen Joshua und Uthman einstimmig.

Jan Matreiko hob ein letztes Mal den Becher. Er lächelte zufrieden.

ZWEITER TEIL

6

Frühling 1316, Passionszeit

Der Sturm hatte sich gelegt. Ein neuer hatte sich in heftigen Luftwirbeln gebildet und war über die Kogge hergefallen. Jetzt lag beinahe österliche Ruhe über den Wassern, die tagsüber ein bleiernes Aussehen angenommen hatten und nachts zu träumen schienen. Kapitän, Hauptbootsmann, Leichtmatrosen und Vollmatrosen waren auf ihren Posten. Über ihnen spannte sich jetzt der Nachthimmel, auf dem die geheimnisvollen Zeichen der Sterne und die Mondscheibe leuchteten. Der Navigator als rechte Hand des Kapitäns stand am Bug des Schiffes mit dem Lot und dem Gioja, dem kostbaren Magnetstein. Immer wieder richtete er seinen Blick nach oben, auf die Himmelssignale. Er wusste, sie sprachen zu ihm. Aber was sagten sie?

Die Vinetafahrer waren bald nach ihrem gefassten Entschluss vom Lübecker Hafen aus aufgebrochen. Vier Tage lang mussten sie noch abwarten, bis zu *Eleutherius* das Auslaufverbot im baltischen Meer wegen Eisgangs aufgehoben wurde.

Eine Kogge hatten sie mühelos gefunden. Dort, wo die Stadt in den Fluss Trave hinausgewachsen war, lag ein Schiff an der Kaimauer, das Korn aus Flandern in die Speicherhäuser entladen hatte und einen Auftrag suchte. Der Kapitän, ein alter Haudegen aus Polen mit Namen Hans Smyrzik, der gut Deutsch sprach, vermietete sein seetüchtiges Schiff für gutes Geld. Man einigte sich schnell. Die Vinetafahrer bezahlten im

Voraus in Silbermark, Schillingen und Witten den geforderten Preis.

Die breitbauchige Kogge mit dem großen Laderaum, ein ursprünglich im Wattenmeer der Nordsee benutzter Schiffstyp für den Handel, war eigentlich zu groß für ihre Zwecke. Dreißig Meter lang und sieben Meter breit, der Tiefgang betrug drei Meter. Es besaß nur ein rechteckiges Rahsegel und ein Achterstevenruder mit Pinne. An Bug und Heck befanden sich *Kastelle*, hochbeinige Kampfplattformen, mit zinnengekröntem Schanzkleid. Unter der Brücke standen jetzt nebeneinander in engen Gattern vier Reitpferde. Im Laderaum lagerte Proviant und Trinkwasser für ein halbes Jahr, man hoffte aber, unterwegs frische Nahrungsmittel kaufen zu können.

Henri beschäftigte sich damit, mit Tinte und Feder in ein kleines Buch zu schreiben. Er hatte sich vorgenommen, die zurückliegenden Geschehnisse festzuhalten, bevor die Zeit sie aus seinem Gedächtnis auslöschte. Jan Matreiko hielt sich immer in der Nähe des Kapitäns auf. Uthman säuberte seine Waffen, bis sie spiegelblank waren. Joshua las zum hundertsten Mal in einem handlichen kabbalistischen Almanach.

So vergingen Tage und Nächte.

Am vierten Tag kam die Küste der Halbinsel Darß in Sicht. Einer der Matrosen hatte erzählt, die alte Stadt Vineta läge im Bodden vor der kleinen Hafenstadt Barth. Jeder an Bord schien genau zu wissen, wo sich Vineta befand, hieß nicht sogar die Fahrrinne mit ihrer Ostströmung entlang der Küste Vinetastraße? Aber jeder, den die Gefährten befragten, gab eine andere Lageposition.

Niemand wusste also wirklich etwas.

Im Westen der Insel gingen sie zum ersten Mal an Land. Sie verzichteten auf ihre Reittiere. Die Küste war einsam, hier schien niemand zu siedeln. Sie beschlossen, eine kleine

Expedition ins Innere zu schicken, um das Binnenwasser des Boddens zu erreichen. Zusammen mit den vier Vinetareisenden machten sich drei weitere, bewaffnete Matrosen auf den Weg.

Die Gegend wirkte auf sie befremdlich. Stranddisteln und Meerkohl, Strandnelken und verblichene Strohblumen des letzten Herbstes standen am Ufer. Die See rollte ruhig, bis zum schneeweißen Sand der Ufer standen bizarre, oft vierzigarmige Föhren im Wasser, der salzige Wind riss dichte Büsche von Strandhafer empor. Die Männer kamen durch einen ausgedehnten Buchenwald, in dem kein einziger Baum gerade wuchs. Der Waldboden federte beim Gehen. Vor dem schwarzen Wald und dem Grün der Wiesen bewegten sich bleichweiße Farne vor der noch tief stehenden Morgensonne. Während sie weitergingen, immer gefasst, auf etwas Außergewöhnliches zu stoßen, zog die Sonne an einem unendlich weiten Himmel herauf.

Henri de Roslin hatte in der letzten Nacht von Vineta geträumt. Er wusste nicht, was Träume bedeuteten. Wollte ihm der Schöpfer etwas sagen? Welche Stimmen flüsterten ihm zu?

Er hatte geträumt, im Wasser über Vineta zu versinken. Während das Wasser oben immer dunkler wurde, der Rest des Lichts oben auf dem Wasserdeckel als kleines Flämmchen schimmerte, versuchte er, durch Schwimmbewegungen die Kontrolle zu behalten. Um ihn herum glitten kleine Tiere, Schmutzreste, Pflanzen und Fische vorbei. Er sank immer tiefer. Und plötzlich sah er die Stadt. Nein, es war mehr als eine Stadt. Der Traum von einer Stadt. So wie sich Baumeister und Künstler ihre Metropole des Nordens in ihren kühnsten Visionen vorgestellt hatten. Gold auf hochragenden Spitzen. Rostrote Aufrisse von Türmen, Dächern, Fassaden, elegante Mauern, geschwungene Zinnen. Und er selbst stand unversehens auf einer Art Brüstung, bis zu den Knöcheln in

Schlick. Er sah hinunter. Um seine Füße, die auf Steinen standen, hinter denen es weiter, viel weiter, in die Tiefe ging, spielten Untiere. Hummerartige Wesen, mit Flossen, Schwänzen, Scheren und aufgerissenen Mäulern. Das war also Vineta, dachte Henri. Die märchenhafte Stadt. Die reichste Stadt am Sund – es gab sie tatsächlich. Plötzlich sagte die Stimme in seinem Inneren, dass er hier bleiben würde. Hier auf dem Meeresgrund. Für immer und ewig. Er würde nicht mehr an die Oberfläche schwimmen, sondern in der versunkenen Stadt der Fische und begrabenen Gefühle bleiben. Sein Kopf wurde schwer, seine Gedanken taumelten. Die Stimme in seinem Inneren sprach immer weiter, wurde immer drängender und lauter. In einem Strudel von Gefühlen dachte Henri an seine Sehnsucht, mit diesem gefahrvollen Leben in Not und Verfolgung ein Ende zu machen. Abzutauchen. Für immer und ewig. Nicht mehr an diesem Leben teilzunehmen. Alles wurde dadurch leicht.

Er sah unter sich die Schwärze. Mit goldenen Spitzen auf rostroten Türmen. Dann blickte er nach oben. Helle Flämmchen, die immer aufgeregter tanzten. Die Luft in seinem Mund schmeckte plötzlich sehr bitter und stumpf. Henri begann zu keuchen. Schweiß brach ihm aus. Er fühlte, wie sich sein Körper auch im Inneren mit Nässe überzog. Er wurde kalt wie ein Fisch. Die Tiefe griff nach ihm.

Er schrie laut.

Und erwachte auf dem Deck der Kogge.

Beim Anblick der Sterne beruhigte sich der Dämon in seinem Inneren wieder.

Sie stießen ins Innere der Halbinsel Darß vor. Hier zeigten Birken schon ein zartes Grün. Es war plötzlich so mild, dass die Reisenden unwillkürlich an heiße Quellen dachten, wie sie im Westen Islands vorkamen. Dann stießen sie in einer Grube auf Spuren von Besiedelung. Hufeisenspangen aus Bronze,

verzierte Kammfutterale aus Hirschhorn, eine Schöpfkelle, weiter hinten eine schwarze Feuerstelle, von Steinen umhegte Felder.

Sie suchten mit aufmerksamen Blicken die flache Landschaft vor ihnen ab. Nirgendwo Menschen, nirgendwo Tiere.

Die erste Siedlung, auf die sie stießen, bestand aus primitiven Halbwohngruben auf einem Abhang. Die Bewohner nahmen die Fremden wahr, schickten ihre Kinder in die Behausungen und kamen langsam auf sie zu.

Sie waren in Felle gekleidet. Die Männer trugen lange Haare und Bärte, die ebenfalls langhaarigen, auffallend hübschen Frauen bunt geflochtene Stirnbänder, lange Wollkleider und geflochtene Sandalen. Sie wuschen Wäsche, die in groben Weidenkörben lag, an einem trägen Bach, während die Männer mit schweren Äxten Baumstämme aushöhlten oder mit Leitern an Kiefern emporstiegen, um aus Schutz vor Bären hoch oben angelegte Honigwaben abzuklopfen.

Jan Matreiko hatte sich an die Spitze der kleinen Expedition gesetzt. Er hob die Hand zum Zeichen seiner Friedfertigkeit. Ein alter Mann mit weißem Haar und eingefallenem Mund tat es ihm nach. Sie standen sich gegenüber.

»Gott zum Gruß«, sagte der Deutschordensritter. »Wir sind Freunde. Wir suchen die Stadt Vineta.«

Der Alte blickte ihn verständnislos an, dann wendete er sich zu den anderen Dorfbewohnern. Sie berieten sich. Dann drehte sich der Alte schwerfällig wieder den Ankommenden zu, zuckte die Schultern und brummte etwas in unverständlichem Dialekt.

Jan Matreiko sagte zu seinen Begleitern: »Sie sind sicher Slawen aus dem Osten. Es kann sein, dass sie erst seit kurzem hier siedeln.« Er wiederholte seine Frage nach Vineta. Der Alte verstand ihn nicht, aber er wies in Richtung des Boddens.

»Barth!«, sagte er. »Barth!«

»Ah! Barth, die Stadt am Bodden? – Dort liegt das alte Vineta?«

Der Alte wies landeinwärts. »Barth!«

»Lasst uns weiterziehen«, sagte Henri, »von Vineta wissen diese Leute nichts.«

»Da hast du sicher Recht«, stimmte ihm Matreiko zu.

Nach zwei Stunden erreichten sie das ausgedehnte Wasser im Landesinneren, das nur im Nordwesten ins Meer floss. Es war Süßwasser.

Hier erblickten sie zum ersten Mal die Kraniche.

Sie standen zu Tausenden auf den Wiesen. Dahinter zeigte sich das gleißende Licht der See. Henri fiel ein, dass jemand einmal zu ihm gesagt hatte, die Kraniche seien Vögel des Glücks. Sie zögen immer der Sonne nach. Im November nahmen sie das Licht auf ihrem Zug in den Süden mit sich fort, im Frühjahr brachten sie es wieder zurück. Und waren sie nicht von Gott schon zwei Tage vor der Ankunft der Menschen geschaffen worden? Vielleicht, dachte Henri, haben sie als Boten Gottes eine Botschaft für uns?

Bei ihrem Näherkommen erhoben sich die Vögel. Tausende breiteten ihre Schwingen aus und flogen in die Morgensonne hinein. Der Himmel verfinsterte sich durch das Heer der Sonnenvögel.

Die Fremden konnten nur dastehen und staunen. Nein, dachte Henri, sie haben sicher keine Botschaft für uns. Vielleicht kennen sie Vineta. Sie haben es kommen und verschwinden gesehen. Aber sie verraten es nicht.

Einer der Matrosen sagte plötzlich vor sich hin: »In der versunkenen Stadt soll noch immer ein wundersames Leben sein. Wenn das Wasser ganz still ist, sieht man oft unten im Grunde des Meeres in den Trümmern ganz wunderbare Bilder. Große, seltsame Gestalten wandeln dann in den Straßen auf und ab, in langen, faltenreichen Kleidern. Oft sitzen sie auch in

goldenen Wagen oder auf großen schwarzen Pferden. Manchmal gehen sie fröhlich und geschäftig einher, manchmal bewegen sie sich in langsamen Trauerzügen. Und man sieht dann, wie sie einen Sarg zu Grabe tragen. So sagt man.«

Ein anderer Matrose stieß ihm beim Gehen in die Seite. »Hein, du weißt wohl alles besser! Als ob du es mit eigenen Augen gesehen hättest.«

»Und wenn?«, verteidigte sich Hein und kratzte sich die roten Haare. »Man sagt auch, die Stätte, auf der die ehemalige Stadt im Meer versunken ist, übt bis auf den heutigen Tag eine wunderbare, unwiderstehliche Anziehungskraft aus.«

»Wie man ja an uns sieht«, lachte der dritte Matrose.

»Ja«, sagte Hein. »Aber man erzählt, wenn einmal jemand das Glück gehabt hat, die versunkene Stadt und ihre Herrlichkeit auf dem Meeresgrund zu schauen und die aus der Tiefe dumpf heraufschallenden Töne ihrer Kirchenglocken zu hören – dann ist es um ihn geschehen!«

»Tatsächlich?«

Abfällig sagte ein Matrose: »Ja, ja – und über der versunkenen Stadt soll ein gespenstisches Nebelschiff kreuzen, das selbst die ortskundigen Lotsen irreleitet!«

Hein überhörte den Einwand und sagte trotzig: »Von Stund an wird er durch eine rätselhafte, unüberwindliche Gewalt getrieben, immer von neuem nach jener Stelle im Meer hinauszufahren, immer von neuem sucht er mit seinen Augen in die Tiefe zu dringen und die Geheimnisse zu erforschen, die dort unten im Meeresschoß verborgen sind. Und das geht so lange fort, bis die geheimnisvolle Tiefe ihn selbst verschlungen hat.«

Die anderen schwiegen angerührt.

Jan Matreiko sagte: »Lasst euch nicht den Verstand vernebeln, Leute! Wir suchen Vineta nur, weil wir verhindern wollen, dass die Slawen dort eine neue, mächtige Bastion

gegen uns errichten! Es geht nur um Macht und vielleicht auch um Krieg. Gespenstergeschichten sind nur für einfältige Gemüter. Vergesst das nicht!«

»Dann werden wir die Stadt hier auf dem Darß nicht finden«, sagte Uthman. »Die Halbinsel sieht mir eher so aus, als wäre sie in der Entwicklung zurückgeblieben. Könnt ihr euch hier, auf diesen kargen Äckern, ein neues Vineta vorstellen?«

Joshua sagte: »Konnten wir uns die Existenz des alten Vinetas vorstellen, bevor wir davon hörten? Ich jedenfalls nicht.«

»Also – gehen wir weiter, oder kehren wir um?«, fragte Henri.

Jan Matreiko, dessen Meinung alle respektierten, entschied: »Auch ich glaube, dass der Platz des alten und des neuen Vineta hier nicht ist. Kehren wir zur Kogge zurück und segeln nach Rügen. Dort, am Kap Arkona, soll es weiße Berge geben, die einen strategisch günstigen Überblick gewähren. Und zu Füßen der weißen Berge liegen Reste alter Hafenmauern. Wenn ich Baumeister wäre und den Auftrag bekäme, würde ich Neu-Vineta dort errichten.«

Der Wind stand günstig, und sie machten gute Fahrt. Je weiter die Kogge sie nach Osten trug, desto mehr spürte Henri de Roslin, wie die Last der letzten Zeit von ihm abfiel. Er spürte mit jeder Seemeile, dass die Weite der offenen See ihn befreite und beflügelte. Warum hatte er eine solche Reise nicht schon eher angetreten? War es wirklich seine eherne Pflicht, Rache zu üben? War er auserkoren, sich in sein blutiges Schicksal zu verbeißen? Jetzt trug ihn das Meer zu ganz anderen Horizonten. Und er hoffte, dort vergessen zu können.

Schon am nächsten Morgen tauchten die weißen Felsen auf, von denen Matreiko gesprochen hatte. Sie segelten daran

vorbei und fanden einen Landeplatz. Auch hier konnten sie keine Spuren einer größeren Stadt erkennen, aber die Reste eines alten Hafenbeckens. Sie beschlossen, die Felsen zu besteigen.

Die Aussicht von oben herab war tatsächlich überwältigend, günstig für eine Ansiedlung. Jeder Feind zu Wasser und zu Lande war schon von weitem zu erkennen.

Als die Reisenden sich von dem Felsenabgrund entfernten, öffnete sich vor ihnen ein Wald. Sie beschlossen hindurchzugehen, weil sich dahinter eine weite Ebene erstreckte, die für Ansiedlungen geeignet schien.

Mitten im Wald standen sie plötzlich vor steinernen Rundaltären und abgebrannten Feuerstellen, die noch warm waren. Vielleicht hatten hier noch in der Nacht Menschen einen Götzendienst abgehalten. Plötzlich erblickten sie in Aushöhlungen von vier Stämmen uralt scheinender, immergrüner Eichen drei gewaltige Götterstatuen.

Jetzt zogen die Matrosen ihre Messer und Kurzsäbel. Matreiko bedeutete ihnen, wachsam zu sein und sich im Halbkreis gegen den Wald aufzustellen.

Henri, Uthman und Joshua traten näher an die Götzenstatuen heran. Uthman war der Ekel vor den Götzen am deutlichsten anzusehen. Einer war bärtig, eine Haarkrone aus Flammen stand auf seinem Kopf. Der zweite war ein Jüngling, geschmückt mit einem Ährenkranz. Der dritte war ein hagerer, bleicher Greis mit eisgrauem Haar. Die Köpfe schienen lebendig zu sein, die Ankömmlinge erwarteten, dass sie jeden Moment zu sprechen begannen.

Aber was plötzlich sprach, war eine andere, sehr menschliche Stimme. Sie gehörte einer jungen Frau, die hinter den Bäumen hervortrat.

»Wer seid ihr? Entweiht nicht diesen heiligen Ort!«

Die Ankömmlinge verstanden die Frau, sie sprach Deutsch, betonte aber die Vokale lang gezogener, als sie es gewohnt waren.

Henri sagte freundlich: »Wir hegen keine böse Absicht. Wir schauen nur. Kannst du uns erklären, von welcher Religion diese Götter sind?«

Die junge Frau trat nach erstem Zögern unerschrocken heran und sagte: »Das kann ich. Denn ich bin die Hüterin dieses Hains. Diese drei Götter sind sehr alt, und sie sind gewaltig, sie bestimmen unser Leben.«

»Erzähle uns davon«, bat Henri.

»Der erste ist Perkunos, der zornige, flammende Donnerer, in dem ein ewiges Feuer brennt. Er fährt über das Land hinweg und verbreitet Schrecken, aber sein Wohlwollen bringt auch Genesung aus der Asche seines Feuers. Es ist ein Gnadenbeweis, durch seinen Blitzschlag sterben zu dürfen.«

Henri blieb freundlich. »Und der zweite?«

»Der zweite ist Potrimpos, der ewige Jüngling, der Gott der Fruchtbarkeit, des Werdens und Wachsens. Die Schlange ist ihm geweiht, und wir ehren ihn mit Brandopfern und mit Blutopfern.«

»Es gibt nur einen Gott«, murmelte Jan Matreiko.

Henri fragte: »Und der dritte?«

»Der dritte ist Pikollos, Gott der Furcht, der Qual und der Strafen. Seine Zeichen sind die Totenschädel von Menschen und Tieren. Ihn versöhnt nur das Opfern des Teuersten, das man besitzt.«

»Hier ist noch vor kurzem geopfert worden«, sagte Uthman barsch. »Was war es?«

Die junge Frau zuckte die Schultern. »Darüber darf ich nicht sprechen.«

»Was ist für dich das Teuerste?«, fragte Henri.

»Der Glaube an etwas, das einst mit den Göttersöhnen, den Goten, über die See in unser Land kam. Sie sind gütig und verbinden alle Menschen mit ihrer hohen Kultur zu einem Volk. Aber dieser Glaube ist bei uns ausgestorben. Und ich darf ihn nur heimlich denken, nicht ausüben.«

»Ein schöner, aber falscher Glaube«, sagte Henri. »Wir sind auf der Suche nach der versunkenen Stadt Vineta. Sicher kannst du uns einen Hinweis geben, denn du scheinst viel zu wissen.«

Die junge Frau sah plötzlich erschreckt aus. »Nein, nein. Daran wage ich nicht einmal zu denken. Vineta? Eine Stadt, die so sündig war, dass sie unterging. Die Stadt der unzüchtigen Tänze und Feste. Ein Hort der Ausgeburten.«

»Wo lag sie?«, fragte Henri.

Die junge Frau zögerte. Dann machte sie eine winkende Geste, die besagte: weit, weit im Osten.

Henri fragte noch einmal: »Wo genau?«

»Segelt weiter. Dort, wo der mächtige Fluss Oder ins Meer mündet, dort findet Ihr ein Riff, das schon Hunderten von Seefahrern den Tod gebracht hat. Es heißt Vinetariff. Dort lag die Stadt. Aber hütet Euch vor den Felsen. Sie sind plötzlich da, ohne Ankündigung. Und reißen jedes Schiff in die Tiefe. Ein sündiger Ort.«

Die Männer hatten genug gehört und waren froh, den heidnischen Ort mit seiner unguten Stimmung verlassen zu können.

Als Henri sich noch einmal umwandte, stand die junge Frau noch immer an den uralten Eichen und schaute ihnen nach. War ihr Blick nicht sehnsüchtig? Henri schrieb es dem Spiel von Licht und Schatten zu. Ein Wind hatte sich erhoben, der in den Bäumen rauschte. Es klang wie das Flüstern sehr alter und mächtiger Götter.

»Wo liegt nun dieses rätselvolle Vineta wirklich?«

Diese Frage verstummte auf der Weiterfahrt nicht mehr. Wieder auf der Kogge, machte sich jeder seine eigenen, stummen Gedanken, und die Gedanken flossen dahin und verbanden sich mit dem stetigen Wellengang, und der Wind nahm sie mit sich. Was die Vinetasuchenden bis jetzt gehört hatten, ließ die Stadt in dem Licht erscheinen, das auch in Märchen und Sagen leuchtet.

Aber Jan Matreiko war von der Existenz Vinetas weiterhin fest überzeugt. Als sie zusammen an der Brücke auf Deck saßen, las er aus einem alten Buch vor.

»Wo Polen endet, gelangt man zu den sehr ausgedehnten Landen der einst Wandalen, jetzt Wenden genannten Slawen. Als Erste kommen die Pommern, deren Gebiet sich bis zur Oder erstreckt. Dieser wasserreichste Strom des Slawenlandes entspringt im tiefsten Bergwald der Mährer, die östlich von Böhmen wohnen, wo auch die Elbe ihren Lauf beginnt. Die Oder verläuft nordwärts mitten durch die Stämme der Wenden, indem er die Polen von den Wilzen scheidet. An seiner Mündung in das Skythische Meer lag einst Vineta, welche den rings wohnenden Barbaren einen weltberühmten Stützpunkt bot. Weil zur Preisung dieser Stadt viele, oft kaum glaubliche Geschichten umgehen, sei es erlaubt, an einiges Erwähnenswertes zu erinnern. Unter allen Städten, die Europa umfasste, war sie gewiss die größte, von Slawen vermischt, mit anderen Völkern bewohnt. Ja, auch zureisende Sachsen erhielten die gleiche Erlaubnis zum Aufenthalt, wenn sie nur, solange sie blieben, nicht öffentlich als Christen auftraten. Bis zum Untergang dieser Stadt waren nämlich alle Bewohner von heidnischen Bräuchen irregeleitet, sonst aber konnte man an Sitten und Gastlichkeit keine anständigeren und mildherzigeren Leute finden. Reich an Waren aller Länder,

besaß jene Stadt alle Annehmlichkeiten und Vorzüge. Ein König der Dänen soll diesen höchst wohlhabenden Platz mit einer großen Flotte angegriffen und völlig zerstört haben. Die Überreste sind noch jetzt vorhanden. Das Meer sieht man dort, wo sie sich befinden, in dreifacher Gestalt. Drei Strände werden nämlich an jener Insel bespült, deren einer ein ganz grünes, der zweite weißliches Ansehen hat, während der dritte in fürchterlicher Bewegung durch dauernde Stürme wütet.«

»Warte!« Henri war etwas eingefallen. »Der letzte Hinweis scheint mir eine ganz klare Bestimmung zu enthalten. Ich sehe die Insel Wollin am Übergang über den Fluss Divenow vor mir. Sagt man nicht, sie trägt die Form eines Dreiecks – von drei Meereswellen umspült, wobei der nördliche Strand dem Toben des Windes ausgesetzt ist?«

»Wollin an der Oder!«, rief Joshua aus. »Du hast Recht! Wenn es Vineta wirklich gab, dann finden wir es dort.«

Jan Matreiko sagte: »Dort gibt es auch einen Berg, der noch höher ist als Kap Arkona. Es ist der Silberberg, er soll etwa einhundertfünfzig Meter hoch aufragen. Niemand weiß, warum er diesen Namen trägt. Dort gab es jedenfalls die allererste Anlegestelle, bevor sich weiter südlich der Ort rund um eine Burg entwickelte.«

Uthman fragte: »Gibt es auch einen Hafen? Das wäre die Voraussetzung für eine bedeutende Stadt.«

»Selbst wenn es dort heute einen Hafen gibt«, meinte Joshua, »Wollin ist nicht bedeutend. Aber die Stadt könnte auf dem alten Vineta errichtet worden sein. Und Vineta hatte ja – wie wir hörten – einen hoch wichtigen Hafen.«

»Suchen wir Wollin auf«, sagte Henri einfach. »Schauen wir uns um.«

Schon wenig später glitt die Kogge aus der Ostsee kommend in den Fluss Divenow ein, der in Richtung des Großen Haffs führte. Umgestürzte Baumstämme trieben auf den trüben

Fluten, richteten aber an den hohen Bordwänden des Schiffes keinen Schaden an. Die Reisenden beobachteten neugierig und argwöhnisch die Umgebung. Auf den grünen Hügeln, dort, wo der Silberberg liegen musste, waren Kultstätten aus aufgeschichteten Steinquadern zu erkennen. Seltsamerweise standen einige Holzstelen mit geschnitzten Gesichtern in Richtung des Landesinneren.

Weiter südlich mussten sie die Fahrt an hölzernen Brücken unterbrechen, die von Anlegestellen über eine Insel im Fluss auf das östliche Festland führten. Die Burg bestand nur noch aus Außenmauern, aus den geduckten Häusern davor stieg Rauch auf. Um die Häuser strichen Hunde.

An der Anlegestelle, die aus gespaltenen Eichenblöcken bestand, die auch zum Land hin eingerahmt und mit Eisenhaken verankert waren, dümpelten schon drei Koggen mit gerefften Rahsegeln in der schwachen Dünung. An ihren Masten wehten die Fahnen von Nowgorod. Als Verlängerung der Straßen dienten ins Wasser führende Laufbrücken, an denen auch weit größere Schiffe anlegen konnten. Jedes anlegende Schiff durfte eine breite Bucht beanspruchen.

Als ihr eigenes Schiff vertäut war, blieb nur eine Wache von drei Matrosen zurück. Der Rest der zwölfköpfigen Besatzung machte sich mit den Vinetasuchern auf in die Stadt.

Sie passierten zunächst ein ausgedehntes Hügelgräberfeld. Dahinter begann die eigentliche Stadt mit einem Wall aus ineinander verhakten Holzbohlen. In der Vorburgsiedlung neben dem Hafen saßen Handwerker in offenen Werkstätten. Man blickte nur kurz auf und versenkte sich wieder in seine Tätigkeit, offenbar hielten sich in Wollin oft Gäste auf. Kaufleute kamen bestimmt her, auch wenn der Ort nicht den Eindruck machte, dass hier bedeutende Geschäfte abgewickelt wurden. Aber das konnte auf den ersten Blick täuschen. Die Ankommenden sahen auffallend viele offene

Geweihwerkstätten. Hirsch- und Elchgeweihe wurden durch Einweichen in Sauermilch, Hobeln und Polieren verarbeitet. Daneben lagen Wohnmagazine, in denen sich Waren stapelten.

Die Häuser waren flach, mit Fußböden aus Brettern, und die Tennen aus Lehm. In einigen Häusern stieg ein weißer Rauch auf, er stammte von glühenden Steinen, die mit Wasser begossen wurden. Durch Fenster erblickten die neugierigen Reisenden halb nackte, in Tücher gewickelte Menschen, die mit Kräuterbündeln auf sich einschlugen. Henri hatte solche Dampfbäder bisher nur in Syrien gesehen.

Den Fremden schien auffällig, dass die Einwohner klein von Gestalt waren, Henri schätzte die Männer nicht größer als fünf Fuß und vier Zoll, die Frauen nicht größer als fünf Fuß. Bei den Männern herrschte die Mode spitzer Knebelbärte vor, außerdem war keiner ohne runde Filzmütze zu sehen. Frauen trugen auffallend rote Kleider und Überröcke, ihre geflochtenen Zöpfe wurden von kupfernen Schläfenringen gehalten. Beide Geschlechter bedeckten ihre Füße mit sohlenlosen Bundschuhen.

Von den Hügeln jenseits der Stadt drang Arbeitslärm, und man konnte jetzt Buntmetallhütten sehen, in denen Blei, Silber und Zinn verarbeitet wurden, überall lagen Abfälle und alte Drähte am Berg.

Der Anblick stimmte sie nachdenklich. Wohin ging das, was hier hergestellt wurde? In der Stadt selbst wurde es jedenfalls nicht verbaut. Welcher Bau verlangte ein solches Aufkommen an Buntmetall?

Auf Fragen reagierten die Bewohner zugeknöpft. Sie bedeuteten, nicht darüber sprechen zu wollen. Sie hatten mit ihren Geschäften zu tun.

Als sich die Ankömmlinge in den Stadtkern zurückbegaben, kamen sie durch eine Gasse, in der gedrängt Bernsteinwerkstätten lagen. Arbeiter und Gesellen waren mit

kleinen Meißeln, Handsägen, Feilen und Bohrern am Werk. Henri konnte nicht widerstehen und erstand einen Rosenkranz aus roten, durchsichtigen Bernsteinperlen. Er ließ sie prüfend durch die Finger laufen und hob den Blick zum Himmel.

Der Rundgang durch die Stadt war schnell gemacht. Jan Matreiko blickte die anderen an.

»Nun, meine Freunde, was denkt ihr? Kann hier die Stadt des Wohllebens und der Hoffart gelegen haben?«

Henri sagte: »Jedenfalls ist Wollin nicht das aufgebaute Neu-Vineta. Obwohl hier offensichtlich ein umfangreicher Handel mit dem Osten getrieben wird. Aber dass die Stadt bedeutend ist, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

Uthman wiegte den Kopf. »Was ist mit diesem Silberberg? Müssten wir nicht hinauf? Und warum sind die Götzenbilder zum Landesinneren hin gebaut? Zur Abschreckung?«

Joshua warf ein: »Sie betreiben einen Götzenkult, das ist klar. Aber das tun alle Slawen. Ich denke, selbst wenn Vineta hier einmal gelegen haben sollte, der Ort ist heute nicht bedeutend.«

»Bedeutend könnte aber der Ort sein, für den die Lieferungen aus den Hütten da oben bestimmt sind«, sagte Joshua. »Aber sie verraten es uns nicht.«

»Also müssen wir ihn suchen«, sagte Uthman.

»Auch ich sehe hier keine Spuren einer wirklich bedeutenden Stadt«, sagte Matreiko abschließend. »Der Hafen von Lübeck ist hundertmal größer und wichtiger. Zu einer Hansestadt der slawischen Welt taugt Wollin nicht.«

Diesem Fazit schlossen sich alle an. Schon waren sie in Gedanken mit ihrer Weiterreise beschäftigt. Die offene See lockte sie.

Sie befragten noch ein paar Einwohner. Aber die Mauer des Schweigens war nicht zu durchbrechen.

Es wurde Zeit, an die Rückkehr zur Kogge zu denken.

Die Reisenden sahen sich noch einmal um, fassten ihre Eindrücke mit Blicken zusammen. Nein, sie waren überzeugt, dass Wollin sie nicht auf die Spur Vinetas bringen könnte. Selbst wenn sich auf dem Grund der Wasser Überreste davon fanden – eine neue Stadtanlage ließ sich jedenfalls nicht feststellen. Hier wurde kein slawisches Bollwerk gegen die Christenvölker des Westens gebaut.

Uthman blieb skeptisch. Er schaute noch lange zum Silberberg empor. Irgendetwas gefiel ihm nicht. Was lag dahinter? Jedenfalls konnte sich dort oben schließlich kein neuer Hafen verstecken. Aber die stolz aufgerichteten Götterstatuen waren auf ein Hinterland gerichtet, das ein Geheimnis zu bergen schien.

Ohne darauf eine Antwort zu suchen, beschlossen die Männer, weiterzufahren.

Henri dachte dabei: Konnte sich eine neue Stadt noch weiter im Landesinneren befinden? Dort, wo der Ort Stettin lag, bevor die mächtige Oder in das Haff einmündete?

Er glaubte es nicht, tauschte sich aber darüber mit den Gefährten aus. Ein Hafen tief im Landesinneren? Nein, auch sie konnten es sich nicht vorstellen.

So fuhren sie noch bei Tageslicht weiter. Denn der Wind war günstig, er blies stetig, wenn auch nicht heftig, nach Osten.

Sie kamen bis kurz vor Kolberg. Da war die Nacht schon hereingebrochen.

Jetzt beschlossen sie, vor Anker zu gehen. Sie brauchten das Licht des Tages, um die Ufer nach etwaigen Häfen abzusuchen. Wenn sie auch bis hierhin nichts gefunden hatten – hinter Wollin wurde es immer wahrscheinlicher, dass sie unliebsame Entdeckungen machten. Am Morgen würden sie lossegeln.

Sie warfen Anker. Jeder bereitete sich auf die kurze Nacht vor.

Von Kolberg drangen in der Dunkelheit Lichter und Gesang herüber. Alles wurde immer heller und lauter. Hohe Flammen schlugen plötzlich mit einem Fauchen bis in den Nachthimmel hinein.

Die Männer schreckten auf und waren sofort hellwach.

Wer feierte an diesem gottverlassenen Ort? Und was? War hier der Ort, an dem eine neue Stadt entstand? Lag dort drüben etwas auf dem Sprung? Sie mussten jedem Anzeichen nachgehen.

Die Männer berieten sich.

Jan Matreiko sagte: »Kolberg ist zwar nur als pommerellsche Kleinfestung bekannt. Aber man kann ja nicht wissen, ob die Slawen gerade deshalb hier etwas ausbrüten. Wir haben sie jahrelang ungestört gewähren lassen.«

»Du hast doch«, erwiderte Henri, »von den Spionen des Deutschordens gesprochen. Wo finden wir sie eigentlich? Sie müssten doch mehr wissen als wir. Wenn sie fähig sind, müssten sie wissen, was dort drüben vor sich geht.«

Jan Matreiko schüttelte den Kopf. »Die treffen wir erst im Hochmeistersitz Danzig. Von dort aus schwärmen sie aus und ziehen sich bei Gefahr wieder zurück. Wenn wir nach Danzig kommen, werden wir mehr erfahren. Aber im Moment nützt uns das wenig, wir müssen auf dem Weg dorthin selbst Eindrücke sammeln.«

»Dann setzen wir im Schutz der Nacht ein Beiboot aus und gehen mit ein paar Mann an Land«, schlug Uthman vor. »Denn diese Feuer da drüben kommen mir seltsam vor. Sie erinnern mich an das griechische Feuer in Palästina, und dort brauchte man es, um den großen Flotten ihren Weg durch die Klippen an der Küste zu weisen.«

»Den großen Flotten?«, sagte Jan Matreiko, unangenehm berührt. »Na, das wäre was!«

»Vielleicht ist es auch nur ein Piratenversteck«, sagte Joshua. »Es lockt Schiffe an, die dann an vorgelagerten, unsichtbaren Riffen zerschellen wie vor Cornwall.«

»Riffpiraten? Schon möglich. Je weiter man nach Osten kommt, desto größer soll ja die Gefahr von Piratenüberfällen sein.«

»Wir sehen nach«, sagte Henri einfach. »Wenn wir hier etwas Wichtiges entdeckt haben, können wir uns Schlaf nicht leisten.«

Als in der Nacht der abnehmende Mond hinter Wolken verschwand und es leicht zu regnen begann, ließen sie das Boot zu Wasser. Ruhige, kräftige Schläge brachten es zum nahen Strand hinüber. Sie bemühten sich, weit genug westwärts vom Ort der Feuer anzulegen. Besorgt hielten sie auch Ausschau nach Felsenriffen, und so waren sie erleichtert, als sie das Geräusch des Kiels im Küstensand vernahmen. Sie ließen das Beiboot im Sand liegen.

Die Feuer waren gewaltig.

»Es sind Vulkantöpfe«, flüsterte Uthman. »Feuerbehälter auf Stelzen, über einem Untergrund von verbranntem Lehm und Erde. Woher kennen die Slawen solche Dinge? Sie sollen Schiffe anlocken, vielleicht aber auch nur die der Verbündeten. Solche Signaltürme sieht man weit.«

»Da sie auch uns angelockt haben und wir nicht auf Riffe gestoßen sind, denke ich, sie brennen tatsächlich als Signal für Schiffe, die in der pommerellschen Burg erwartet werden.«

Jan Matreiko stimmte Henri zu. »Gehen wir näher heran.«

Sie liefen eine Strecke in Richtung des Landesinneren. Als der Untergrund immer steiniger wurde, wandten sie sich nach Osten. Nachdem sie einige Uferfelsen überstiegen hatten und der Vorplatz in das taghelle Licht der Feuer getaucht war, sahen sie alles ganz deutlich.

Zuerst wollten sie es nicht glauben. Aber es wurde ihnen klar, dass sie es mit einem Sklavenmarkt zu tun hatten.

»Sklavenhandel ist keine slawische Eigenheit«, murmelte Joshua, »aber das hier geht zu weit.«

Sie sahen, gedeckt von den Felsblöcken, hinunter auf den Strand. Die Leuchtfeuer loderten. Der Wind war wieder stärker geworden und fachte die Glut an. Funken stoben hinaus aufs offene Meer. Dort, wo die Zungen des Wassers an den weißen Strand leckten, standen vier Scheiterhaufen.

Die heimlichen Beobachter mussten sich zügeln, um nicht hinunterzustürzen und den Spuk zu beenden.

Henri spürte die Wut seiner Gefährten und hob warnend die Hand. »Wir können nichts mehr für die armen Leute tun.«

In den Flammen brannten Menschen. Sie waren an Pfähle gebunden, aber schon in sich zusammengesunken. Wahrscheinlich tot. Hinter den Scheiterhaufen, zum Land hin, waren weitere Pfähle in den Boden gerammt. An ihnen standen gefesselte Männer. Dahinter hockten gefesselte Menschen mit gesenkten Köpfen im Sand. Sie trugen tiefschwarze Hautfarbe.

Rechterhand, in Richtung des lodernden Leuchtfeuers, warteten mehrere Gestalten. Sie fachten die Glut an. Einige gingen daraufhin landeinwärts. Andere stießen hinzu. Es waren ausschließlich Männer in bodenlangen Überwürfen, einer davon trug einen hohen, abgeflachten Hut.

Henri sagte: »Die Männer an den Pfählen könnten Einheimische sein, vielleicht auch Russen aus dem Osten. Oder Nordländer. Einige haben blonde Haare. Die Schwarzen im Sand sind höchstwahrscheinlich Sklaven aus Afrika. Sie können also nur auf Schiffen herangebracht worden sein. Aber ich sehe keine Schiffe.«

»Aber ich!« Joshua deutete aufs Meer hinaus. Aus Osten näherten sich in der lauen Brise zwei abgetakelte Segelschiffe.

»Litauische Beflaggung, wenn ich richtig sehe«, murmelte Uthman. »Hoffentlich entdecken sie unsere Kogge nicht.«

»Sie bringen Sklaven. Oder sie holen Sklaven«, mutmaßte Henri.

Matreiko mahnte zur Vorsicht. Sie beobachteten aus der Deckung heraus, was weiter geschah.

Jetzt hörten sie auch das Plätschern von Ruderblättern im Wasser. Aus der Dunkelheit schoben sich zwei lange Boote heran. Heraus stiegen mehrere wild aussehende Gestalten mit weiten Hosen, gegürteten Hemden und Kopftüchern. Sie verhandelten lautstark mit den Einheimischen. Dann einigte man sich offenbar. Die schwarzen Sklaven wurden in die Boote getrieben.

»Wir müssen etwas tun!«, sagte Uthman unterdrückt.

»Nein, wir können nichts tun«, erwiderte Jan Matreiko. »Sie sind uns mit ihren Waffen weit überlegen. Es wäre Selbstmord.«

»Er hat Recht«, sagte Henri leise. »Wir können für die armen Kerle nichts tun. Um gegen Sklavenhändler zu kämpfen, brauchten wir eine Armee.«

»Warten wir, bis die Piraten wieder abgezogen sind«, schlug Joshua vor. »Dann befreien wir die gefangenen Weißen. Das sind wir uns immerhin schuldig.«

Aber die Piraten dachten gar nicht daran, abzuziehen. Als sie die Schwarzen in die Boote getrieben hatten, setzten sie sich zu den Einheimischen. Jetzt kreisten gefüllte Ziegenhäute mit Met oder Rum. Die Stimmung wurde immer ausgelassener. Schließlich stand sogar ein Pirat auf und prügelte sich mit einem der slawischen Händler. Ihr Anführer trennte sie.

Die heimlichen Beobachter wurden ungeduldig. Als sie flüsternd beratschlagten, was zu tun sei, erhoben sich die

Piraten endlich. Sie torkelten noch eine Weile herum, verabschiedeten sich lärmend und stiegen schließlich in die Boote.

Als sie außer Sicht waren, rissen die Einheimischen das brennende Holz auseinander und legten sich an den jetzt kleineren Feuern zum Schlafen nieder. Das war der Moment des Handelns.

Die Gefährten sprachen sich kurz ab. Jeder wusste, was zu tun war.

Sie sprangen auf und gingen in einem Halbkreis schnell auseinander. Lautlos wie Strandläufer hielten sie dann auf die Männer an den Feuern zu. Sie erreichten sie gleichzeitig. Es verursachte trockene, stumpfe Laute, als sie mit den Griffen ihrer Messer und Säbel auf die Köpfe der Liegenden einschlugen. Kurz darauf rührte sich keiner mehr.

Sie liefen zu den Gefesselten an den Pfählen. Es waren tatsächlich Russen. Einer rief in gebrochenem Deutsch: »Ihr kommt rechtzeitig! Die Stadt Nowgorod wird euch reich belohnen!«

Sie befreiten die Männer. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sie mit an Bord zu nehmen. Für die bedauernswerten Schwarzen konnten sie nichts tun.

Henri wies nach oben, wo sich auf dem Berg schemenhaft die Burg abzeichnete. »Was ist da oben los?«

»Die Hölle!«, radebrechte der Mann aus Nowgorod. »Sie handeln nicht mehr mit Waren, sondern mit Menschen. Sie halten Menschen für Opferrituale gefangen. Wie – lebende Blutbänke.«

»Einsteigen«, drängte Uthman.

Man rückte im Beiboot eng zusammen. Jetzt erhoben einige der schwarzen Sklaven ihre Stimme. Sie flehten, mitgenommen zu werden. Aber das war unmöglich.

Ein Schwarzer schrie plötzlich laut. Und sie verstanden ihn. »Wir sind Menschen!«

»Wir schicken die Ordensbrüder her«, flüsterte Jan Matreiko.

Als die Ruder des Beibootes ins Wasser schlugen, regten sich schon einige der niedergeschlagenen Wächter im Ufersand.

Henri wollte von dem Russen nähere Einzelheiten wissen. Der Mann schlug die Hände vors Gesicht und erzählte dann.

»Wir sind Kaufleute. Auf der Fahrt über Land überfielen uns die Leute hier. Zu Wasser kapern sie Schiffe. Und Karawanen aus dem tiefsten Süden bringen Neger bis hierher. Ich glaube sogar, sie fressen Neger. Oben die Burg – es ist scheußlich.«

»Was ist mit der Burg?«, fragte Henri.

»Sie ist uneinnehmbar«, erwiderte der Mann, noch immer in seine Schreckensbilder versunken.

»Wie ist sie gebaut? Gibt es dort oben auch eine Stadt?«

»Keine Stadt. Die Burg am Berg besitzt einen äußeren Ringwall aus hölzernen Palisaden mit Wehrtürmen. Zugänglich nur über eine einzige Brücke. Darunter fließt Blut in einem tiefen, stinkenden Graben. Hinter dem Wall steigt das Gelände weiter an. Wieder bis zu einem Blutgraben, über den eine hölzerne Brücke führt. Ein zweiter Wall. Dahinter die Gebäude der Menschenhändler. In der Mitte ihr Tempel, in dem sie Opfer bringen. Überall fließt Blut.«

»Wir müssen damit aufräumen!«, sagte Uthman. »Das können wir nicht zulassen.«

»Du hast Recht«, nickte Henri. »Aber wir haben keine Armee. Wir sind nicht mit ihnen im Krieg. Andere müssen einen Feldzug gegen diese Barbaren starten. Vergiss nicht, wir suchen Vineta.«

»Ich werde die Ordensbrüder in Danzig darüber informieren«, sagte Jan Matreiko. »Sie müssen hier aufräumen.«

Joshua sagte: »Es ist gewiss scheußlich. Aber was ist besonders daran, dass sie Blut vergießen? Erinnert euch an den Kampf Kaiser Karls gegen die Sarazenen in meinem geliebten Iberien. Sein Frankenheld Roland tränkte die Kriegsschauplätze so mit Blut, dass man darin waten konnte. Der blutige Roland mit seinem Horn Olifant war der Schrecken der Muslime, und die Chroniken sagen, er habe mehr Sturzbäche von Blut erzeugt als jemand vor ihnen. Jedenfalls mehr, als die Slawen dort oben es können. Und der christliche Roland war ein Held!«

»Du sagst es, Joshua!«, stimmte Uthman zu.

Henri fragte den Russen: »Warum haben sie Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrannt?«

Der Russe sagte: »Unsere Gefährten versuchten zu fliehen.«

»Erzähl uns davon, wie sie Gefangene machen«, bat Henri.

»Sie schwärmen unaufhörlich aus. Zu Wasser und zu Lande. Feldzüge und Raub, das ist ihr Geschäft. An Regeln halten sie sich nicht. Wenn sie in Kriegshandlungen verstrickt sind, machen sie Gefangene. Sie quälen sie, weil sie Freude daran haben. Wen sie nicht gebrauchen können, verkaufen sie als Arbeitsvieh. Für jeden Sklaven, den sie im Süden oder Norden verkaufen, erhalten sie nicht weniger als ein Pferd – oder seinen Gegenwert. Sklavenkarawanen ziehen sich bis nach Byzanz hin. In diesen abscheulichen Handel sind mehr verstrickt, als ihr ahnt.«

»Sie müssen dadurch reich geworden sein«, meinte Jan Matreiko.

»Ich glaube nicht«, sagte der Russe. »Jedenfalls legen sie es darauf nicht an. Gold und Silber bedeuten ihnen nichts, auch nicht Schmuck oder kostbare Pelze. Was sie wirklich antreibt, weiß ich nicht zu sagen. Ich glaube, es hat mit ihrer Religion zu tun.«

»Wie meinst du das?«

»Alles, was sie haben, verbrennen sie zu Ehren ihrer Götzen. Sie verbrennen es! Alle reichen, verzierten Dinge, nach denen sich andere verzehren mögen, auch wohlriechende Essenzen, Salben, Schmuck – sie opfern es!«

»Fahren wir weiter«, sagte Joshua.

»Ja. Suchen wir Vineta. Wenn wir es gefunden haben, kehren wir mit den Brüdern zurück und machen diesem Spuk hier ein Ende!« Jan Matreiko blickte wild entschlossen.

Aus der Dunkelheit tauchte die Kogge auf. An der Reling und auf dem Bugkastell standen die Matrosen und starrten ihnen gebannt entgegen. Die befreiten Russen wurden an Bord gut versorgt. Man würde sie mit in Richtung Osten nehmen. Sie konnten entscheiden, wann sie aussteigen wollten.

7

Frühling 1316, Orden vom Deutschen Haus

Der graue, dicke Himmel lag schwer auf dem weißen Land. Es hatte in der Nacht ein letztes Mal geschneit, die ersten Krokusse und Schlüsselblumen duckten sich wieder unter die Erde. Aber die Ordensburg ragte hoch und stolz in die Wolken, als wollte sie den Deckel des Himmels aufstoßen. Auf den Zinnen flatterten rot und weiß und schwarz die heftigen, die unbezähmbaren Fahnen im kalten Frühlingssturm.

Die Vinetareisenden wollten in Danzig abwarten, bis sich der Sturm gelegt hatte. Ihre Suche nach der legendären Stadt war bisher an der ganzen Küste entlang erfolglos verlaufen. Vineta schien wirklich endgültig untergegangen zu sein, und nirgendwo zeigte sich ein Zeichen für das Entstehen eines neuen, noch mächtigeren Vineta der Slawen.

Aber noch lag die Küste bis hin nach Samland und weiter bis in das skythische Reich vor ihnen. Die Gefährten waren noch immer überzeugt davon, dass sie die Stadt finden würden.

Während es draußen stürmte und schneite, saß man im Ordenssaal vor den Kaminen zusammen. Der Hochmeister des Ordens, Karl von Trier, der Jan Matreiko den Auftrag zur Suche nach Vineta erteilt hatte, weilte höchstpersönlich unter ihnen. Ein zwei Meter großer, überaus kräftiger Mann mit lauter Stimme und langem Haar, gehüllt in das Gewand und die Farben des Ordens. Er hatte die letzten Jahre an seinem Bischofssitz Trier gelebt. Der große Remtersaal, in dem sie saßen, schien seine angemessene äußere Behausung zu sein – hoch auffahrend, mit goldenen Säulen, die sich in ein weit

ausschwingendes Kreuzrippengewölbe verloren, als würde die Saaldecke bewegt vom kühnen Willen der Baumeister, alles Feste dem Geist unterzuordnen.

Man hatte getafelt. Zur Feier der Besucher hatte die sonst karge Küche der Ordensburg ihr Bestes gegeben. Jetzt kreisten die silbernen Weinpokale.

Alle blickten zuversichtlich und tatendurstig. Wenn das Wetter sich besserte, würde man sich wieder auf den Weg nach Osten machen, verstärkt durch eine Kohorte von Ordensrittern, die ihnen bewaffneten Begleitschutz boten. Darunter waren auch zwei Spione des Ordens, die Plätze an der östliche Küste gefunden hatten, an denen heimlich gebaut wurde. Sie erzählten ausgiebig davon.

Nur Uthman blickte zweifelnd und missmutig in die Runde. Die Pracht und Macht dieser Ordenskomturei von christlichen Kreuzfahrern schienen ihm nicht zu gefallen. Nicht zufällig war er neben Joshua ben Shimon gerückt, der das wohl ebenso empfand.

Henri erinnerte sich daran, wie sein eigener Orden der Tempelherren im Heiligen Land mit dem heiligen Orden der Deutschen zusammengetroffen war. Damals waren die Deutschritter schon mächtig und anerkannt.

Ursprünglich waren sie eine Pflegegemeinschaft in dem großen Zeltlazarett gewesen, das Kaufleute aus Bremen und Lübeck im Jahr des Herrn 1190 vor der belagerten Festung Akkon eingerichtet hatten. Acht Jahre dauerte es, bis deutsche Fürsten den »Heiligen ritterlichen Orden des Spitals Sankt Marien vom Deutschen Haus« zu einem Ritterorden erhoben. Sie übernahmen auf päpstliche Weisung die Satzung der Johanniter und die Tracht der Templer – und auch ihren Kampfesmut. So wurde daraus der dritte große Mönchsritterorden, brüderlich geachtet von Templern und

Johannitern. Man schätzte sich gegenseitig. Henri war mit den Rittern immer gut zurechtgekommen.

Das Einzige, das ihn störte, war die Tatsache, dass der Orden nur deutsche Ritter aufnahm. Außerdem fühlte er sich mehr dem Kaiser des deutschen Reiches verpflichtet als dem Papst. Beides widersprach Henris freiem und gläubigem Geist, der an Grenzen nicht Halt machte.

Als der Deutschorden in das Abendland zurückkehrte, führten ihre Gauleiter, Burgoberen und Stadtkommandanten sie schnell in die Schlachten. So verloren sie den Impuls zu helfen und lernten zu siegen. Die Deutschritter sahen das als eine Überlebensnotwendigkeit.

Henri hatte unterwegs mit Jan Matreiko darüber gesprochen. Der Freund und Mitkämpfer hatte gesagt: »Ich kann deinen Einwand verstehen. Aber wir wollten eben eine Gemeinschaft deutscher Männer sein, die mit der Kraft unseres Schwertes dem Deutschen Reich Neuland erobern und darin dem deutschen Volk, und keinem anderen, eine Heimat geben. Wir sind Ritter und erwählte Streiter, die aus Liebe zum Gesetz und zum Vaterland die Feinde des Glaubens mit deutscher Hand vertilgen.«

»So handelten die Templer auch«, hatte Henri gesagt. »Aber wir sind für alle Gläubigen da, nicht nur für die eines einzigen, ausgewählten Volkes.«

»Du weißt«, erwiderte Jan Matreiko, »ich war auch ein Templer. Aber mich stieß zunehmend ab, dass ihr durch das Eindringen muslimischer und jüdischer Elemente verweichlicht wurdet. Versöhnung der Kulturen und Religionen war euch schließlich genauso wichtig wie der Kampf gegen die Feinde!«

»Ein hehres Ziel, wie nichts sonst zu wünschen«, sagte Henri. Jan Matreiko wiegte zweifelnd den Kopf.

Henri blickte auf den Ordensritter, der ihm gegenüber am Kaminfeuer saß. Er trug ihm nichts nach. Seine andere Meinung hatte nie zu einer Entfremdung geführt. Auch Jan Matreiko trug an diesem Tag seine Ordenstracht – das Kettenhemd, darüber den weißen Umhang mit rotem Schal, auf der Brust das schwarze Balkenkreuz.

Jetzt sprach erneut der Hochmeister. Und die Männer lauschten ihm. Sie alle wurden von dem Gefühl bewegt, dass Karl von Trier ein außerordentlicher Mann war. Jan Matreiko hatte Henri versichert, dass ihn der Hochmeister nicht verraten würde, da er immer noch Sympathie für den Bruderorden empfand und die Lügen des französischen Königs nie geglaubt hatte.

Karl von Trier sprach von der Lage der Mission hier im Osten. Offenbar lief nicht alles so glatt, wie die Ordensritter es sich wünschten. Es hatte noch unter seinem Vorgänger Siegfried von Feuchtwangen hohe, eigene Verluste gegeben, die man bald aufzufüllen hoffte. Litauen war inzwischen eine Großmacht geworden. Die Tartarenherrschaft über die russischen Fürstentümer war beendet, das Großfürstentum Moskau erstarkte waffenklirrend in der Nachbarschaft. Diese Mächte waren größtenteils heidnisch und kriegerisch, Moskau hörte auf die orthodoxe Ostkirche, nur Polen folgte bis jetzt der Papstkirche.

Henri stellte eine Zwischenfrage: »Wie wollt Ihr alle diese Reiche missionieren und befrieden? Es scheint mir eine übermächtige Aufgabe!«

Der Hochmeister nickte. »Wir benötigen mehr Ritter, das ist wahr. Und anders als militärisch und hierarchisch hoch organisiert, wie wir sind, hätten wir hier in Feindesland ohnehin nie eine Überlebensmöglichkeit gehabt.«

»Ist es bei Euch noch heute so, wie es damals bei den Tempelrittern war?«, fragte Henri.

»Ich denke, es ist ähnlich. Eine straffe Hierarchie. Sonst ginge es nicht. Die alleinige Entscheidung über alles fällt der Hochmeister. Gleich hinter ihm stehen die Landmeister, das sind die Befehlshaber und Verwaltungsmänner in den unterworfenen Ländern. An ihrer Seite kümmern sich die Ordensmarschälle und Generalquartiermeister um Musterung, Ausrüstung und Bewaffnung, um Munition und Verpflegung, um die Waffen. Ihr seht, nur die Namen und Bezeichnungen sind anders, als es bei den Tempelherren war. Burgkommandanten und Stadtkommandanten, äußerst wichtige Männer vor Ort, sind die Komture und Vögte. Das Gros unserer Kämpfer bilden die Ritterbrüder, darunter stehen die Muschkoten, Reisige und Knechte – Eigentum des Ordens. Um das Seelenheil kümmern sich die Priesterbrüder und die Halbbrüder, die auch arbeiten müssen.«

»In Feindesland kann ein Orden nur straff geführt überleben«, bestätigte Henri.

»Wie ist es mit dem Gelübde der Keuschheit ein Leben lang? Kann man es nicht nur erfüllen, wenn Gott mithilft?«, ließ sich der missmutige Uthman vernehmen.

»Fragt Henri de Roslin!«, antwortete der Hochmeister lächelnd. »In seinem Herzen ist er noch immer ein Templer und unterliegt den gleichen Gesetzen wie wir.«

Henri schenkte sich die Antwort. Keuschheit war ein hoher Wert. Aber er gestattete sich doch in diesem Moment, für einen Augenblick an seine einzige Geliebte zu denken. Mit dreizehn Jahren hatte er in der Heimat Falkie of Inverness kennen gelernt. Das schöne Mädchen hatte ihn die körperliche Liebe gelehrt. Wer weiß, was aus ihm geworden wäre, wenn Falkie nicht in ihrer allerersten Blüte plötzlich an einer Krankheit gestorben wäre. Henri war kurz darauf in den Tempelorden eingetreten.

Hatte unter den versammelten Ordensrittern jemand eine ähnliche Erfahrung gemacht?

Henri schaute in die Runde. Die Männer um sie herum blickten finster, in ihren Gesichtern stand ein stummer und erbitterter Ernst. Sie sehen nicht glücklich aus, dachte Henri. Ihre Ordensbauten spiegeln das spartanische Leben ohne Liebe und Glück wider – rotdunkel drohende Burgen, strenge, herrische, erbarmungslose Kirchen. Taufe oder Tod.

Henri kannte das aus dem Leben im Tempel. Er erschauerte. Heitere, gebildete Geister wie Uthman ibn Umar oder Joshua ben Shimon täten Euch wohl, Ihr Ordensherren.

Jan Matreiko befragte seinen Oberen. Wie die politischer Lage hier im herrenlosen Osten sei. Herrenlos sei das Land keineswegs, antwortete der Herr von Trier, aber es sei eben heidnisches Land. Und ein schönes Land außerdem, weshalb der Deutsche Orden es gern missioniere.

»Wer soll es sonst tun?«, pflichtete ihm Matreiko bei.

»Füllet die Erde und macht sie euch Untertan, das ist unser Motto«, erklärte der Hochmeister. »Dieses Land besitzt unberührte Wälder, fischreiche Seen, Ackerland und Weideland, eine vielgestaltige Tierwelt und ungebärdige Wilde, die sich in ihrer Ehrfurcht vor der heidnischen Natur der Bibel widersetzen. Herrenlos ist Prussen nicht, aber respektlos. Deshalb haben wir viel zu tun, bis wir den souveränen deutschen Ordensstaat errichtet haben. Wir errichteten schon an den Verkehrsknotenpunkten unsere bedeutenden Ordenshöfe, große Staatsgüter mit leibeigenen Hofleuten, wir gründeten deutsche Dörfer, indem wir mit Siedlern handfeste Verträge abschlossen. Freilich benötigen wir dafür immer mehr Soldaten. Und im Moment läuft der Nachschub schleppend, weshalb ich Euch auch nicht viele Krieger an die Seite stellen kann.«

Uthman und Joshua klang das alles zu herrisch. Uthman dachte sehnsüchtig an das freie Cordoba, wo Christen, Juden und Muslime einträchtig miteinander lebten. Joshua gedachte Toledo, wo alle Rassen und Kulturen in der Übersetzerschule arbeiteten und lernten. Wie weit war das alles von diesem Leben entfernt, in dem nur Kriege und Siege etwas zählten.

Henri fühlte sich in die Zeit der letzten Kreuzzüge zurückversetzt. Und es wurde ihm klar, dass er nicht dorthin zurückwollte. Intoleranz taugte in der Welt, wie er sie sah, nichts mehr.

Aber er respektierte die gewaltige Leistung des Ordens, deutsche Siedler, Bauern und Unfreie in das Land der Prussen gebracht zu haben und hier auch zu beschützen. Er wusste, der deutsche Landmann erhielt das Land im Osten als Erbeigentum. Auch der Unfreie wurde hier frei, er konnte das Land verkaufen und fortziehen. Die Abgaben, die jedermann zahlen musste, lagen nicht auf der Person, sondern auf dem Land. Das gab es in Kerndeutschland, soweit Henri wusste, nicht.

Freilich kam dazu die Verpflichtung zur Landesverteidigung, auch wenn ein Nachbar zu den Waffen rief, aber die Reichen konnten sich davon loskaufen. Und für Scharwerksdienste wie die Getreideernte oder den Bau von Mühlendämmen mussten ebenfalls Tage geopfert werden, die der Orden festlegte. Alles in allem, dachte Henri, geht es dem deutschen Menschen hier im Osten vielleicht besser als in seiner Heimat.

Henri kannte aber auch die Kehrseite. Er wusste, dass die Einheimischen als Menschen zweiter Klasse angesehen wurden. Sie standen unter minderem Recht, mussten in den Gettos ihrer ländlichen Dörfer leben und konnten jederzeit zu Kriegsdiensten verpflichtet werden. Henri hatte sich unterwegs von Matrosen erzählen lassen, dass die Prussen ihre Dörfer mit den schweren Palisadenzäunen und den schweren Holztoren

nicht mehr verlassen durften – es sei denn zur Fronarbeit bei den Zwingburgen oder zum Pflichtgottesdienst im deutschen Nachbardorf. Die alten Riten der Einheimischen waren längst verboten. Wer die alten Priester deckte oder seinen verstorbenen Verwandten hoch zu Ross im Glanz der Waffen auf dem lodernden Feuer zu bestatten gedachte, wurde selbst lebendigen Leibes verbrannt.

Aber wer wirft darauf den ersten Stein, dachte Henri, hatten die Kreuzfahrer im Heiligen Land nicht ebensolche Gesetze erlassen? Hatte er als junger Tempelherr nicht auch felsenfest an das Recht des Stärkeren geglaubt?

Der Hochmeister erzählte weiter. »Wir haben auch hier, in der Stadt Danzig, einen deutschen Statthalter eingesetzt. Der pommerellsche Adel ist auf unserer Seite gegen die Polen, seitdem wir vor einigen Jahren gegen das brandenburgische Heer des Markgrafen kämpften und Danzig befreiten. Dabei mussten wir die Stadt allerdings größtenteils zerstören. Darauf bestand auch die größte prussische Nachbarstadt, Elbing. Der Deutsche Orden ist seitdem alleiniger Herr im Land Pommerellen und damit über den wichtigen Unterlauf der Weichsel mit Einschluss des Hafens von Danzig. Elbing und Königsberg sind ja nur mittelbar über das Haff zu erreichen.«

»Und die Polen?«, wollte Henri wissen.

»Nun. Sie haben einen hohen Blutzoll entrichtet – gute Kämpfer. Aber inzwischen beherrschen wir sie. Auch wenn die Pommerellen in Sprache und Sitte den Polen eng verwandt sind – sie folgen uns.«

Henri sagte plötzlich: »Sollten wir nicht den Ausgleich zwischen den Völkern und Rassen herbeiführen, anstatt uns gegenseitig zu bekämpfen?«

Verblüfft blickte Karl von Trier ihn an – und mit ihm alle anwesenden Deutschordensritter. »Wie meinst du das, Henri de Roslin?«

»Nun – wie ich es sagte.«

»Eine kuriose Idee. Es ist nicht zeitgemäß gedacht, verzeiht. Unsere Aufgabe ist es, das Land Pommerellen bis hin zur Weichsel – ja wenn möglich darüber hinaus bis zur Duna – für das deutsche Volk und die Christenheit zu sichern. Deutsche Klöster, deutsche ländliche Siedler, deutsche Stadtgemeinden haben ja hier der deutschen Stammesherrschaft längst den Weg gebahnt. Das geht nicht mit gutem Zureden. Es geht nur mit Waffengewalt.«

»Schon. Aber brauchen wir dieses Land wirklich?«

»Nun, ich verstehe, was Ihr meint, Henri. Denn genau genommen gehört dieses Land uns nicht. Wir haben es dem Markgrafen von Brandenburg abgejagt, der es wiederum von anderen gekauft hatte. Aber so ist das nun mal. Auch der Erzbischof Friedrich von Riga, der inzwischen in Avignon residiert, und die Stadt Riga, die ständig gegen uns hetzen, hätten das Land gern. Sie kämpfen stets gegen uns und gegen den livländischen Schwertbrüderorden, der auf unserer Seite ist. Sie bieten sogar Rechtsgelehrte aus Italien auf, wie Franz von Moliano vor fünf Jahren, der uns in aller Öffentlichkeit verklagte. Er verurteilte unser Handeln bei der Befriedung der Länder in 230 Anklagepunkten! Du siehst, mein Bruder Henri, ausgleichen kann man hier nichts. Man kann es nehmen – oder es wird einem genommen, nicht wahr?«

Henri sagte: »Habt ihr keine Angst, es könnte euch so ergehen wie dem Tempelorden? Wir waren mächtig, wir widersetzten uns dem französischen König, der wollte, das alle Ritterorden unter seiner Leitung vereinigt wurden. Wir wurden einem Häresieprozess unterworfen, in die Kerker geworfen, gefoltert und getötet. Und das alles nur – weil wir erfolgreich waren.«

Der Hochmeister schaute ihn lange an. »Wir kennen die Vorgänge. Es waren ein großer Justizirrtum und ein Unrecht.

Aber wir fürchten solches nicht. Selbst in dem Moment nicht, als der Ankläger unseres Papstes in Livland eintraf, um seine Anklagepunkte vorzulegen, hatte ich Angst um unseren Orden. Übrigens exkommunizierte er mich persönlich und alle meine Brüder in Pommerellen und Livland. Damals lagen die Verhaftung und Folterung deiner Tempelbrüder, Henri de Roslin, nicht einmal drei Jahre zurück. Das schadete uns nicht. Wir lachten darüber! Wir wussten, Papst Clemens V war weit und hatte hier keine Statthalter.«

»Auch sein Nachfolger sitzt inzwischen im ummauerten Avignon in der babylonischen Gefangenschaft der Kirche«, lachte Jan Matreiko.

Der Hochmeister fuhr fort: »Und auch die weltlichen Fürsten haben hier keine Macht. Selbst unser geliebter König Ludwig der Bayer wagt es nicht, uns Vorschriften zu machen. Wir allein sind die Macht unter den Prussen und in Pommerellen! Wir können tun und lassen, was immer wir wollen!«

»Vorsicht«, riet Henri, »in dem Augenblick, wo ihr dieses wirklich denkt, wankt ihr schon. Das lehrt die Geschichte.«

»Sicher. Wir wissen natürlich genau, weshalb unser Orden nach dem Verlust von Akkon damals auch Venedig aufgab und die Marienburg am Fluss Nogat als Haupthaus unseres Ordens aufgebaut hat – wohin ich übrigens in zwei Tagen aufbreche. Nur hier sind wir geborgen. Wir machten Prussen zum zentralen Herrschaftsgebiet unseres Ordens. Und damit sind wir ohne Konkurrenz. Sollen die anderen im Westen und Süden ihre Bereiche abstecken, ihre Dekrete erlassen, ihre Inquisitoren schicken – wir herrschen unangefochten im Osten. Gleichzeitig weiß ich sehr wohl, dass es in Deutschland Mächte gibt, die mich persönlich zur Heimkehr nach Trier nötigen wollen. Sie wollen meinen Rücktritt, obwohl ich erst vor fünf Jahren gewählt wurde, damit sie Einfluss auf den Orden gewinnen. Doch das wird niemals geschehen.«

»Da bist du sicher, guter Hochmeister?«

»Sie brauchen mich. Und meinen Orden. Denn wer soll diese Arbeit hier tun? Wir bekämpfen die Heiden, und das effizienter als alle anderen. Wir töten ihre wehrfähigen Männer, nehmen den Rest gefangen und verkaufen ihn, ihre Habe wird zerstört, die Dörfer dem Erdboden gleichgemacht. So bekriegen wir auch die überaus mächtigen Litauer. Das müssten sie sonst bald daheim, im gemütlichen deutschen Reich, tun, denn die Litauer, das glaubt mir, würden weit nach Westen vorrücken. Sie gieren nach unseren Frauen. Sie würden unsere Pilgerorte in Rom, Santiago, Aachen beschmutzen und zerstören. Nein, sie brauchen uns für die Arbeit hier im Osten. Wir sind ihre Kampfhunde.«

»Ich habe schon davon gehört«, sagte Henri, »es gehört mittlerweile zur ritterlich-adligen Lebensweise, die Heidenkampfländer aufzusuchen, in die Litauer-Kriege des Deutschordens einzusteigen, Ruhm anzuhäufen. Selbst die adligen Dichter singen schon davon. Aber du hast die Litauer bisher nicht besiegen können, Hochmeister. Sie sind so groß geworden, dass sie dem Orden jederzeit Widerstand bieten.«

»Du bist gut informiert, Henri. Zweifellos konnten wir uns noch nicht durchsetzen. Aber vielleicht haben wir es nur nicht richtig gewollt? Der litauische Fürst Gedimin hat gerade in diesem Jahr sein Land zu einer Großmacht werden lassen – das ist wahr. Aber wir ließen ihn gewähren, weil wir seinen inzwischen verstorbenen Bruder Witen mochten – er schenkte uns seine beiden Schwestern als Dienerinnen. Jetzt ist das etwas anderes. Wir werden die Litauer bis aufs Blut bekämpfen, denn sie sind tatsächlich mächtig. Wenn ihr von Vineta zurückkommt, sind sie besiegt.«

»Und ihre Fürsten sind getauft!«, schrie ein Ordensritter. Alle hoben die Pokale.

»Ich wünsche es Euch, Hochmeister. Wenn ich auch zweifle, ob uns das langfristig hilft. Aber es ist nicht meine Aufgabe, das zu beurteilen.«

»In der Tat nicht!«

»Hochmeister«, warf Jan Matreiko ein, »bei allem schuldigen Respekt, wie ist es mit Vineta? Was habt Ihr vor, wenn wir diese Stadt wirklich entdecken?«

»Sucht sie erst einmal und findet sie!«

Jan Matreiko gab sich mit der Antwort nicht zufrieden. »Wenn es ein Neu-Vineta gibt, wollt Ihr es dulden? Oder wollt Ihr es einnehmen und zerstören?«

»Wir befinden uns mitten im Krieg«, sagte der Hochmeister. »Das weißt du so gut wie ich, mein Matreiko, deshalb habe ich dir die Suche nach Vineta anvertraut. Wenn die Heiden ein neues Vineta als Bollwerk gegen das Christentum bauen, wird es zerstört wie alle anderen Bollwerke gegen uns.«

»Wenn wir es finden, würden wir zunächst versuchen, uns mit den Bewohnern zu verständigen.«

»Sicher, sicher. Deshalb schicke ich dich ja. Du bist überall anerkannt – und unverdächtig. Dir sagt man nicht nach, was man uns nachsagt. Dass wir Bluthunde sind.«

Henri, Uthman und Joshua lauschten den Worten mit gemischten Gefühlen. Sollten sie nur die Handlanger des Krieges der Deutschritter sein? Nützliche Idioten, die das Morden vorbereiteten? Das durfte nicht sein!

Henri dachte: Wenn wir das alte oder das neue Vineta gefunden haben, werden wir selbst es sein, die entscheiden, ob wir seine Geheimnisse an den Orden weitergeben.

Er schwor sich das. Und als er seine beiden vertrauten Gefährten ansah, erkannte er, dass sie ähnlich dachten.

Die befreiten russischen Kaufleute blieben in Danzig. Als der Sturm sich gelegt hatte, brachen Henri und seine Gefährten auf. Sechs gerüstete Ordensritter mit Schild und Schwert, darunter die beiden Spione, begleiteten sie. Kurz nach Sonnenaufgang legte die Kogge aus dem Danziger Hafen ab.

Erst von der Seeseite aus nahmen die Vineta-Sucher wahr, wie zerstört die Stadt war. Der Deutschorden hatte bei ihrer Einnahme rücksichtslos gewütet. So ist es, wenn das Kriegsraubtier losgelassen wird, dachte Henri, dann wählt es nicht mehr aus, wen es zerreißt.

Die Kogge machte gute Fahrt an der Frischen Nehrung entlang nach Nordosten. Jeder an Bord genoss die warme und salzige Luft. Sie fuhren bald am Komtursitz des Deutschordens Balga vorbei, und als das Land zur Rechten abfiel, erreichten sie wieder das offene Meer. Am zweiten Tag kam die Spitze von Samland in Sicht. Jetzt hieß es wieder, äußerste Vorsicht walten zu lassen. Denn im slawischen Land, das der Deutschorden küstenaufwärts nicht kontrollierte, konnten unbemerkt neue Städte entstehen.

Kurz nach Anbruch des nächsten Morgens wies einer der Ordensspione auf die Küste.

»Dort drüben!«

Alle traten an den Bug und starrten angestrengt hinüber.

Tatsächlich konnte man in den Waldschneisen, die offenbar frisch geschlagen worden waren, hölzerne Baukräne von der Art erkennen, wie sie von Sklaven in einem Laufrad angetrieben wurden.

»Dort liegt der Ort Cranz«, sagte der Spion. »Strategisch gesehen wäre ein Neu-Vineta an der Stelle hervorragend geeignet. Und für uns bedrohlich. Von hier aus kontrolliert man jede Richtung zu Wasser und zu Land.«

»Sehen wir uns das an«, befand Jan Matreiko. »Wir fahren vorbei und landen östlich des Ortes. Wenn es dunkel wird, nähern wir uns im Schutz der Wälder.«

Alle waren einverstanden. Der Abend kam früh, schon nach acht konnten sie aufbrechen. Zu den Gefährten gesellten sich die sechs Ordensritter.

Obwohl es einfacher gewesen wäre, vermieden sie es, den Sandstrand entlangzugehen. Die Spuren wären zu verräterisch gewesen. Der Wald war dicht, die Ordensritter schlugen mit ihren Säbeln eine schmale Schneise, durch die je ein Mann gehen konnte. Bald darauf erreichten sie den Ort Cranz. Und sie sahen die Baugruben, die Berge von Aushub, die Gerüste und Fundamente neuer Holzhäuser. Einige Häuser waren schon fertig, ihre Dächer mit Schilf und Moosen bedeckt.

Einwohner beschäftigten sich im Licht flackernder Erdfeuer mit dem Zerlegen eines Tieres und der Zubereitung von Mahlzeiten.

»Nach einem bedeutenden Ort sieht das nicht aus, trotz der Baubewegungen«, sagte Henri leise.

»Greifen wir an!«, forderte ein Ordensritter. »Wir nutzen das Überraschungsmoment und legen Feuer.«

»Verbrannte Erde?«, sagte Henri. »Nein. Vielleicht sind es friedliche Leute.«

»Wollt ihr sie vielleicht fragen?«, sagte einer der Spione mit spöttischem Tonfall.

»Anders geht es nicht«, erwiderte Henri ruhig. »Wenn ihr sie erst tötet, könnt ihr sie nicht mehr fragen.«

»Vineta ist das jedenfalls nicht«, sagte Uthman. »Weder das alte noch das neue.«

Joshua fügte hinzu: »Fahren wir weiter.«

»Nein«, sagte der Spion. »Wenn wir schon hier sind, dann handeln wir auch.«

»Er hat Recht«, ergänzte ein Ordensritter. »Wenn das auch nicht nach einer mächtigen Stadt aussieht, in ein paar Jahren könnte es eine sein. Und dann müssen wir mit mehr Männern wiederkommen und aufräumen, als wir jetzt sind. Dann gibt es vielleicht auch mehr Opfer. Wozu uns diesen Ärger aufbürden? Machen wir kurzen Prozess.«

Und nach seinem Zeichen stürmten die Ritter los. Auch Jan Matreiko schloss sich ihnen an. Die Gefährten blieben zurück. So hatten sie sich die Suche nach Vineta nicht vorgestellt.

Sie sahen, wie die Ritter das Dorf erreichten. Bei ihrem Anblick schrien die Frauen auf und versuchten, ihre herumtollenden Kinder einzufangen. Die Männer sammelten Holzstücke vom Boden auf, die sie zur Abwehr gebrauchen konnten. Wieder trat ein Alter den Rittern entgegen, auch hier war es sicher der Älteste des Gaues, dem der Schutz seiner Ergebenen oblag.

Ein Ritter holte weit aus und schlug ihn mit einem einzigen Schwerthieb nieder.

Die Frauen flohen in die umliegenden Wälder. Die Männer, die ihnen nicht folgen wollten, wurden niedergemacht. Die Ordensleute hatten leichtes Spiel.

Bald lagen zwischen den Häusern und Hausbaustellen Dutzende von Erschlagenen. Hunde, die eben noch wütend gebellt hatten, schnüffelten mit eingezogenem Schwanz am Blut der Opfer.

Dann entzündeten die Ritter Holzscheite. Kurz darauf brannte das ganze Dorf.

Die Beobachter rührten sich nicht. Das war nicht ihr Krieg. Sie hörten einen der Deutschritter schreien: »Friede wird euch nur gegeben werden von dem wahren Friedensstifter! Er macht aus allem eins und versöhnt das Irdische mit dem Himmlischen!«

Die Ritter machten keine Gefangenen. Von Heiden war kein Lösegeld zu erwarten.

Als sie kurze Zeit darauf wieder zu den Gefährten stießen, war das Dorf Cranz mit allen seinen Baustellen eine einzige lodernde Fackel.

Henri sagte zu Jan Matreiko: »Das musste nicht sein, nicht wahr? Sie haben nur Hütten für neue Familien gebaut.«

Jan Matreiko erwiderte: »Wir haben die Männer getötet, weil sie Heiden sind, Feinde des christlichen Glaubens. Hier im Osten wird der unerbittliche Lebenskampf zwischen Heidentum und Christentum ausgetragen. Es geht um Überleben oder Untergang der christlichen Religion. Die Heiden sind Hunde, die immer wieder zum Auswurf ihres Unglaubens zurückkehren. Die auffressen, was sie ausgebrochen haben. Der Kampf gegen sie ist notwendig und ewig. So ist es nun mal.«

Henri dachte: So wird man, wenn man den Glauben an ein Miteinander verloren hat. Er erkannte Jan Matreiko seit Danzig nicht wieder.

Stumm traten die Männer den Rückweg an. Diesmal achteten sie nicht mehr darauf, Fußspuren zu vermeiden.

Nach einem schnellen Marsch durch den Ufersand erreichten sie wieder ihr Schiff. Und beeilten sich, abzulegen.

An der samländischen Küste zeigten sich keine weiteren Spuren einer Stadt oder einer Stadtbebauung. Bis hierhin reichte auch der wachsame Einfluss der Komturei Königsberg, die ein Neu-Vineta schnell ausspioniert hätte.

Als sie allerdings einmal an Land gingen, weil sie eine schier endlose Herde von Damwild sahen und Appetit auf frisches Fleisch bekamen, da fanden sie nach der erfolgreichen Jagd Spuren fremden Lebens im Unterholz.

Wo sich keine Menschenseele zeigte, lagen Dutzende von Angelhaken und Fischspeerspitzen zwischen alten, eingesunkenen Grundmauern. Die mehrzackigen Fischspeere glichen den Aaleisen, die Henri aus Travemünde bekannt waren, allerdings waren jetzt die Zinken an einem Holzschaft befestigt.

Weiter auf das Waldinnere zu schienen mehrere Holzgitter dem Trocknen von Fisch gedient zu haben. Und tiefe, gerade verlaufende Rinnen im Boden, die sich in der Ferne kreuzten, verwiesen auf künstliche Wasserläufe. Brunnen waren zu erkennen, auf denen jetzt Moos wuchs.

Dann erblickten sie eine Anlage, an der kleine Schiffe aufgelegt und planmäßig abgewrackt worden sein konnten. Als sie tiefer in das lichter werdende Unterholz eindrangen, stießen sie auf alte Boote mit hochgezogenem Achtersteven, einem T-förmigen Kiel und nachträglich eingesetzten Spanten. Auch eine Takelage und die Beplankung hatten Spuren hinterlassen. Die Boote mussten mindestens zehn Meter lang und drei Meter breit gewesen sein. Sie standen vor einer gut ausgerüsteten Trockenwerft. Vielleicht hatte sich das Meer von hier zurückgezogen.

Wer hatte hier gelebt?

Auf jeden Fall waren auch dies Menschen gewesen, die vom Schöpfer auserwählt worden waren, die Erde zu betreten und in Frieden zu leben.

Sie schauten in die Runde. Das Röhricht rauschte, in der Luft schwebte ein Duft von Harzen. Ein Kuckuck rief. Dann hörten sie schmatzende Laute. Zuerst dachten sie an entfernten Hufschlag im Moor, das Richtung Landesinneres tiefer zu werden schien. Aber dann sahen sie ein Rudel Wildschweine, die mit den Schnauzen im Untergrund wühlten.

Als sie zurückgingen, fanden sie am Strand weitere seltsame Dinge. Eine Gürtelgarnitur, Karneolperlen in einem Kästchen,

eine Ringfibel und gläserne Gefäßreste. Alles wies auf eine frühe Ansiedlung hin, deren Spuren verweht waren. Das Leben war hier erstorben. Vielleicht weil eines Tages Adlige hoch zu Ross aufgetaucht waren und die Bevölkerung fliehen musste. Niemand war zurückgekehrt. Es war still im Wald. Auch am Strand hörte man keine Vogelstimmen.

»Gut«, sagte Henri schließlich. »Von hier bis nach Vineta wäre es ein sehr, sehr langer Weg.«

Joshua fügte hinzu: »Ein allzu langer Weg, will mir scheinen.«

Sie bestiegen wieder das Beiboot und fuhren zur Kogge zurück. Am späten Abend brannte in der Kombüse das Feuer im offenen Herd, und ein herrlicher Geruch nach gebratenem Wildbret breitete sich an Deck aus.

Menschenleere Küsten folgten. Der bald beginnende und endlos scheinende weiße Ufersand der Kurischen Nehrung bot Häusern keinen Halt. Sollte Vineta landeinwärts gelegen haben, im Kurischen Haff, so war es wirklich für immer und ewig untergegangen. Dort ein neues Vineta zu gründen schien keinen erkennbaren strategischen Sinn zu haben.

So fuhr die Kogge bald bis Memel weiter, wo sie die Fahnen des Deutschordens an der Kirche flattern sahen.

Die Männer schliefen in der Nacht auf dem Schiff. Am Morgen ging es weiter.

Hinter Memel begannen die skythischen Sümpfe. Sie gingen auch jetzt nicht an Land, beobachteten aber genau nur die Küstenlinien. Henri wollte nicht noch einmal ein Gemetzel wie in Cranz mit ansehen müssen. An dieser Küste schien aber kein Ort zu liegen, endlose Wälder drängten sich bis hinunter an das Meer, Schneisen waren nicht zu sehen.

Dann tauchte aber doch eine Ansiedlung auf.

Weil die Vinetasucher frisches Wasser aufnehmen wollten, beschlossen sie anzulegen. Henri bestand jedoch darauf, dass

die Ordensritter auf der Kogge blieben. Henri, Uthman und Joshua gingen an Land.

In dem kleinen Ort drängten sich Lehmhütten und Viehkrale. Bei dem Anblick der Fremden flohen die Frauen sofort. Die Männer stellten sich ihnen in einer Reihe entgegen. Henri machte eine Geste der friedlichen Absicht und versuchte, den Dorfbewohnern klarzumachen, dass sie Wasser brauchten.

Die Leute verstanden. Sie führten sie an die Ufer eines kleinen Flusses, in dem klares Wasser sprudelte. Die Ankommenden entnahmen den Worten der Dorfbewohner, dass der Fluss Windau hieß. Sie sprachen den Namen aber undeutlich aus.

Man füllte die Ziegenhäute und verschloss sie. Als man gemeinsam in das Dorf zurückging, erblickte Uthman plötzlich eine Statue, die seine Aufmerksamkeit erregte, letzt bemerkten auch die anderen die Stele. War es ein Heiligtum, das sie verehrten?

In einem kleinen Tempel erhob sich mehrere Meter hoch ein Götzenbild. Es besaß vier Köpfe und vier Hälse. Zwei Köpfe schienen in Richtung der Brust, die beiden anderen in Richtung des Rückens zu sehen. Die Gesichter waren schwer, nachdenklich, die Bärte darin liefen halbrund aus, die Haare waren geschnitten. Die Gefährten traten näher heran. Sie sahen, dass die Figur in der Rechten ein Trinkhorn aus hellem Metall hielt, das offenkundig gefüllt war.

Zu Füßen des viergesichtigen Götzen lag ein Schwert von erstaunlicher Größe, dessen Scheide und Griff aus Silber schienen. Neben der Stele standen mehrere Pferde, mit Schweiß und Lehmspuren bedeckt, als seien sie soeben geritten worden.

»Ein mehrgesichtiger Götze«, sagte Uthman. Der Abscheu war ihm anzusehen.

»Ich habe Ähnliches schon gesehen«, erwiderte Joshua. »Ein Naturgott der Himmelsrichtungen.«

Uthman sagte: »Er hat vier Gesichter!«

Sie traten näher an den Tempel heran. Aber ein alter Mann, vielleicht ein Priester, verwehrte ihnen das Weitergehen. Und dann kam plötzlich eine junge Frau angerannt, die sich zwischen ihnen und der Götzenfigur zu Boden warf und flehend die Arme hob.

Henri hob die Hand. »Schon gut! Wir werden nichts entweihen!«

Die Frau begann zu jammern und mit den Händen im Sand zu scharren.

Joshua sagte laut: »Es ist eine Religion, die wir nicht billigen. Aber wir sind nicht hier, um sie euch auszutreiben.«

Uthman murmelte in sich versunken die Sure Al-Mominun – ›von den Gläubigen‹: *»Allah hat Sich keinen Sohn zugesellt, noch ist irgend ein Gott neben Ihm. Sonst würde jeder Gott mit sich fortgenommen haben, was er erschaffen, und die einen von ihnen hätten sich sicherlich gegen die anderen erhoben. Gepriesen sei Allah über all das, was sie behaupten.«*

»Die dreiundzwanzigste Sure, die von den Gläubigen, das 91. Zeichen«, murmelte Uthman dann in andächtigem Tonfall, fast unhörbar.

Die Gefährten zogen sich mit ihren frisch erworbenen Wasservorräten zurück. Hinter ihnen blieben die Dorfbewohner wie zur Salzsäule erstarrt stehen und blickten ihnen nach. Ohne sich noch einmal umzusehen, erreichten sie die Kogge.

Die Ordensritter blickten finster. Einer der Spione sagte: »Habt ihr Svantevit gesehen? Man muss das alles niederbrennen!«

»Wer ist Svantevit?«, fragte Uthman.

»Ihr Götze mit vier Gesichtern. Sie verehren ihn hier überall. Einfach ekelhaft!«

»Ja, wir haben diesen Götzen gesehen«, sagte Uthman. »Es ist tatsächlich ekelhaft. Aber wir sind keine Brandstifter.« Doch den Widerwillen gegen dieses heidnische Teufelszeug musste er mit viel Kraft unterdrücken.

»Und doch muss man es niederbrennen! Mit allem Pack dazu! Wozu soll das am Leben bleiben?«

»Genau! Reißt die purpurnen Vorhänge auseinander, zerschlagt ihm mit Äxten das Gesicht! Dann werdet ihr sehen, wie sein böser Geist in Gestalt eines schwarzen Tieres entweicht!«

Die Gefährten schwiegen.

Der Kapitän gab das Zeichen. Das Segel wurde gesetzt.

Eine frische Brise kam auf und nahm sie schnell mit sich. Von Land her trieben die Rauchschwaden.

Auf dem weiteren Weg nach Osten gingen sie an vielen Küsten an Land. Jetzt nahmen sie jedes Mal die Pferde mit. Aber entweder blieben die Ordensritter auf der Kogge, oder die Gefährten ließen sie allein zur Patrouille aufbrechen. Wenn sie dann zurückkamen, lag manchmal ein gesättigter Ausdruck auf ihren Gesichtern, so als habe das Kriegsraubtier Opfer gerissen.

In manchen der ärmlichen Ortschaften an der Küste fanden die Vinetasucher Dinge, die in ihrem Reichtum nicht zu passen schienen. Ein Bronzepferdchen, dessen Körper mit Sonnensymbolen bedeckt war, Klappwaagen aus Bronze, Geweihrosetten, Knochennadeln, geschnitzte Drachenköpfe aus Edelholz, winzige Hunde mit menschlichen Gesichtern aus Zinn, aber auch Silbergefäße, kostbar gefertigte Waffen, Gewebe und Teppiche. Auch der Viergesichtige tauchte nun

immer öfter auf. Meistens in Holz gehauen, aber auch in Stein. Und an einem Ort lagen Bronzefiguren im Sand, die seine vier Gesichter trugen.

Einmal durften die Fremden sogar einem Götzenritual beiwohnen. Die Hüter der Svantevittempel gehörten stets der slawischen Oberschicht an. Sie sorgten dafür, dass der Kult in Herzen und Köpfen der Einheimischen tief verwurzelt blieb.

In einem Ort namens Taropaz, in dem es nach Holunder und Harz roch, glaubten sie schon, die Überreste von Vineta gefunden zu haben. Aber alles, was sie funkelnd im Wasser erblickten, war nur einer Luftspiegelung zu verdanken, sie sich hier im Nordosten immer häufiger einstellte. Oder die Fantasie spielte ihnen einen Streich. Immer wieder entdeckten sie bei ihren Landgängen auch alte Kultstätten, die an vergangene und heidnische Praktiken gemahnten. Sie fanden Menschenhaar und Knochen.

Einmal kamen sie an eine besonders abstoßende Küste. Hier fanden sie die Skelette von Menschen und Pferden, darunter der abgetrennte Schädel einer jungen Frau, der zudem Anzeichen einer tödlichen Hiebverletzung trug. Andere Knochen waren zertrümmert, die Gelenke abgetrennt. Es war eine Stätte der Menschenopfer zu Ehren der Götter.

Gegenüber diesem Platz kamen immer mehr Skelette zum Vorschein, die von Menschen und Raubtieren stammten.

Auch Überreste von gestrandeten Schiffen wurden entdeckt. Diese Wracks waren Gefährte zur Reise in das endgültige Totenreich gewesen, und die zerbrochenen Bernsteinketten, die in den Trümmern lagen, schienen geronnene Tränen der Opfer zu sein.

Als sie die Insel Ösel erreichten, die dem Land der Esten vorgelagert war, sahen sie zum ersten Mal seit Kolberg wieder Piraten.

Das Schiff war eine Galeere. Es fuhr unter estnischer Flagge und hatte auch den Totenkopf gesetzt. Im ersten Entsetzen wollten die Matrosen der Kogge wenden und fliehen. Aber dann verschluckte eine heraufziehende Nebelwand das vor ihnen hersegelnde Piratenschiff.

Der aus seiner Kajüte unter dem Achterkastell herbeigestürzte Kapitän gab Anweisungen, das Rahsegel zu reffen. Die Matrosen ließen die Kogge ohne Fahrt auf den stillen Wassern dümpeln. Die Oberfläche des Meeres trug hier eine tranige Farbe.

Ein Matrose flüsterte: »Sagt man nicht, über der versunkenen Stadt soll ein gespenstisches Nebelschiff kreuzen, das selbst die ortskundigen Lotsen in die Irre führt? Es wird uns ins Verderben leiten!«

»Sei still!«, befahl Kapitän Hans Smyrzik.

Man wartete gespannt. Für eine Flucht vor den schnellen Rudern des Großseglers war die Kogge ohnehin viel zu langsam.

Alle Männer starrten stumm und gebannt voraus. Das Schiff der Piraten blieb verschwunden. Dann griffen die Hände des Nebels auch nach ihnen. Bald hatte die undurchdringliche Nebelwand sie verschluckt.

Kurze Zeit darauf zogen Scharen von schreienden Kranichen über ihre Köpfe hinweg. Diesmal waren die Zugvögel auf dem Weg nach Norden. Sie zogen das Licht aus dem Süden hinter sich her. Alles schien heller zu werden.

Der Nebel war bis zur Küste zurückgewichen. Die Sonne kam jetzt wieder hervor. Man umrundete in einiger Entfernung vom felsigen Ufer, das auch Höhleneingänge erkennen ließ, vor denen Möwen kreisten, eine Insel. Auch diese Insel schien unbewohnt zu sein.

Landeinwärts lag eine Bucht, an der Landungsstege zu sehen waren. Plötzlich stieg Rauch über den Wipfeln der Bäume auf. Sie ließen sich ein Stück weiter treiben und setzten dann erneut das Segel. Auf der anderen Seite der Bucht war plötzlich das Schiff der Piraten wieder da.

Es lag direkt vor ihnen im Wasser.

Hatte man die Kogge schon längst entdeckt und wartete nun auf sie?

Das Schiff lag unter vollen Segeln, die Ruder stachen ins Wasser, waren im Moment aber nicht in Bewegung. Am Mast waren nun die Fahnen eingezogen. Im Mastkorb und auch an Deck konnte man niemand sehen.

Die Männer auf der Kogge wagten im ersten Moment nicht, sich zu bewegen. Dann bekreuzigten sich einige. Nur die Ordensritter zogen die Säbel und waren zum Kampf bereit. Es wäre ein aussichtsloser Kampf geworden. Alle an Bord hofften darauf, dass sie unentdeckt blieben und der Wind in ihr Segel fuhr.

Als hätten die Piraten diese Ängste gehört, wendete sich ihr Schiff langsam. Die Spitze drehte sich und deutete auf die Kogge. Der Wind war jetzt einer völligen Flaute gewichen.

Und dann sahen die Männer auf der Kogge, dass am Bug Gestalten auftauchten. Sie standen wie unbeteiligt da und starrten zu ihnen herüber.

Jetzt bewiesen die Deutschordensritter, welcher Todesmut in ihnen steckte. Sie stellten sich wortlos am Bugkastell der Kogge auf, die Schilde vor sich, die Schwerter gereckt. Im Schutz ihrer Helme und Kettenhemden stellten sie eine gefährliche Abwehrmauer dar.

Auch die Matrosen der Kogge zogen jetzt ihre Waffen. Zwischen diesen beiden Reihen postierten sich Henri, Joshua und Uthman – jeder von ihnen kampferprobt.

Das Piratenschiff kam näher. Kein Laut war zu hören außer dem leisen Plätschern des Wassers am Kiel. Das Schiff drosselte seine Fahrt nicht. Jetzt konnten die Männer auf der Kogge schon die Gesichter der Piraten erkennen. Wilde, heruntergekommene Visagen, in denen die Spuren von hundert Schlachten standen. Mit Schwertern, Dolchen und Keulen bewaffnet standen die Männer an der Reling. Sie waren Widerstand gewohnt, aber sie waren auch gewohnt, ihn zu brechen.

Dann war es so weit. Das Schiff rammte die Kogge.

Die Piraten sprangen mit Enterhaken auf die Reling. Und dann fielen sie über die Kogge her. Sie waren wie eine Springflut aus dem Nichts.

Die Deutschritter waren unbewegt geblieben. Jetzt kämpften sie wie die Löwen. Unter ihren Hieben sank ein Angreifer nach dem anderen zusammen und fiel zurück. Bald war das Wasser um sie herum blutig rot, Getötete schwammen darin.

Aber auch ein Ritter nach dem anderen wurde tödlich verwundet und fiel über Bord.

Uthman übernahm jetzt die Führung der Verteidiger. Seine Hiebe saßen, dabei kämpfte er ruhig und überlegt. Henri hielt sein eigenes Kurzschwert zum Parieren und Angreifen in beiden Händen. Er wartete, bis ein Angreifer auf ihn zuflog – dann stach er im letzten Moment zu und spießte ihn auf. Jan Matreiko stand ebenso an Henris Seite wie Joshua. Beide kämpften entschlossen, so gut sie konnten.

Es wurde ein Abschlachten.

Immer neue Wellen von Piraten stürzten sich auf die Männer in der Kogge. Jan Matreiko blieb als letzter Ordensritter übrig. Er kämpfte hoch aufgerichtet und verbissen. Plötzlich sah Henri aus den Augenwinkeln, dass dem alten Mitstreiter eine Axt in den Schädel fuhr. Matreiko gab keinen Laut von sich, taumelte einen Moment lang und stürzte ins Meer.

Henri schrie Uthman zu: »Wir müssen auf ihr Schiff. Schlagen wir uns zum Anführer durch und nehmen ihn gefangen. Joshua, spring ins Wasser, dann kannst du ihnen vielleicht entkommen!«

Uthman sprang schon über die Reling der Kogge und ergriff ein herabhängendes Schiffstau. Henri machte es ihm nach. Über ihre Köpfe hinweg sprangen Piraten auf die Kogge, wo nur noch vereinzelte Matrosen um ihr Leben kämpften. Henri sah, wie der Kapitän unter Schwerthieben fiel.

Die Pferde wieherten und stiegen panisch auf die Hinterläufe. Ein Tier fiel über Bord. Die Piraten drängten. Das Schlachtfeld wurde immer enger.

Henri und Uthman hangelten sich an den Schiffsplanken empor. Sie erreichten eine der Leitern in den Brassen. Sie konnten ihre Füße verhaken, dann sprangen sie an Deck.

Ihr Handeln war nicht unbemerkt geblieben. Eine Gruppe von Piraten sprang auf sie zu. Die beiden Gefährten standen Schulter an Schulter. Jetzt kämpften sie, wie sie im Heiligen Land gekämpft hatten – nur: dieses Mal auf der gleichen Seite.

»Es ist schön, einen gemeinsamen Feind zu haben«, schrie Uthman zwischen mehreren Schlägen.

Henri spürte, wie ihm Blut oder Schweiß über die Stirn in die Augen rann. Er wischte es fort. Es war Blut. Er schlug unermüdlich zu. Nach einer Ewigkeit waren die Angreifer niedergestreckt.

Wo war der Kapitän?

Sie stürmten vorwärts. Als sie die Falltüren zum Unterdeck passiert hatten, sahen sie plötzlich etwas, das ihren Mut gänzlich lähmte.

An Steuerbord waren mehrere Gestalten aufgetaucht. In ihrer Mitte führten sie Joshua ben Shimon mit sich, an dem das Wasser herunterrann. Ein Pirat hielt ihm das Messer an die Kehle.

Ein anderer schrie den beiden Gefährten etwas zu. Sie verstanden seine Sprache nicht. Aber sie wussten auch so, was es bedeutete.

Der Kampf war zu Ende. Sie hatten verloren.

8

April 1316, in Gefangenschaft

Eiserne Fesseln, von einem Schloss zugesperrt, sie schnitten ins Fleisch. Jetzt gab es kein Entkommen.

Die Kogge versank gerade im Meer, von wütenden Axthieben der Piraten, dort, wo die Laderäume lagen, zerschlagen. Die Pferde waren zuvor ins Wasser getrieben und mit Seilen an Deck der Galeere gezogen worden. Die tote Besatzung fand ihr unchristliches Grab auf dem Grund. Henri de Roslin und seine Gefährten mussten es mit ansehen. Noch einige Zeit danach schwammen weiße Überwürfe mit schwarzem Balkenkreuz auf dem Wasser, dann zog eine unsichtbare Hand sie in die Tiefe.

Henri dankte mit einem Stoßgebet seinem Gott, dass sie am Leben geblieben waren.

»Was soll ich mit euch seltsamen Vögeln tun?«, schrie der Kapitän der Piraten. »Ihr werdet mir ein Lösegeld bringen, denn ihr seid unverletzt. Aber vorher rudert ihr.«

Raue Fäuste stießen sie auf die Ruderbänke, dort kettete man sie in die Dreierreihen der Sklaven. Neben Henri saßen zwei rothaarige junge Männer mit bäuerlichen Gesichtern und leerem Blick. Henri murmelte etwas, das wie *nicht aufgeben* klang, doch sie reagierten nicht.

Der Aufseher auf seinem Podest, ein gedrungener Kerl mit Armen wie Dreschflegel, ließ die lange Peitsche über die Rücken der Galeerensklaven streichen. Im Rhythmus seines Schlages begannen sie, die schweren Riemen zu bewegen, um die breiten Ruderblätter durch das Wasser zu ziehen.

Henri blickte nach oben. Jetzt hing wieder die estnische Fahne mit dem Totenkopf am Mast. Die Flaute hielt an.

Während Henris Hände den Riemen packten, sah er verstohlen die Reihen der Ruderbänke entlang. Die Galeerensklaven waren ein bunt zusammengewürfelter Haufen aus aller Herren Länder. Viele, vor allem die alten, bestanden nur noch aus Haut und Knochen. Wie lange mussten sie dieses unbarmherzige Los schon tragen?

Auf der vordersten Bank glaubte Henri sogar eine Frau zu erkennen. Sie glich mit ihrem stämmigen Leib und langen verkrusteten Haaren allerdings eher einem Mann.

Die Fahrt ging nach Osten. Henri verstand einige der Piraten. Sie hatten darüber geredet, dass sie nach Dagö wollten, wo sie ein Versteck hatten und Beute teilen wollten. Von dort fuhren sie zur Mündung der Luga, um Handelsschiffen von Kaufleuten aus Nowgorod aufzulauern, die mit dem Stapelrecht reich geworden waren.

Das Rudern schmerzte schon nach kurzer Zeit. Nach wenigen Stunden waren die Handflächen aufgescheuert und bluteten. Die Muskeln von Armen und Oberkörper begannen zu brennen. Manchmal brach ein Sklave über dem Ruderschaft zusammen. Er wurde umgehend aus der Kettenreihe gelöst und über Bord geworfen. Ein neuer nahm seine Stelle ein.

Henri sah immer wieder besorgt zu Joshua hinüber, der auf der anderen Seite des Mittelganges ruderte. Wie lange würde der schmächtige jüdische Gelehrte diese Strapazen durchhalten? Doch Joshua blinzelte ihm zu.

Henri wusste, dass sie von diesem Schiff nicht entkommen konnten. Vielleicht ergab sich eine Gelegenheit, wenn die Piraten ankerten und für längere Zeit an Land gingen. Dann würden sie die Sklaven vielleicht mitnehmen. Auf dem Festland fand sich ein Schlupfloch, auf der Galeere nicht.

Uthman schien genauso zu denken, Henri sah es an seinem Gesicht. Es hieß, sich vorerst in Geduld zu üben.

Das Wichtigste war, dass sie unverletzt und am Leben waren.

In den nächsten beiden Tagen gab es nichts zu essen. Morgens und abends reichte ein Matrose Holzschüsseln mit brackigem Wasser durch die Reihen. Henri begriff, dass bei der harten Arbeit auf dieser Galeere niemand lange überleben konnte.

Am dritten Tag kam endlich Wind auf. Die beiden schwarzen Lateinersegel füllten sich. Die Sklaven durften über den Ruderschäften schlafen. Henri überließ seinem jungen Nebenmann mit einer Geste den Schlafplatz und lehnte sich selbst zurück. Der rothaarige Junge blickte ihn zum ersten Mal an.

Henri fühlte sich noch kräftig, er kannte Strapazen dieser Art. Auch Uthman blickte noch zuversichtlich und grimmig. Joshua hingegen war bleich und saß eingesunken und schief auf der Bank. Das Rudern bereitete ihm zunehmend große Mühe.

Zum Glück hielt der Wind an, bis das Schiff die Insel Dagö erreichte. Der Kapitän lief in eine Bucht ein, die sich zum Festland hin öffnete.

Die Piraten ließen eine Wache auf Deck zurück und gingen an Land. Sie dachten nicht daran, die Rudersklaven von ihren Ketten zu befreien.

Die dritte Nacht kam. Der Mond zog mit seiner vollen weißen Scheibe auf, in deren Mitte Henri ein Gesicht zu erkennen glaubte. Ja, schau unser Elend an, dachte Henri. Und rufe Hilfe herbei. Er dachte schon wie ein Heide!

Die Sklaven durften in der Nacht ihre Notdurft verrichten. Reihe für Reihe wurden die Ketten aufgeschlossen, jeder Sklave wurde von einem fluchenden Matrosen bewacht. Wenn sie zurückkamen, rasselten wieder die Ketten durch die Eisenringe.

Dieser Moment, dachte Henri, ist die einzige Möglichkeit, die sich uns bietet. Aber es hatte keinen Sinn, es allein zu versuchen. Selbst wenn ihm der Sprung in die Fluten gelang – die Piraten würden an seinen hilflosen Gefährten Rache üben. Man hatte sie nicht umsonst auseinander gesetzt.

Was sollte er tun?

In der Nacht schliefen alle einen unruhigen, oberflächlichen Schlaf. Manche stöhnten, ein junger Sklave begann herzzerreißend zu weinen und nach seiner Mutter zu rufen. Ein Peitschenhieb brachte ihn zum Schweigen. Henri zermarterte sich den Kopf, wie ihre Lage zu ändern war. Aber was auch immer er überlegte, es schien aussichtslos.

Am Morgen kamen die Piraten von Land zurück. Jetzt bekam jeder einen ausgebeulten Blechnapf mit Hafergrütze. Heißhungrig fielen die Männer darüber her. Unmittelbar darauf begann wieder die Herrschaft der Peitsche.

Am Himmel regte sich kein Lüftchen. Als wieder gerudert werden sollte, zeigte sich, dass zwei weitere Sklaven in der Nacht verstorben waren. Fluchend ließ der Oberaufseher das Rudern unterbrechen und die Toten herausholen. Entsetzt musste Henri mit ansehen, wie zwei Piraten sie einfach mit Schwerthieben aus der Kette heraushackten. Hände und Füße blieben als blutige Stümpfe in der Kette. Offenbar gab es für die Toten keinen Ersatz mehr.

Als sie wieder auf hoher See waren, kam plötzlich einer der Aufseher von der Brücke herunter. Er blieb vor den beiden Bänken stehen, auf denen rechts Henri, links des Ganges Uthman und Joshua saßen. Er glotzte sie aus geröteten Augen an und winkte den Schlüsselmeister heran.

»Aufschließen! Den und die beiden!«

Henri und seine Gefährten wurden von der Gemeinschaftskette befreit, man legte ihnen wieder Hand- und

Fußfesseln an. Der Aufseher stieß sie vor sich her. Auf der Brücke erwartete sie der Kapitän.

»Ihr denkt, wir machen hier einen Ausflug!«, schnauzte er. »Aber da habt ihr euch geschnitten. Jetzt wird angepackt. Andrerseits brauche ich euch gesund. Ihr bringt mir kein Lösegeld, wenn ihr verweichlichte Bande beim Rudern verreckt. Also ab ins Unterdeck. Der Küchenjunge wird euch was zu fressen geben. Dann schrubbt ihr die Böden. Und immer schön langsam, damit die Fesseln halten!« Er lachte dröhnend.

Im Unterdeck ließen sich die Gefährten auf den Boden fallen. Es war unbeschreiblich wohltuend, nicht mehr sitzen zu müssen, sondern die Beine ausstrecken zu können. Was in den Holzschüsseln war, die der Küchenjunge brachte, wollten sie gar nicht wissen. Es schmeckte jedenfalls kaum besser als Hafergrütze. Aber das Wasser war frisch.

»Das ist unsere einzige Chance!«, sagte Henri, als sie allein waren. »Der Kapitän muss uns schonen, sonst erzielt er keinen Gewinn. Irgendwann wird sich eine Gelegenheit ergeben, an die Schlüssel zu kommen, sie sind in der Hand eines einzigen Schließers.«

»Wir sollten ruhig die Schwächlichen spielen«, sprach Uthman hastig, »dann unterschätzen sie uns vielleicht, und ihre Aufmerksamkeit lässt nach. So wächst die Möglichkeit, bald etwas zu unternehmen. Wir werden sie überraschen.«

Joshua reckte sich. »Es wurde Zeit, dass wir was zwischen die Zähne bekamen. Ich bekam schon Visionen – nach Zimtplätzchen, Burekas und Piroggen.«

»Wir kommen hier raus, meine Freunde!«, beschwor Henri. »Leider glaube ich nicht, dass unsere Leidensgenossen an den Ruderbänken es auch schaffen. Die armen Teufel leben ja jetzt schon kaum noch.«

Über ihnen schlug laut die Luke zum Deck auf. »Raus! Wird’s bald?«

»Geh zur Hölle«, murmelte Uthman.

Die drei torkelten auf steifen Beinen hoch.

Oben angekommen drückte ihnen ein Matrose Bürsten aus Wildschweinborsten in die Hände. Holzbottiche mit Wasser standen bereit.

»Ihr schrubbt das ganze Deck. Auch bei den Ruderern. Zwei der Schweine haben gekotzt – vertrugen wohl das fette Essen nicht.«

Der Matrose wieherte los. Im Hintergrund stimmten zwei Piraten mit ein.

Die drei Gefährten begannen, umherzukriechen und zu schrubben. Für Uthman und Joshua war die Arbeit eines Dieners nicht einmal das Erniedrigendste – aber sie waren gezwungen, die unreinen Schweinehaare anfassen zu müssen, ohne danach die rituellen Waschungen vollführen zu können. Am Abend hatten sie erst das halbe Schiff gesäubert. Sie mussten unter Fußtritten weitermachen. In der Nacht durften sie noch einmal unter Deck und bekamen zu essen. Dann ging die Plackerei sofort weiter.

Als der nächste Tag begann, fielen sie erschöpft auf die Planken und schliefen sofort ein. Erneute Fußtritte weckten sie wieder. Als die Sonne im Zenit stand, waren sie endlich fertig.

Dann hatten sie die Sonne im Rücken. Die Galeere hatte Kurs nach Osten genommen. Der Tag glitt dahin. Am Abend machten sie an der Narwabucht Halt, hier mündete der Fluss Ruga ins offene Meer.

Henri hatte es aufgegeben, über einen Fluchtversuch nachzugrübeln. Die damit verbundene Gefahr war zu groß. Er wollte abwarten, bis sie irgendwo an Land gingen, um dort verkauft zu werden. Aus Gesprächsfetzen hatte er aufgeschnappt, dass die Piraten in ein paar Tagen bei der Stadt

Narwa das Festland betreten wollten. Dort befand sich offenbar ein Sklavenmarkt.

»Bis dahin schonen wir unsere Kräfte«, sagte Henri. »Esst, so viel ihr könnt. Und versucht zu schlafen.«

Henri selbst schlief nicht. Er konnte seine Gedanken nicht ausschalten. In der kommenden Nacht begann er wieder, über Fluchtpläne nachzudenken.

Er legte sich nach und nach eine Strategie zurecht, wie die Flucht an Land vielleicht gelingen konnte. Natürlich brauchten sie viel Glück dabei, und das Risiko war groß. Er murmelte ein Gebet und versuchte, das Kreuz zu schlagen. Es gelang ihm. Aber seine Ketten klirrten dabei.

Noch in der Nacht war sein Plan gereift. Henri fasste neuen Mut. Er wollte in der Morgendämmerung sogleich mit den Gefährten darüber reden.

Aber dann geschah etwas, das alles zunichte machte.

Bei Tagesanbruch wurden sie unsanft geweckt. Die Piraten schleppten etwas heran, was auf den Bohlen des Decks dröhnte. Schwere Hände packten zu. Flüche ertönten. Im ersten Moment begriffen sie nicht, was geschah. Uthman, der sich zur Seite rollen musste, um nicht getreten zu werden, verstand als Erster.

Sie trugen eine Stele heran, die mindestens zehn Fuß groß war. Auf ihrer Spitze steckte ein Kopf. Nein. Uthman erschauerte. Es waren vier Köpfe.

Svantevit!

Die Piraten legten die Stele auf Deck. Dann schraubten sie den viergesichtigen Götzen oben mit Drehbewegungen ab. Einer wies auf die Figur.

»Säubern! Wird’s bald, ihr Hunde! Heute ist der Tag des Svantevit!«

Henri blickte zu Uthman hinüber. Er wusste, wie sehr der tiefgläubige Muslim Götzen hasste. Er wollte ihn ermahnen, ruhig zu bleiben. Henri wollte aufstehen und nach den Bürsten greifen. Es machte ihm nichts aus, einen heidnischen Gott zu säubern. Er hatte schon schlimmere Dinge als solchen Frevel getan.

Aber es war zu spät.

Uthman war schon auf die Füße gesprungen. Seine Ketten klirrten. Henri bemerkte den übermächtigen Zorn in seinem Gesicht, der sich in den vergangenen Tagen aufgestaut hatte. Henri stieß einen warnenden Laut aus, aber Uthman trat schon mit den Füßen nach dem Götzen.

Der Kopf mit den vier Gesichtern rollte herum und schlug gegen einen Mast. Dann packte Uthman ihn. Unter Aufbietung aller Kräfte stemmte er ihn empor und schleppte ihn zur Reling. Ehe die verdutzten Piraten etwas dagegen tun konnten, kippte Uthman ihn ins Wasser.

Als er unten aufschlug, war die ungläubige Erstarrung der Piraten verflogen. Sie stürzten sich auf den Sarazenen und schlugen ihn zu Boden. Im Hagel der Fausthiebe verlor er schnell das Bewusstsein. Als er regungslos dalag, trafen ihn ihre Fußtritte.

Henri blieb das Herz stehen. Joshua hatte eine graue Gesichtsfarbe bekommen. Beide wussten, das war ihr Ende. Sie würden dieses Schiff nicht lebend verlassen.

In diesem Augenblick ertönte von der Küste her ein durchdringendes Hornsignal.

Vier Boote kündigten sich an. Sie schaukelten schon auf den Wellen. Im ersten standen Kapitän und Steuermann am Bug.

Die Piraten wurden für einen Herzschlag abgelenkt. Aber bevor Henri oder Joshua das nutzen konnten, um Uthman vor

der weiteren Bestrafung zu schützen, wurden sie schon von harten Fäusten gepackt. Man band sie mit Lederschnüren an den Hauptmast. Uthman wurde einfach zu ihren Füßen geworfen.

Wenig später legten die Boote an. Die Piraten kamen an Bord. Der Kapitän erfasste mit einem Blick, was geschehen war. Noch während Matrosen auf ihn einredeten, schritt er auf die Gefangenen zu und schlug ihnen ins Gesicht. Uthman beachtete er nicht.

»Ihr werdet sterben!«, schäumte er. »Lösegeld ade! Na und? Wir kriegen genug Sklaven. In der Nacht läuft drüben eine Karawane mit drei Schiffen aus. Man transportiert Edelsteine nach Gotland. Und wer ist mit dabei? Dreimal dürft ihr raten! Ihr bekommt Edelsteine zu fressen!«

Es wurden Anweisungen gebrüllt, Vorkehrungen getroffen. Die Gefangenen würdigte man keines Blickes mehr.

Uthman kam langsam zu sich. Er begriff sofort, was geschehen war. Henri ermunterte ihn.

»Bleib liegen«, sagte er, »schone dich.«

»Was geschieht jetzt mit uns?«, fragte Uthman mit geschwollenen Lippen. »Ich weiß, ich habe alles verdorben. Es tut mir Leid, meine Freunde.«

Joshua sagte: »In der Nacht haben sie zu tun. Sie sind abgelenkt. Erst morgen früh wird es für uns ernst.«

»Wir müssen versuchen, im Durcheinander zu entkommen«, flüsterte Henri.

»Aussichtslos«, befand Uthman. »Wenn wir lebend von Deck kommen, ertrinken wir, gefesselt, wie wir sind.«

Joshua deutete mit dem Kinn hinüber nach Backbord. Dort zogen jetzt die Piraten in Reihen auf. Sie besetzten Schulter an Schulter die Reling. Mit ihren gezückten Schwertern spickten sie die Reling, die Galeere sah uneinnehmbar aus. Aus dem Hintergrund traten jetzt weitere Piraten mit Brandpfeilen und

Bögen. Feuer wurden in den Pechpfannen entzündet. Unbeweglich lag das Schiff in der Dünung, und unbeweglich standen die Angreifer.

Im schwachen Mondlicht war in Richtung der Flussmündung nur wenig zu erkennen. Aber dann, nach einiger Zeit, zeigten sich die Umrisse von Schiffen. Sie fuhren unter vollen Segeln. Man hörte das Rauschen der weißen Bugwellen.

Kein Licht war an Deck der Segler zu sehen. Sie hielten direkt auf die Galeere der Piraten zu.

Henri zerrte an den Lederriemen, die ins Fleisch schnitten. Nur jetzt, kurz vor der zu erwartenden Schlacht, war es vielleicht möglich, sich unbemerkt von den Fesseln zu befreien. Er wendete den Kopf zu Uthman.

»Kannst du dich bewegen?«

»Es geht.«

»Sie sind jetzt alle auf Deck. Kannst du ins Unterdeck schleichen?«

»Wenn die Schlacht beginnt, wenn sie entern, wird keiner auf mich achten.«

»Du musst ganz nach unten zu den Pferden gehen. In einem der Futterale neben dem Sattelknauf steckt mein Dolch.«

»Du hast Recht. Wenn ich es schaffe, bringe ich sogar noch einen zweiten Dolch mit – von meiner Satteltasche.«

»Warte noch, bis sie das Entern beginnen.«

Sie starrten geradeaus. Die Schiffe waren näher gekommen. Warum sahen die Kaufleute die Feuer auf dem Schiff der Piraten nicht? Sie mussten sich absolut sicher fühlen oder mit dem Brassen beschäftigt sein. Aber sie liefen in die Falle.

Der Kapitän der Galeere brüllte jetzt seinen Angriffsbefehl. Die Bogenschützen stellten sich in Positur. Sie hielten die mit öligen Stoffbahnen umwickelten Pfeile ins Feuer – und

schossen sie ab. Es gab singende Geräusche, als der helle Pfeilregen durch die Luft flog. Nach dem Aufschlag auf den Schiffen schossen sofort die Flammen empor. Im Nu standen die Zeltbahnen der Segel in Flammen, die sich in der Brise höher fraßen.

Und jetzt sah man, wie auf Deck der Angegriffenen Menschen hin und her liefen. Sie versuchten zu löschen und sich zur Verteidigung aufzustellen. Aber das alles bei gespenstischer Stille.

»Versuch's jetzt«, sagte Henri.

Uthman rollte sich auf den Bauch und robbte davon. Wenig später verschwand er durch die Bodenluke. Henri hörte mit Bangen, wie er die Treppe zum Unterdeck hinunterkollerte. Hoffentlich hat sich der tatendurstige Freund nichts gebrochen, dachte er. Er ist immer kämpferisch gewesen, oft zu leichtsinnig. Daran hat auch nichts geändert, dass er in der Bibliothek von Cordoba die Welt der Bücher entdeckte.

Bemerkt hatte den Abgang des Sarazenen offenbar niemand. Die Piraten schossen gleichmäßig Pfeil auf Pfeil auf die Handelsschiffe. Die waren jetzt so nahe, dass man einzelne Gestalten auf Deck unterscheiden konnte. Die Takelage von zwei Schiffen stand schon in hellen Flammen. Das Feuer begann zu fauchen, Funken stoben herüber.

Plötzlich brach der Hauptmast eines Schiffes. Er wankte einen Moment – und stürzte dann direkt auf das Piratenschiff.

Die Angreifer brüllten in der Vorfreude auf ihren Sieg. Einige begannen waghalsig, auf dem brennenden und qualmenden Mast hinüberzurennen. Einer rutschte aus und fiel schreiend ins Wasser. Seine Kumpane stellten sich geschickter an, erreichten das Handelsschiff und sprangen auf Deck. Unmittelbar darauf war das Geräusch von Stahl auf Stahl zu hören. Auch gotteslästerliche Flüche. Und Todesschreie.

Henri sah ungeduldig zur Ladeluke hinüber. Warum kam Uthman nicht? Joshua zerrte jetzt auch wild an seinen Fesseln, aber die Lederriemen schnitten nur tiefer ins Fleisch. Als beide schon dachten, Uthman sei tatsächlich etwas geschehen, tauchte der Kopf des Sarazenen mit der verwilderten schwarzen Frisur in der Luke auf. Er hielt den Kopf hoch erhoben.

»Beeile dich!«, rief Henri unterdrückt.

Aber Uthman hatte es nicht eilig. Und jetzt begriff Henri auch den Grund. Jemand ging hinter ihm, hatte ihn bei den Haaren gepackt und drückte ihm ein Kurzschwert in den Rücken. Uthman blickte Henri verzweifelt an.

Aus der Phalanx der Piraten an der Reling war in diesem Moment jemand ausgeschert. Er taumelte zurück wie von einem Schlag getroffen. Ein Pfeil steckte in seiner Schulter. Die Kaufleute hatten also zu ihrem Schutz armierte Soldaten an Bord.

Die Gefährten sahen, wie der Pirat näher kam. Er blieb stehen, schwankte hin und her. Dann setzte er sich wieder in Bewegung. Seine rechte Hand umkrampfte den Schaft des Pfeils. In der gesenkten Linken hielt er ein Schwert.

Wieder blieb er stehen und starrte vor sich hin. Er hielt seine Hand dicht vor Augen und besah sich verständnislos das viele Blut. Seine Knie brachen ein. Aber er fing sich wieder. Er hob den Kopf und sah zu den Gefangenen hinüber.

Er erblickte Uthman und seinen Bewacher, die in diesem Moment aus der Ladeluke auftauchten.

»Was ist…«

Uthman handelte geistesgegenwärtig. Er ließ sich fallen, presste die Arme an den Körper und rollte blitzschnell zurück. Dem hinter ihm gehenden Piraten, der im Unterdeck die Pferde

gefüttert hatte, wurden die Beine weggerissen, er stürzte über ihn. Weil Uthman gleichzeitig mit den Füßen nach ihm trat, fiel er seitlich verdreht hin und bohrte sich sein eigenes Kurzschwert in den Bauch. Er gab keinen Laut mehr von sich.

Uthman schüttelte den auf ihm Liegenden ab.

Der verwundete Pirat torkelte überraschend behände und mit wutverzerrter Miene auf ihn zu, er nahm das Schwert in die gesunde Hand und hob es zum Schlag.

»Du verdammter…«

Uthman, durch viele Kämpfe gegangen, handelte überlegt. Er zog im letzten Moment das Kurzschwert aus dem Bauch des Toten. Im Schwung der gleichen Bewegung durchtrennte er die Kehle des Piraten. Es gab ein Geräusch, als schneide die Waffe durch Wasser, dann schoss ein Blutstrahl aus dem Hals des Getroffenen. Als er auf den Planken aufschlug, war er schon tot.

Uthman griff sich auch das zweite Schwert und durchtrennte mit gezielten Hieben die Lederfesseln der Gefährten. Für die eisernen Hand- und Fußfesseln brauchten sie die Schlüssel. Sie sahen sich nach dem Schlüsselträger um. Wie hatte der Kerl ausgesehen? Henri erblickte ihn im Mittelgang der Galeere. Dort waren mehrere Sklaven von Pfeilen des Gegners getroffen vornüber gesunken. Der Schlüsselmeister sorgte dafür, dass die Toten die Ruderer im Ernstfall nicht behinderten, und war bemüht, sich in der Deckung des Achterkastells zu halten.

Henri deutete auf ihn. Dann rannten sie vorwärts, so schnell es ihre Fußfesseln erlaubten.

Hier hinten im Schiff herrschte eine unnatürliche Ruhe. Umso lauter war die Stimme des Aufsehers zu hören.

»Wenn ihr nicht pariert, versenken wir die Galeere, und ihr sauft alle mit ab! Achtet gefälligst auf meine Anweisungen, ihr Hunde! Wir müssen uns auf den Furz genau drehen!«

Seine Peitsche knallte.

Vorn tobte der Kampf. Salven von brennenden Pfeilen flogen hinüber zu den Handelsschiffen, von dort schossen die Bewaffneten zurück, ihre Pfeile bohrten sich in menschliche Leiber oder das Holz der Aufbauten. Gegen Achtern sanken weitere Sklaven getroffen über den Riemen zusammen.

Henri erreichte den Piraten mit dem Schlüsselbund. Er schlug ihm einfach so hart er konnte die Faust gegen die Schläfe. Der Mann hatte ihn nicht kommen sehen und brach mit einem ratlosen Ausdruck in den Augen zusammen. Die beiden Gefährten fingen ihn rechts und links auf, ließen ihn unsanft zu Boden gleiten. Henri riss vorher das Schlüsselbund aus seinem Gürtel.

Es verging zu viel Zeit, bis sie die passenden Schlüssel gefunden hatten.

Wieder war ein Pirat auf sie aufmerksam geworden. Er deutete auf sie, schrie seinen Kumpanen etwas zu. Drei wilde Gesellen näherten sich daraufhin mit weit ausgreifenden Schritten. Ihre Stiefel polterten auf dem Deck.

Verzweifelt probierte Henri die Schlüssel aus. Sie waren zu groß, keiner passte.

Die Piraten sprangen über zwei tote Rudersklaven, die seitwärts aus den Bänken heraushingen. Einer stolperte, fing sich aber im letzten Moment.

Jetzt passte ein Schlüssel zu Uthmans Fesseln. Fieberhaft drehte Henri ihn herum. Die Schlösser waren rostig wie die Schlüssel, schnappten dann aber auf, die eisernen Fesseln fielen herab.

Uthman erhob sich und begegnete den Angreifern mit den Schwertern der getöteten Piraten in beiden Händen. Das hielt sie für Momente auf. Das Überraschungsmoment genügte Henri, um auch für Joshuas Fesseln den passenden Schlüssel zu finden. Auch Joshua sprang auf. Da hatten die Piraten

Uthman zur Seite abgedrängt, wo er mit dem Rücken gegen die Brücke stieß und nicht richtig kämpfen konnte. Die Piraten erreichten Henri und Joshua. Sie hoben ihre Waffen.

Die Freunde waren überrascht von der Wildheit dieser Männer, die für kein Ideal kämpften. Der zügellose Hass verwandelte ihre Gesichter in Fratzen. Sie schlugen mit furchtbaren Hieben zu.

Henri konnte den ersten Attacken ausweichen. Uthman sprang die Piraten von der Seite wie ein Tier an und brüllte. Das verschaffte Henri einen weiteren Moment Zeit. Da schlugen die beiden anderen nach Joshua. Der Jude konnte dem ersten Schlag entkommen. Dem zweiten nicht. Uthman hieb einen Piraten mit dem Säbelknauf nieder, als er stürzte, erstach er ihn. Henri probierte fieberhaft die schweren Schlüssel. Joshua war inzwischen mit der flachen Seite eines Schwertes am Kopf getroffen worden, er torkelte. Als ein Pirat ihm nachsetzte, konnte er jedoch zur Seite entweichen und sich hinter eine schlanke Säule des Kastellaufbaus ducken. Rechts und links schlug der Pirat auf ihn ein, traf jedoch nur die Säule. Jetzt sah Joshua einen Knüttel liegen, hob ihn rasch auf und sprang damit seinen Angreifer an. Das gab Uthman Gelegenheit, sein Gegenüber zu attackieren. Er focht mit dem versierten Kämpfer um Leben und Tod. Beider Schläge fielen dicht auf dicht. Dann wurde Uthman getroffen. Er stürzte zu Boden.

Joshua hatte dem Piraten mit dem Knüttel gegen die Hand schlagen können, die das Schwert führte, fluchend ließ er die Waffe fallen, bückte sich danach. Joshua setzte nach und schlug ihm den Knüttel gegen den Kopf. Der Pirat war für einen Moment außer Gefecht. Joshua ließ den Knüttel fallen und griff nach dem Schwert des Stürzenden. Er schnitt sich dabei die Handfläche auf, bekam dann den Griff zu fassen und ging den Piraten an, der Uthman attackierte. Henri fand

endlich den richtigen Schlüssel, drehte ihn in den Schlössern herum und öffnete seine Fesseln.

Da sah er, wie ein Pirat sich über Uthman beugte. Er hielt das Schwert mit beiden Händen über seinem Kopf erhoben und holte zum Todesstoß aus. Joshua stürzte auf ihn zu.

Henri nahm das Schlüsselbund und warf es mit voller Kraft gegen den Kopf des Piraten. Der torkelte nach vorn, fiel über Uthman und blieb für einen Moment benommen liegen. Als er sich wieder aufrappelte, war Joshua über ihm und rammte ihm den Säbelknauf ins Genick. Damit setzte er ihn außer Gefecht. Den Rest erledigte Uthman, der wieder auf die Füße kam. Er handelte blitzschnell, erstach den Piraten und warf das Schlüsselbund in Richtung der Galeerensträflinge. Die stürzten sich sofort darauf und ließen es in ihren Reihen verschwinden.

Dann hob Uthman den Piraten auf und warf ihn über Bord.

Henri verstand erst langsam, was Uthman bezweckte. Er hielt den Sarazenen für einen Moment im Arm, denn er war noch immer benommen und torkelte jetzt. Er redete ihm zu. Sie starrten auf ihre Feinde. Sie lagen tot auf den Planken. Erleichtert atmeten die drei Gefährten auf und hoben die Köpfe.

Als sie sich umwendeten, um zu sehen, wie die Schlacht stand, sahen sie sich einer Mauer schweigender Gestalten gegenüber. Acht Piraten hatten sich während des Kampfes genähert und zielten jetzt mit Pfeilen in gespannten Bogen auf sie. Darunter war der Kapitän.

Die Gefährten sahen, dass sich hinter den Männern der Kampf entschieden hatte. Ein Schiff der Kaufleute stand in Flammen und legte sich bereits schief. Auf dem zweiten wurde noch vereinzelte Gegenwehr geleistet, doch die Angreifer hatten es geentert. Das dritte Schiff hatte offenbar das Weite gesucht.

Der Kapitän deutete mit seinem Schwert auf sie. »Wir werden euch nicht töten«, sagte er hämisch. »Ihr werdet von allein sterben. Und wenn nicht, werdet ihr um den Tod betteln. Lasst die Waffen fallen.«

»Nie und nimmer!«, schrie Uthman.

»Ergreift sie!«

»Ins Wasser!«, schrie Uthman seinen Gefährten zu.

Henri breitete die Arme aus. »Wartet! Wir geben auf. Wir haben verloren.«

Er blickte seine Gefährten an. Sie hatten keine Möglichkeit zu entkommen. Uthman wollte zur Seite springen. Aber rechts und links von ihnen waren bereits Piraten mit Schwertern in den Händen aufgetaucht. Es war aussichtslos.

»Wir haben es wenigstens versucht«, sagte Henri. Dann polterten auch Uthmans und Joshuas Waffen zu Boden.

»Wir gehören zu den Piratenbruderschaften. Man nennt uns Viktualienbrüder, weil wir das von Dänen belagerte Stockholm mit Viktualien versorgt haben. Ja, wir schlugen uns durch, Esten, Litauer, Russen und wir Deutsche! Ich nenne uns lieber Likendeeler, denn genau das sind wir – Gleichteiler. Wir teilen die Beute untereinander zu gleichen Teilen. Kaufleute dagegen denken nur an ihren eigenen Profit. Oder etwa nicht?«

»Vor allem teilt ihr eure armen Opfer zu gleichen Teilen, ihr gottlosen Unmenschen!«, sagte Henri in gebrochenem Deutsch.

»Halt’s Maul! Euch teilen wir ja nicht. Wir werden euch kielholen. Was dann noch übrig bleibt, werden wir sehen. Den Rest, wenn die Fische einen gelassen haben, hängen wir ganz oben an der Rah auf. Zur Abschreckung für alle, die uns angreifen.«

Der deutsche Pirat auf der estnischen Galeere lachte den Gefangenen hässlich ins Gesicht. Er war noch ganz jung. Sein bärtiges Antlitz wies vernarbte Wunden auf.

Uthman sagte: »Macht schnell. Damit wir es hinter uns bringen.«

»Aber nein, warum denn! Der Kapitän liebt es im Gegenteil ganz langsam! Und jetzt, meine Teuren, legt euch so lang, wie ihr könnt, auf das Deck.«

Henri, Uthman und Joshua, die wieder am Mast gefesselt worden waren, fielen auf die Knie und schickten jeweils in ihrer Sprache und zu ihrem Gott Stoßgebete zum Himmel. Henris Gebet war schottisch, Uthmans spanisch und am Ende arabisch, Joshuas hebräisch. Aber der Gott, den sie meinten, war derselbe.

Hinter ihnen standen Piraten, die ihnen grob in den Rücken traten, damit sie vornüber auf die Planken fielen.

Wieder wurden sie gebunden. Lederriemen, die tief ins Fleisch von Handgelenken und Fußfesseln schnitten, zogen die Opfer in die Länge. Ein Pirat sprang ins Wasser, tauchte und zog ihre Riemen unter dem Bauch des Handelsschiffes hindurch auf die andere Seite. Dort kam er wieder zum Vorschein.

Die Piraten hatten für ihr Strafgericht die Galeere verlassen. Das Schiff war zu flach, um die Bestrafung angemessen auszuführen, es bestand die Gefahr, dass die Gefangenen die Tortur überlebten. Außerdem störten die Ruderer an den klobigen, langen Riemen. Die Sklaven hatten in den letzten Stunden miteinander geflüstert, als heckten sie einen Plan aus, einer, es war der bäuerliche Junge, der neben Henri gesessen hatte, bekam daraufhin die Peitsche.

Das Handelsschiff hingegen lag tief im Wasser, hatte einen halbrunden Bauch und hohe Seitenwände. Selbst wer das erste Hindurchziehen unter dem Rumpf dieses Schiffsriesen

überlebte, war den kommenden Prozeduren hilflos ausgeliefert. Henri hatte von einem Matrosen auf der Kogge gehört, dass noch niemand jemals das fünfte Kielholen überlebt hatte.

Der Pirat war jetzt auf der anderen Seite wieder an Deck geklettert und warf die Riemenenden auf die Planken. Sie wurden mit den Lederriemen verknotet, die die Gefangenen bereits an den Füßen festhielten.

Die Piraten johlten. Sie freuten sich auf die Pein der Gefangenen. Die Schlacht war geschlagen, die Beute geborgen. Bevor das Handelsschiff versenkt wurde und man weiterfuhr, gab es noch eine Abwechslung.

Die Riemen wurden straff gezogen.

Das Kielholen begann.

Henri musste an seine Heimat denken. Warum fiel sie ihm jetzt ein? Er hatte auch seine Eltern so geliebt. Aber als er erwachsen war, verblasste ihr Bild. Jetzt dachte er sehnsüchtig an seine Heimat Midlothian in Schottland zurück. Vater und Mutter hatte er nie wirklich gehabt, und er war früh in den Pariser Tempel aufgenommen worden, wo Ersatzväter ihn streng erzogen. Henri hatte die Bilder der Heimat immer mit den Bildern der Familie gleichgesetzt.

Jetzt fühlte er den Schmerz. Den ganz anderen Schmerz. Einen, der die Schmerzen der Erinnerung ablöste.

Er ersetzte ihn vollständig.

Henri schlug mit dem Kopf auf die Reling. Der Rücken wurde aufgerissen. Das Blut schoss ihm in den Kopf. Dann musste er die Luft anhalten. Er tat es, bis rote Kreise in seinem Inneren entstanden. Dann schwarze. Schließlich fühlte er nichts mehr. Nicht das Einschneiden der scharfen Holzplanken, nicht das Zerreißen seiner Haut durch die Ablagerungen von Muschelsplittern, Kalkablagerungen und

Hummerscheren, über die die Riemen ihn schleiften, nicht das Emporgehievtwerden unter dem höhnischen Geschrei der Piraten. Wieder und wieder schlug sein Kopf gegen die Vorsprünge an den Schiffswänden und dann auf die Planken.

Uthman biss sich auf die Lippen, bis sie bluteten. Keinen Laut würden sie von ihm hören. Er blickte noch einmal zu Henri und Joshua hinüber, die neben ihm hinuntergelassen wurden. Wenn er sterben musste, dann wollte er mit ihrem letzten Bild vor Allahs Antlitz treten.

Auch Uthman erinnerte sich plötzlich, als sich das Wasser um ihn schloss, an seinen Vater, der ihn in die Koranschule geschickt hatte. Anfangs wollte er sich wehren. Er wollte kein gezähmter Koranschüler werden, sondern auf dem Feld der Ehre gegen die Ungläubigen kämpfen, die das Heilige Land überfielen. Aber sein Vater war streng gewesen – und seine Liebe grenzenlos. Der Sohn hatte sich gefügt. Es war richtig gewesen.

Uthman spürte, wie ihm das Herz schwer wurde. Aber das war nichts im Vergleich zu der Pein, die er außerdem noch fühlte. Während man ihn langsam unter dem Schiffsrumpf hindurchzog, verbiss er sich in eine Lobpreisung des höchsten und einzigen Gottes. Er schwor sich, bis zuletzt Allah im Mund zu führen. Auch wenn seine Lungen fast barsten, er öffnete die Lippen nicht, er behielt Allah im geschlossenen Mund, sein Name lag wie in einem schützenden Nest unter der Zunge geborgen.

Dann wurde es schwarz um ihn.

Joshua ben Shimon spürte so etwas wie Heiterkeit. Es war ohne Zweifel die Vorsehung, die ihn in diese unwürdige Lage gebracht hatte. Aber obwohl es nicht gerecht war, denn die Sünder würden am Leben bleiben, nahm er es hin. Plötzlich fiel ihm ein, dass es auf den Tag zehn Jahre her war, dass er bei den Pogromen Philipps des Schönen in Frankreich Frau

und Kinder verloren hatte. Wäre es nicht schön, den Seinen endlich zu folgen? Sie warteten doch schon so lange vergeblich auf ihn, er sprach oft mit ihnen. Ja, dachte er noch, es ist an der Zeit. Warum nicht jetzt, diese Zeit ist so gut wie jede andere. Wohin mich die Vorsehung zieht. Und weiter zieht. Mit Riemen und Fesseln. Und mir Schmerzen ohne Ende bereitet. Aber ich erdulde sie.

Joshua blieb bei Bewusstsein.

Als alle drei wieder nebeneinander auf Deck lagen, kamen auch Henri und Uthman wieder zu sich.

Piraten traten ihnen mit Stiefeln in den Magen, damit sie Wasser ausspuckten. Sie bluteten überall. Ihre Kleider hingen nur noch in Fetzen von ihren Körpern. Das Wasser troff an ihnen herab, und sie husteten und spuckten Meerwasser.

»Die Hunde leben noch«, stellte ein Pirat fest.

»Umso besser«, sagte der Kapitän. »Dann können sie das zweite Mal mehr genießen.«

Uthman wendete seinen Kopf zu Joshua. »Du hast deine Brille verloren, mein Joshua. Aber keine Sorge, ich kaufe dir eine neue. Bald werden wir wieder in Lübeck sein! Und auch in Cordoba. Und in Jerusalem.«

»Ja, dem Allerhöchsten sei Dank«, erwiderte Joshua schwach. »Darauf freue ich mich schon jetzt. Und meine liebe Frau und die Kinder werden mit uns sein.«

Uthman schaute ihn betrübt an. Dann sah er, dass Henri an den Riemen zerrte.

Henri sagte: »Ja, auf nach Lübeck. Aber vorher spucke ich noch auf diese gottlosen Seelen, die uns diese Tortur zufügen. Hört ihr! Wir warten in der Hölle auf euch! Dann machen wir diese Schiffsreise noch einmal – anders herum.«

Der Mund des Kapitäns verzog sich nur hämisch. »Holt sie durch den Kiel!«

Als die Tortur erneut begann und nicht endete, nistete sich in die Gedanken der drei Gepeinigten etwas ein, das sie nicht kontrollieren konnten. Sie wehrten sich dagegen. Aber es war nicht zu besiegen. Aus dem Stolz und dem Mut, ihrem ganz persönlichen Tod gefasst gegenüberzutreten, wurde unter den Schmerzen allmählich kreatürliche Angst. Ihr ganzes Sein wehrte sich mit ihrem Körper gegen die Pein und gegen das nahe Ende. Und doch wussten sie in einem dunklen Rest von Verstand noch, dass es keine Hilfe gab.

Wo war Gott?

Gott war weit.

Und erst kurz bevor sie erneut das Bewusstsein verloren, trat ein ganz kleiner Funke Licht in die Dunkelheit dieser haltlosen Angst. Etwas wie Trost stellte sich ein.

Wenn Gott nicht hier anwesend war, dann wartete er schon auf sie. Ja, sie mussten sich beeilen. Er wartete auf sie. Die Himmelspforten standen weit geöffnet. Sie konnten eintreten.

Als sie auf Deck lagen, kamen sie nur ganz langsam zu sich. Zuerst öffnete Joshua die Augen, dann Uthman, am Schluss Henri, der sich am heftigsten gewehrt hatte. Wo waren die Peiniger?

Der Körper schmerzte, die Gliedmaßen waren taub, wie tot, aber Henri versuchte sich zu drehen, um besser sehen zu können. Die Piraten standen an der Reling und schrien, sie drohten mit den Waffen, sie schossen Pfeile ab. Henri sah zu seinen beiden Gefährten hinüber. Sie waren erwacht.

»Irgendwas ist vorgefallen«, flüsterte Henri. Er bemühte sich nicht, leise zu sprechen, er konnte es einfach nicht lauter.

Uthman zerrte an den Fesseln. Sein Kampfesmut schien ungebrochen. »Noch ist nicht aller Tage Abend«, sagte er.

»Joshua?«

»Ja«, kam es kläglich. »Alles in Ordnung.«

Henri sagte: »Wir müssen augenblicklich versuchen, uns zu befreien, sonst ist es zu spät.«

Uthman riss an seinen Lederriemen. Durch die Prozedur war ein Riemen angeschnitten, Muschelscherben hingen darin und auch in Uthmans Haaren. Der Sarazene bewegte seinen rechten Arm wild hin und her, obwohl der Riemen ihm so ins Fleisch schnitt, dass Blut hinablief. Dann riss das Lederband.

Uthman konnte den Oberkörper drehen. Er versuchte, mit seinem kräftigen Gebiss den anderen Riemen durchzubeißen.

Henri behielt die Piraten im Auge. Offenbar war der Kontakt zu ihrer Galeere abgerissen. Der Mastbaum des Handelsschiffes, der den Steg hinüber gebildet hatte, war in die See gefallen. Jetzt warfen die Piraten Enterleitern hinüber.

Auf der Galeere schien ihnen dabei niemand zu helfen. Waren alle Piraten im Kampf getötet worden?

Uthman hatte es in diesem Moment tatsächlich geschafft, den Riemen durchzubeißen. Fluchend spuckte er die Teile aus. Dann machte er sich über die Riemen an seinen Füßen her.

Henri sah plötzlich, wie sich ein Pirat näherte. Er hatte sie ins Auge gefasst und begann zu grinsen. Er machte eine abwehrende Geste und hob sein Schwert.

»Uthman, Achtung!«

Der Sarazene sah den Piraten jetzt auch. Er nahm alle verbliebene Kraft seines geschundenen Körpers zusammen und zerrte an den Lederriemen. Sie gaben nicht nach.

Der Pirat verfiel jetzt ins Laufen. Offenbar wurde er durch etwas abgelenkt, denn er ging zur Reling bei Steuerbord. Henri sah, wie er sich hinüberbeugte, um etwas genauer zu sehen. Er rief etwas hinunter. Da griff ein Arm nach ihm, schlang sich um sein Genick und hielt es fest. Dann drehte sich der Arm mit einem Ruck. Henri hörte ein knackendes Geräusch. Der leblose Körper fiel schlaff ins Wasser. Als das Geräusch seines

Aufschlags unten zu hören war, turnte eine halb nackte Gestalt über die Reling auf das Schiff, in der Hand einen Säbel.

Der rothaarige Junge von der Ruderbank!

Jetzt war Henri völlig klar, was Uthman bezweckt hatte. Die Sklaven hatten sich inzwischen mit dem Schlüsselbund von ihren Ketten befreit. Der Kapitän musste angenommen haben, sein Schlüsselmeister sei mitsamt seiner Schlüssel ins Meer gestürzt.

Genau das hatte Uthman gewollt. Henri bewunderte einmal mehr die Umsicht seines Freundes.

Der junge Sklave schien plötzlich wie verwandelt. Jetzt, wo er handeln konnte, war das Leben in seinen strapazierten Körper zurückgekehrt.

Er trat heran, in seiner Hand das Schwert des Piraten. Er zerschlug die Lederriemen. Henri verstand nicht, was er in Samländisch sagte. Aber es klang in seinen Ohren wie: »Du hast zu mir gesagt, nicht aufgeben. Erinnerst du dich?«

Zum Danken blieb keine Zeit. Man war auf sie aufmerksam geworden. Drüben an Backbord legten Piraten mit Pfeil und Bogen auf sie an.

Der Junge von der Ruderbank vollführte heftige Gesten. Henri begriff, was er wollte; Henri half Joshua auf die Beine und stützte ihn. Sie traten an die Reling. Kletterten hinauf und sprangen ins Wasser. Hinter sich hörten sie das »Plopp« der Pfeile, die sich in die Aufbauten bohrten. Sie schlugen mit den Beinen zuerst auf der Wasseroberfläche auf. Diesmal traten sie den Weg unter dem Schiffskörper hindurch freiwillig an. Es war ihr Weg in die Freiheit.

Sie tauchten auf der anderen Seite einmal kurz auf, um Luft zu holen, dann schwammen sie auch unter der Galeere durch. Auf der abgelegenen Seite wurden sie von hilfreichen Händen an Bord gezogen. Es war höchste Zeit, denn die Kräfte aller vier Schwimmer drohten zu versiegen.

Sie blieben einfach auf den Deckplanken liegen. Keuchend und Wasser speiend.

Henri sah, dass die Sklaven alle an ihrem Platz an den Ruderriemen saßen. Piraten waren nicht zu sehen. Hin und wieder bohrten sich Pfeile in die Deckaufbauten. Zwei Sklaven wurden getroffen. Ein Pirat schwang sich plötzlich über die Reling. Er warf ein Messer, das aber keinen Schaden anrichtete. Dann stürzte er sich mit dem Schwert auf die Männer in der Ruderbank. Er wurde überwältigt. Denn jetzt trugen die Sklaven keine Ketten mehr. Als sein Leichnam über Bord fiel, fehlte ihm der Kopf.

Dann begannen alle zu rudern. In der völligen Flaute der Nacht kamen sie schnell vorwärts. Noch nie hatten die Rudersklaven so kräftig in die Riemen gelangt. Einer gab mit Zurufen den Rhythmus vor, das Schiff schob sich schnell nach Westen.

Die drei Gefährten hoben den Kopf. Sie stützten sich mit den Armen auf und blickten zurück. Das Handelsschiff stand noch immer unter vollen Segeln. Aber es kam nicht voran.

Henri blickte in das runde Gesicht des weißen Mondes.

Danke, sagte er einfach.

9

Mai 1316, Jumne

Nach der ersten, raschen Flucht, um den Piraten zu entkommen, lagen die Riemen jetzt still. Die Galeere trieb sanft in der Strömung nach Westen. Die Ruderer hatten sich an Deck in die Sonne gelegt. Manche lagen wie gekreuzigte Sünder da. Nur ein Rest der jetzt befreiten Mannschaft blieb zur Not in Bereitschaft.

Die ehemaligen Sklaven erholten sich von den Strapazen nur langsam. Zwei von ihnen starben noch in den nächsten Tagen. Henri hatte unter ihnen einen Garkoch aus Polen ausgemacht, der jetzt für alle auf offener Feuerstelle kochte. Sie hatten Proviant aufgenommen, frisches Wasser, sogar vier lebende Ziegen, die jeden Tag Milch gaben. Weil die Rudersklaven seit langer Zeit wieder richtiges Essen bekamen, mussten sie vorsichtig sein, damit der Körper nicht rebellierte.

Henri überließ es den Ruderern, sich selbst zu organisieren. Sie hatten beschlossen, zusammenzubleiben. Freiwillig zu rudern. Die meisten hatten ihre Heimat ohnehin irgendwo im Westen. Wer unterwegs an der Ostseeküste aussteigen wollte, wie die beiden rothaarigen Brüder, der konnte es tun.

Abends erzählten sie von ihren Schicksalen. Es wurde auch gesungen. Aber die Gesänge klangen nicht froh. Auf dieser Galeere waren die traurigsten Gestalten des Abendlandes versammelt.

Einer der Ruderer sagte: »Ich bin Deutscher aus Stolp im Land Pommerellen. Dorthin will ich auch wieder zurück, denn ich habe die Heimat zwei Jahre lang nicht gesehen. Aber wenn

ihr mich bis dahin als Übersetzer braucht, dann mache ich mit.«

»Wir nehmen dankend an, denn keiner von uns spricht die ansässigen Dialekte. Und wir müssen öfter an Land, sicher auch dort, wo wir keine Christen antreffen.«

Der Mann aus Stolp sagte: »Die Heiden verstehe ich alle. Das Problem sind manchmal die Christen aus dem Westen, die hier siedeln. Die kommen von sonst wo her.«

»Es sind meistens Deutsche, die müsstest du also verstehen.«

»Von wegen! Verstehst du Friesisch, Dänisch, Niederländisch? Zu schweigen von Alemannisch oder Fränkisch! Christ ist nicht gleich Christ und Deutsch nicht gleich Deutsch. Aber die beiden Wilden da, die kann ich für euch übersetzen.«

»Wir begleiten sie bis in ihr Heimatdorf. Die Galeere wird auf uns warten. Wir sind es unseren Lebensrettern schuldig, dass wir ihnen Geleitschutz geben.«

Die beiden rothaarigen Jungen sahen Henri an. Dann den Deutschen aus Stolp, der Hans hieß. Dann nickten sie, ohne eine Miene zu verziehen. Hans übersetzte, was einer sagte:

»Wir beide sind Schalauer aus Raganite, vom Stamm der Ragnits, an der Grenze zu Nadrauen. Ob diese Grenze noch so sicher ist wie vor zwei Jahren, als man uns verschleppte, wissen wir natürlich nicht. Gehen wir noch vor der Einfahrt in das Kurische Haff bei Memel an Land, dann auf direktem Weg nach Hause. Wir finden die Richtung im Schlaf.«

»Nutzen wir den günstigen Wind, solange er weht.«

Es ging stetig nach Südwesten, dann, hinter dem Kap Domesnes, zeigte der Magnetstein konstant südliche Richtung an. Da eine leichte Brise sie vorantrieb, konnte das schwarze Lateinersegel gesetzt werden. Die Ruderer schonten sich weiter, ein Notdienst blieb untätig auf den Bänken. Das Meer

lag unbegrenzt und einladend vor ihnen. Andere Schiffe begegneten ihnen nicht.

Sie landeten hinter Memel, ohne die Stadt zu beachten. Auf der mächtigen Mümmelburg wehten die weißen Fahnen ihrer Erbauer vom livländischen Schwertbrüderorden. Henri und seine Gefährten freuten sich, wieder auf Festland zu sein, und traten fest mit den Stiefeln auf. Die Ragnits warfen sich auf den Boden und blieben eine Weile regungslos mit der Stirn im Ufersand liegen.

Die Pferde waren in gutem Zustand und wurden von Deck geführt. Man saß auf. Dann gaben die Reiter ihren Tieren die Hacken und feuerten sie an. Eine halbe Tagesreise in forschem Trab lag vor ihnen.

Kurz hinter der Küste, dort, wo ein Fluss seinen Weg durch Sandbänke bahnte, empfing sie ein befremdliches Bild. In einer Reihe aufgestellt, standen hier plump zusammengehauene Galgen, von denen abgerissene Stricke baumelten. Die Reihen waren gelichtet. Aber an einem Galgen hing ein Ritter von den livländischen Schwertbrüdern. Krähen saßen auf seinem ehemals weißen Mantel mit mächtigem roten Schwert und Balkenkreuz.

Ein Bernsteinfischer hockte auf untergeschlagenen Beinen unbekümmert im Sand und warf seinen Köcher aus. Es war ein barfüßiger Mann mit einem Brustbeutel vor den zerschlissenen Kleidern, die Haare hingen ihm wirr in die gerötete Stirn. Die Jungen aus Schalauen sprachen ihn an. Er redete wie im Fieber. Der Deutsche übersetzte.

»Der Landmeister dieses verfluchten Deutschordens hat das Bernsteinregal eingeführt. Alle an den Küsten gefundenen, gefischten oder ergrabenen Stücke Bernstein müssen dem Orden auf der Mümmelburg abgeliefert werden.«

»Aber der Bernstein gehört schon immer allen!«

Der Mann zuckte die Schultern. »Wer sich nicht daran hält, wird am nächsten Baum aufgeknüpft. Sie hängen sogar Bettelmönche, die auf Seiten des Volkes sind. Es gilt das Femerecht.«

»So macht sich die neue Kolonialmacht keine Freunde.«

»Wer auf frischer Tat erwischt wird, sagt dieser Mann hier, kann sofort getötet werden – ohne Befragung. Aber sie haben immer Bernstein gesucht. Wenn sie ihn finden, nehmen sie ihn. Deshalb stehen hier so viele Galgen. Im Moment allerdings hat sich einer an diesem Ritter gerächt, er ist ein Femeknecht gewesen.«

Henri sagte: »Ein solches Unrecht kann auf Dauer nicht aufrechterhalten werden!«

»Hahaha!«, lachte der Mann. »Sie setzen berittene prussische Truppen ein! Man nennt sie Struter. Die machen kurzen Prozess mit allen Sündern. Die Burg Kaminiswike bei Insterburg haben sie gerade geschleift, wo sich Bernsteindiebe versteckten. Schon geht zu mancher Jahreszeit ein Gespenst am Strand umher und schreit: ›Oh, um Gott, Bernstein frei, Bernstein frei!‹«

Die Ragnits sagten wie aus einem Mund: »Lasst uns weiterziehen. Gebe Gott, dass es unten an der Memel anders ist.«

Der Mann schrie ihnen hinterher: »Bald sind hier alle weg! Es bleibt die Wildnis, hahaha!«

Beim Weiterreiten sagte einer der Jungen:

»Wir sind die Wilden – hin- und hergerissen zwischen den Völkern und Herrschaften. Die anderen, das sind die Herren, die glauben, zivilisiert zu sein. Hier glaubt jeder Fremde, in ein herrenloses, rechtloses Land zu kommen und sich nehmen zu können, was ihm gefällt.«

»Wehrt euch! Unrecht kann auf keiner Seite geduldet werden«, sagte Henri überzeugt.

»Wir haben uns immer erhoben. Aber eines Tages kamen die Livländer und legten uns in Ketten. Auf ihren leichten Pferden waren sie uns überlegen. Sie schleppten uns auf die Galeeren. Mein ganzes Dorf verschwand.«

Sein Bruder sagte: »Hier kämpft jeder gegen jeden. Schuld ist der Deutschorden, der seit hundert Jahren alle aufhetzt. Er schafft Unruhe, wo er nur kann. Früher lebten die Nadraunen mit den Natangen, die Sudauer mit den Galiendiern, die Warmier mit den Barten in Frieden. Jetzt schon lange nicht mehr. Als die Pest vor drei Jahren kam, nahm sie den Deutschrittern die Arbeit ab, sie holte den Rest von uns. Die Deutschen waren mit dem Teufel im Bund, sie erkrankten nicht.«

»Hier wütete die Pest?«

»Im Jahr des Herrn 1313. Dann zog sie sich über das Meer nach Norden zurück. Es war schrecklich. In der Not kam es bei uns sogar zu Menschenfresserei. Einige waren froh, von den Livländern weggeschleppt zu werden. Könnt ihr euch ein solches Elend überhaupt vorstellen?«

Die Jungen blickten über die Schulter zurück, als drohe immer noch Gefahr. Dann sagte einer: »Die Deutschen sind nicht die einzige Plage. Bei uns geben die samländischen Ordensvögte den Ton an. Von der Deinemündung über das Kurische Haff fahren sie auf ihren Schiffen die Memel hinauf und belagern unsere Burg Raganite, wenn es ihnen gefällt. Auf dem Burghof gibt es einen großen Fischteich, Belagerungen konnten wir immer lange überstehen. Aber den Samländern fällt immer wieder was ein. Diese Hunde! Früher quoll unser Burgteich von Fischen über, aber jetzt quaken da nur noch die Frösche. Alles verdorrt in ihrer Gegenwart.«

»Besitzt ihr kein Heer, das euch schützen kann?«

»Das sagst du, ein Christ? Wir Heiden würden gegen deine Glaubensbrüder kämpfen!«

»Auch solche, die sich Christen nennen, haben viel Unrecht begangen. Für mich ist der richtige Glaube eine wichtige Angelegenheit, wir haben lange dafür gekämpft. Aber er darf nicht zu Ungerechtigkeit führen.«

»Hier könntest du Unrecht in Hülle und Fülle sehen«, sagte der Junge. »Sie haben alle von ihren Heimatorten weggetrieben, die dort geboren sind.«

»Na ja, wir haben uns gerächt«, warf sein Bruder ein. »Mit ein paar hundert ausgesuchten Kriegern haben wir die Ordensfeste Lablau an der Deimemündung heimgesucht und niedergebrannt. Uns soll niemand nachsagen, wir blieben was schuldig.«

»In Samland braucht man Arbeitskräfte. Viele unserer Familien wurden umgesiedelt. Und unser Heimatland verfällt dadurch immer mehr. Keiner bearbeitet den Boden. Es gibt dort jetzt wüste Einöden, Urwalddickicht, unzugängliche Sümpfe. Aber unser Vorteil ist – es gibt Silber.«

»Vorteil?«, warf sein Bruder bitter ein. »Es ist unser Verhängnis! Dauernd kommen sie doch aus dem Westen und plündern uns aus. Alle brauchen Silber! Und wir haben es! Also stellt man uns nach. Entweder es kommen die Deutschen oder die Slawen, entweder die Russen oder die Livländer, entweder die Sudauer oder die Pogesanier. Bald werden wir noch jede Menge Silber haben, aber keine Menschen mehr, die den Boden bestellen. Silber kann man nicht essen.«

Sie ritten schweigend weiter. Henri musste an den Ordensritter Jan Matreiko denken. Ob dieser jemals solche Klagen gehört hatte? Er war so überzeugt gewesen vom berechtigten Tun seines christlichen Ordens.

Als sie die Burg von Raganite erreichten, staunten sie nicht schlecht. Die Festung wirkte so uneinnehmbar wie nur irgendeine der Kreuzfahrerburgen im Heiligen Land.

Auf einer Halbinsel eines Sees gelegen, wies sie drei abgestufte Ringwälle auf. Auf jedem standen geharnischte Kämpfer. Die Ankommenden passierten den äußeren Wall. Die Wachmannschaft erkannte die beiden Jungen und begrüßte sie mit Freudengeschrei. Die Tore wurden aufgerissen, sie wurden eingelassen. Erst jetzt begriffen die Gefährten, dass es sich bei ihren jungen Begleitern um schaulauischen Adel derer von Ragnit handelte. Ehrerbietig halfen ihnen Knappen vom Pferd. Ein junges Mädchen fiel den Brüdern um den Hals und weinte. Die Brüder gaben Anweisungen.

Sie wurden in eine Halle mit reich geschnitztem Balkenwerk geführt, die ein kunstvoll gezimmertes Dach mit einer Mittelöffnung besaß. Von den auf Rosten brennenden vier Holzfeuern stieg Rauch auf. Bunte Teppiche an den Wänden, die Schwerter, Speere und Schilde, die schweren Silberschalen und silbernen Trinkgefäße auf den Bohlentischen zeugten von Reichtum. Der flackernde Schein der Wachskerzen, die mit Talg gespeisten Tonlampen, der Duft von Harz und Bienenwachs – alles erzeugte eine feierliche Stimmung.

Dann wurde Bernstein in durchsichtigen Schalen angesteckt. In feinen Duftschwaden füllte der Rauch die Halle.

Auf der Treppe entstand Bewegung. Ein Herold kündigte die Herrscherin aus dem alten Geschlecht Ragnit an. Die Fürstinmutter schritt durch den Saal zum Hochsitz, in einem Gewand aus blauem Leinen wirkte ihre schlanke Gestalt groß und stolz, der Flackerschein der Feuer spielte mit dem reichen Silberschmuck, den sie trug, Silber überall – weiß wie der Mond schimmerte die Perlenkette um ihren Hals. Sie setzte sich endlich. Ihre Söhne winkte sie neben sich. Und dann begann das Begrüßungsfest, das sich bis in die Morgenstunden hinzog.

Die Fürstin erzählte von ihrem Leben fernab der Städte. Es war eine Geschichte von Kampf, Sieg und Niederlage. Von

Bedrohung, Missionierungen, Getauftwerden und Umsiedlung, von Zerstörung und Rache. Furchtbare Hungersnöte, verbrannte Erde, Verwilderung der Sitten. Grausame Siege des Deutschritterordens, denen auch ihre Gatten zum Opfer gefallen waren. Ihre beiden Söhne hingen an ihren Lippen, es war zu spüren, wie abgöttisch sie ihre Mutter verehrten.

Die Freunde schliefen nur zwei Stunden. Im Morgengrauen brachen sie wieder auf. Sie wollten die Ruderer auf der Galeere nicht warten lassen.

Der Abschied von den beiden jungen Adligen war herzlich. Sie schenkten den Gefährten einen mächtigen Bernstein von der Größe eines Kinderkopfes, in den eine farbenreiche Libelle eingeschlossen war.

»Nehmt das Geschenk und denkt immer an uns, wenn ihr es anschaut!«, sagte einer der jungen Ragnits. »Denn das sind wir. Eingeschlossen in das schönste Land. Aber es erstickt uns. Es ist alles, was wir haben. Bald werden wir alle tot sein.«

Mit diesen traurigen Worten im Ohr ritten die Gefährten zur Küste. Schnell versank die mächtige Burg Raganite auf dem Sporn hinter ihnen, und sie beeilten sich, den Weg am kleinen Fluss Gilge entlang in kurzer Zeit zurückzulegen. Sie ritten im gestreckten Galopp wieder an der Stadt Memel vorbei und erreichten den Ankerplatz ihrer Galeere neben der Kurischen Nehrung.

Die Ruderer begrüßten sie schon von weitem begeistert, so wie man alte Freunde empfängt.

Henri wusste, dass er es den Deutschenordensrittern schuldig war, in Danzig vom tragischen Ausgang der Expedition zu berichten. Für ihn war der Auftrag gescheitert und abgeschlossen. Dass sie jetzt auf eigene Faust Vineta suchten, wollten sie nicht preisgeben, denn der Kampf des

Deutschordens war nicht ihr Kampf. In Wollin wollte man beschließen, was weiter geschah.

So glitt die Galeere nach Westen zurück.

Uthman hatte darauf gedrängt, die Stadt am Fluss Divenow noch einmal in Augenschein zu nehmen. Er hatte sie seit ihrem ersten Besuch nicht mehr vergessen.

»Was ist hinter dem Silberberg?«, fragte er immer wieder. »Wohin blicken die Götzen? Ich muss darauf eine Antwort haben!«

»Also zurück nach Wollin«, hatte Henri endlich eingewilligt.

Nach vier Tagen gleichmäßiger und ruhiger Fahrt kam ein Sturm auf. Jetzt mussten alle Ruderer wieder an die Riemen, sonst war die Galeere ein hilfloser Spielball der Elemente. Die sturmgepeitschte See schlug das Schiff mit wilden Hieben.

Zwei Tage lang bangte die Besatzung ums Überleben. Aber jetzt zeigte sie auch, was sie konnte. Es wurde gebetet und geflucht. Dann legte sich der Sturm wieder.

»Was ist das, was uns anstachelt, was in uns immer weitermacht?«, fragte Joshua am Abend, als der Seegang wieder normales Sprechen ermöglichte. »Warum suchen wir immer aufs Neue nach den Geheimnissen? Was geht uns Vineta an? Und doch zieht uns die Stadt magisch an.«

»Wir suchen«, sinnierte Henri, »weil wir so wenig wissen. Die Dichter suchen seit zwei Jahrhunderten nach dem Heiligen Gral, nach dem Gefäß, in dem das Blut des Heilands verwahrt wird. Denkt an Chrétiens, denkt an Wolfram. Sie schreiben über die Suche nach dem Kelch des letzten Abendmahles, in dem Josef von Arimathäa bei der Kreuzigung das Blut des Gekreuzigten aufgefangen hat. Warum sucht man ihn? Weil er Heil bringen würde – in unserer unheiligen, ausgesetzten Zeit. Wir Menschen sind in allem so unvollkommen. Wir brauchen Hilfe. Wir brauchen solche Beweise göttlicher Gegenwart, um Mut zu schöpfen. Deshalb suchen wir immer weiter.«

»Nach Vineta suchen wir nicht deswegen«, ließ sich Uthman vernehmen. »Sondern weil wir es Jan Matreiko schuldig sind, der seine Suche nicht beenden konnte.«

»Sicher, sicher«, sagte Joshua. »Das ist die nahe liegende Begründung, mein Uthman. Aber warum spielt Vineta in unseren Herzen überhaupt eine so große Rolle? Was hoffen wir dort zu finden?«

Uthman blickte Henri an. »Warum zogt ihr Christen nach Jerusalem? Suchtet ihr nicht das große Geheimnis? Warum lebten die ersten Tempelherren nach ihrer Ankunft in der Heiligen Stadt sieben lange Jahre in den Ruinen des Königs Salomon? Kannst du mir das beantworten, Henri de Roslin?«

»Ich weiß davon nichts. Ich weiß nur, dass die ersten Tempelherren eine christliche Miliz aufbauen mussten, um die Pilger zu schützen.«

»Ah! Henri weiß nichts davon!« Uthman rieb sich die Hände. Offenbar war er streitlustig. »Sie hatten nur hehre Ziele, nicht wahr? Sie glaubten nicht etwa, auf einen kostbaren Schatz zu stoßen? Oder auf uraltes Wissen?«

»Wovon sprichst du, Uthman? Hast du Wein getrunken?«

»Ach, ich will, dass wir uns untereinander die Wahrheit sagen. Wir sollen nichts verklären. Wir sollen wahrhaftig sein. Wir Menschen benötigen die Wahrheit.«

»Also, was suchen wir nun in Vineta?«

»Den heiligen Gral gewiss nicht. Ich glaube nämlich nicht daran, dass er überhaupt noch existiert.«

Joshua sah über die Weite des Meeres. »Irgendetwas gibt es da draußen, von dem wir nichts wissen. Der Heilige Gral? Mir scheint, er ist überall, und wir können gar nicht anders, als nach ihm zu suchen. Er ist unser Manna. Wissen und Erleuchtung sind unser Manna.«

»Was ist, wenn wir auf weit reichende Kriegspläne der Slawen stoßen?«

Uthman blickte Henri nachdenklich an. »Kriegspläne? Ja, was dann? Was machen wir dann?«

Dichte Wolken zogen in diesem Moment vor die Sonne. Die Gefährten blickten zum Himmel. Licht und Schatten schienen zu ihnen sprechen zu wollen, wie auch Gut und Böse in den letzten Monaten zu ihnen gesprochen hatten.

»Wir sind nicht der Deutsche Ritterorden«, sagte Henri salomonisch. »Wir führen keinen Krieg. Wir verfahren nur nach eigenem Gutdünken. Darauf sollten wir uns verständigen.«

»Ich werde niemals für einen Herrn kämpfen!«, sagte Uthman stolz.

Joshua fügte hinzu: »Sie sind es alle nicht wert. Aber die letzten Geheimnisse unseres Lebens – das sind Herren, von denen ich gern einen Auftrag entgegennehme.«

»Erledigen wir unseren Auftrag, den Orden in Danzig zu unterrichten«, sagte Henri. »Dann sehen wir weiter.«

In der Burg des Deutschen Ordens wusste man durch Spione schon von dem Desaster. Man erwartete sie. Der Hochmeister Karl von Trier weilte nicht mehr in den Mauern der Festung. Und so wurde es ein kurzer Aufenthalt.

Die drei Gefährten gaben ihre weiteren Pläne nicht preis. Die Ordensritter waren misstrauisch und versuchten, sie auszuhorchen. Das Verhör nahm sogar bedrohliche Züge an, jemand rief, mit Feinden wisse man umzugehen. Und wie es käme, dass ausgerechnet die drei Gefährten unversehrt davongekommen seien. Aber Henris Autorität bewirkte, dass die Wogen sich wieder glätteten.

Am Morgen danach brachen sie wieder auf. Sie ließen sich zu der Galeere hinausrudern, die jenseits des Hafens geankert hatte – aus der Distanz bewacht von Bewaffneten.

Henri war froh, als die Komturei des Ordens hinter ihnen versank. Er fühlte, dass er mit der fanatischen Glaubensmissionierung hier im Osten nichts zu tun hatte. Als das offene Meer sie wiederhatte, setzte auch er sich an die Ruderriemen. Das Wetter blieb klar, und sie glitten mühelos auf dem Spiegel der Wasser dahin, in dem sich der hohe Himmel versenkte.

Die Küsten von Pommerellen glitten vorbei. Weiße Uferfelsen leuchteten über dem Grün von Nadelhölzern und dem Blau des Meeres. Henri fiel auf, wie anders eine Küste wirkte, wenn man friedliche Absichten hegte. Auf der Hinfahrt hatten sie die Schönheiten der Landschaften überhaupt nicht gesehen.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, kam ihr Ziel in Sicht, die Stadt am Fluss Divenow.

Sie sahen, dass auf dem Silberberg unvermindert die Feuer der Hütten flammten.

»Wie machen wir es?«, fragte Uthman.

»Ich schlage Folgendes vor«, sagte Henri. »Wir trennen uns hier von der Galeere und gehen auf eigene Faust weiter. Wir suchen Unterkunft auf der anderen Seite des Flusses, in dem Weiler Kurowo. Dort ist unsere Ankunft unverdächtig. Von dort aus können wir auch auf direktem Weg den Silberberg erreichen, ohne den Umweg über die Stadt zu nehmen.«

Joshua sagte: »Wenn wir Vineta nicht finden, hätte ich nichts dagegen, eine Weile am Meer zu bleiben.«

Uthman sagte: »Unter Slawen?«

»Es scheinen mir keine schlechten Menschen zu sein.«

Die Ruderer kamen in einer Prozession, um sich zu verabschieden. Einige hatten beschlossen, die Galeere den anderen Rudersklaven abzukaufen und nach Bornholm zu fahren, woher sie kamen. Um das Geld aufzubringen, wollten sie sich in Wollin verdingen. Henri besprach sich mit seinen

Gefährten und zog den Bernstein hervor, den die Ragnits ihnen geschenkt hatten. Er überreichte ihn Hans, dem Übersetzer aus Stolp.

»Nehmt. Der Stein erzielt einen hohen Preis. Verfügt frei darüber. Es wird für alle reichen.«

Hans sagte etwas in der Sprache der Ragnits, was wie nicht aufgeben klang, und grinste. Es hätte aber auch etwas ganz anderes sein können. Sie schlugen sich gegenseitig auf die Schultern und boxten sich freundschaftlich. Dann bedeutete Henri den Männern, am Landungssteg von Kurowo anzulegen.

Die drei Gefährten stiegen aus. Unter Winken verschwand die Galeere in Richtung Hafen. Vielleicht würde man sich noch einmal begegnen.

Kurowo bestand nur aus einfachen Häusern. Seltsamerweise wohnten dort aber überwiegend Fremde. Die einheimischen Hausbesitzer überließen ihnen ihre Wohnungen gegen teures Geld und wohnten selbst in Katen im Hinterland, dort, wo die Sümpfe begannen. Es waren überwiegend Kaufleute, die hier abstiegen, und die Gefährten fühlten sich unter ihnen sicher.

Überall lagen die Wracks kleiner Schiffe und Boote zwischen Uferschilf. Als sie nach einem Boot fragten, führte sie die Tochter des Hausbesitzers ein Stück flussaufwärts. Dort lag vertäut ein Kahn zwischen braunem Schilfrohr. Sie machte Ruderbewegungen und lachte silberhell. Dann deutete sie hinüber ans andere Ufer.

»Drüben seht ihr die andere Siedlung. Ich weiß schon, dass ihr dorthin wollt. Es gibt da viele süße Mädchen. Alle gehen dorthin.«

Uthman sagte: »Es gibt Mädchen zu kaufen?«

»Zu kaufen? Nein. Sie gehen freiwillig auf alles ein. Es sind Hübschlerinnen aus den Slawensiedlungen des Inlandes.«

Henri nickte. »Genau dorthin wollen wir. Du hast ganz Recht.«

»Jaja«, nickte Uthman.

Sie warteten den Tag ab, ruhten sich im stillen Haus aus, ließen sich zu essen und zu trinken bringen. Flussabwärts bewegte sich die Stadt Wollin wie ein durstiges Tier am Wasser. Sie hörten das Poltern vieler Fahrzeuge auf hölzernen Rädern und der Schiffe an den Anlegestellen. Die Galeere war nicht mehr zu sehen.

Und als die Dunkelheit hereinbrach, leuchteten auf dem gegenüberliegenden Silberberg die Feuer der Hütten in den riesigen Brennöfen, und dunkler Rauch stieg in den Nachthimmel. Im Schein des Feuers erschienen jetzt auch wieder die Götzengestalten auf dem Berg. Riesige Stelen, die Köpfe trugen. Und die in das Land hineinblickten, das dahinter lag.

Uthman wusste genau, dass sie nicht umsonst nach Wollin zurückgekehrt waren. Er war überzeugt davon, sie würden Vineta genau hier finden.

Die unerklärlichen Geräusche nahmen zu. Der Berg bebte davon. In der namenlosen Ansiedlung unten am Silberberg, gegenüber Kurowo, war nicht viel davon zu hören gewesen.

Dort machten Freudenhäuser die Nacht zum Tag. Pfeifen und Singen, das Brüllen Betrunkener gaben dort den Ton an. Die Häuser des Vergnügungsviertels ragten schief und winklig in die mit Bohlen ausgelegten Straßen, jedes laut gesprochene Wort wurde zwischen den Vorsprüngen mehrfach als Echo zurückgeworfen. Gellende Rufe hallten aus der inneren Ansiedlung, bald schärfer, bald leiser wurden sie aufgenommen und weitergegeben. Aus vergitterten Fenstern und Kellerlöchern stöhnte es im Vorbeigehen manchmal in vielen Tonlagen. Hinter halb geöffneten Türen hatten die Gefährten etwas Gepresstes gehört, ein Ächzen. Und Stimmen

von unsichtbar bleibenden jungen Frauen lockten. Dann wurde es plötzlich still. Bis das Lachen, Hüsteln und Flüstern wieder zunahmen.

In der Ansiedlung also war vom Lärm des sich darüber erhebenden Berges nichts zu vernehmen gewesen. Aber jetzt hörten sie es deutlich. Der Berg brüllte.

Henri, Uthman und Joshua stiegen auf der weniger steilen Westwand empor.

Der Weg führte über dichten Bodenbewuchs. Mit jedem Schritt wurde der Grund felsiger. Oben fauchten die Öfen.

»Habt ihr so was schon einmal gesehen?«, fragte Joshua. »Sie schmelzen das Gestein. Womit fachen sie diese gewaltigen Feuer an?«

»Es kommt aus dem Berg. Wahrscheinlich ein Höllenfeuer.« Henri meinte es ironisch, aber es klang in Hitze und Lärm wie die Wahrheit.

»Ich kenne es aus Syrien«, sagte Uthman, »auch habe ich in den alten Büchern gelesen, dass es in Punt seit Jahrhunderten riesige Schmelzöfen für Kupfer gibt. Aber in diesen Breiten kommt das doch nicht vor.«

»Sie schmelzen Silber«, ahnte Henri. »Deshalb auch der Name: Silberberg. Sie scheinen Unmengen davon zu brauchen. Wofür?«

Als sie den Berg erklommen hatten, erhielten sie die Antwort auf ihre Frage.

Jetzt ragten die Stelen mit den Götzengesichtern des Svantevit direkt über ihren Köpfen auf. Sie schauten nach allen Seiten, schienen aber das Tal jenseits Wollins besonders zu bewachen und beschützen.

Die Gefährten trauten ihren Augen nicht. Vor ihnen lag die größte Küstenstadt, die sie je gesehen hatten.

»Vineta!«, ächzte Uthman. »Die geheime Stadt! Hier liegt des Rätsels Lösung. Wir hätten schon damals heraufsteigen

sollen. Aber wie geht das? Sie liegt landeinwärts. Ohne Zugang zum Meer kann eine solche Stadt nicht überleben.«

»Sie besitzt einen Zugang«, sagte Henri. »Er befindet sich dort, in Richtung Südwesten. Seht ihr? Vom Meer her ist die Stadt nicht zu sehen, ein lang gestreckter Gürtel, ähnlich wie an der Kurischen Nehrung, verdeckt sie gegen neugierige Blicke. Die Durchfahrt wird künstlich geschaffen worden sein. Sie ist schmal. Aber jedes Schiff kann passieren.«

»Der Ort Wollin ist nur zur Ablenkung da«, sagte Joshua.

»Ja, genau. Aber wie lange existiert dieses Vineta schon?«

»Nun, es dürfte nicht die alte Stadt sein. Es ist ein neues Vineta. Das Vineta der Slawen. Vielleicht nennen sie es auch anders. Und es sieht nicht besonders alt aus. Die Anlagen sind neu. Nehmen wir die Öfen in Augenschein.«

In den drei nach oben offenen Öfen brannte eine so heiße Glut, dass sie nicht näher herankamen. Die Flammen stiegen weiß glühend in den Nachthimmel. Jetzt sahen sie, wie über lange, braune Keramikröhren feine Ströme eines Silberfadens in den Berg hineinliefen. Wie einfallsreich! Das Silbererz wurde geschmolzen, die Schlacke floss am Berg hinunter ab, und das Silber sammelte sich irgendwo im Inneren, aufgefangen von entsprechenden Behältern.

»Wahrscheinlich erzeugen sie auch anderes Metall auf diese Weise. Vielleicht sogar Gold. Jedenfalls brauchen sie Eisen und Kupfer für ihre Schiffe.«

Der Hafen lag in Richtung des Durchgangs zum offenen Meer. Unzählige abgetakelte Schiffe dümpelten dort in der Dünung. Das Treiben an den Becken glich von oben einem Ameisenhaufen. Auf dem Berg war hingegen keine Menschenseele zu entdecken.

Jetzt bemerkten sie die Tore. Sie führten in Tunnel, die den Berg durchzogen. Da eines dieser Tore geöffnet war, beschlossen sie, hineinzugehen. Drinnen war es hell.

Sie gingen den Tunnel entlang. Niemand hinderte sie daran. Es ging leicht bergabwärts. In der Mitte des Berges mussten die Feuerstellen liegen. Es wurde noch heißer. Jetzt betraten sie einen Stollen, der kreuz und quer abgestützt wurde. Balken liefen über ihren Köpfen durch den Berg, teilweise waren darin Stufen eingehauen worden, sodass die Bergmänner sie als Wege benutzen konnten.

Hier drinnen waren genug Arbeiter zu sehen, in graue Lumpen gehüllt. Sie trugen Stoffbahnen um die Köpfe gewickelt. An ihren Füßen steckten ebenfalls dunkle Lappen.

In Bottichen aus Ton, die halb in die Erde eingelassen waren, fing man die Silberströme auf. Von dort aus wurde das Edelmetall in zusätzlichen, noch feineren Bahnen weitergeleitet. Es erreichte kleinere Auffangbecken. Arbeiter waren dort damit beschäftigt, Steckvorrichtungen einzulassen oder herauszuziehen. So floss das flüssige Silber in die beabsichtigte Richtung weiter und erreichte die Größe von handlichen Barren. Wenn es erstarrte, schreckte man es mit Wasser ab, das durch Schläuche von oben herabströmte.

Sie befanden sich in einem perfekten Bergwerk. Davon hatten sie bisher nur gehört. Henri wusste, dass es in Lothringen solche Bergwerke gab. Aber dort baute man nur Kohle ab.

Gebannt schauten sie dem Treiben eine Zeitlang zu. Bisher war niemand auf sie aufmerksam geworden. Das sollte sich jetzt ändern.

Als Joshua soeben anregen wollte, den Gang in die Stadt fortzusetzen, waren Männer auf sie zugetreten. Sie trugen Bärte und waren wie die Arbeiter gekleidet.

»Die Meister wollen Euch sehen«, sagte der eine in deutscher Sprache. »Hier darf nämlich niemand aus dem Ort herumlungern.«

»Wir sind nicht aus dem Ort«, platzte Joshua heraus – und bereute es fast augenblicklich.

Denn nun zogen die Männer einen Ring um sie. Einer blies in eine grell klingende Tonpfeife, und schon traten andere Bergleute auf sie zu. Im Nu waren sie umringt.

»Die Meister wollen Euch sehen«, wiederholte der Mann ruhig.

Henri überlegte blitzschnell. Noch war es möglich, sich den Weg nach draußen freizukämpfen. Aber es drohte ihnen nicht wirklich Gefahr. Sie hatten nichts Verbotenes getan – sich nur verlaufen.

»Geben wir den Meistern die Ehre«, sagte er.

Die Meister genannten Betreiber des Bergwerkes erwarteten sie in einer Art schwebender Blase. Es war ein Geviert, das an Seilen von der niedrigen Hallendecke herunterhing. Es war nur über Leitern zu erreichen. Sie erkletterten die Plattform des Aufenthaltsortes. Und standen fünf schweigenden Männern gegenüber, die allesamt Svantevit glichen. Die Stirnwülste über den Augen traten dick hervor, die Blicke ihrer Augen kamen wie aus dem Berginneren. Nach unten hin abgerundete rote Bärte verliehen ihnen ein fast identisches Aussehen.

Die Meister des Silberbergs starrten ihnen entgegen. Dann richtete einer das Wort an sie. Er versuchte es in mehreren Sprachen. Als er Englisch sprach, antwortete Henri.

»Wir sind Reisende aus Danzig«, sagte er launig. »Wir waren unten in der Stadt der Ausschweifung und haben Mädchen gehabt. Habt ihr auch schon slawische Mädchen gehabt? Sie sind sehr willig. Sie schmecken sehr gut. Man fühlt und riecht sie bald mit dem ganzen Körper. Süße Dinger!«

»Was wollt ihr im Bergwerk?«

»Nichts. Wir haben uns verlaufen. Nach den Mädchen brauchten wir Auslauf und krabbelten den Berg hoch. Nichts weiter. Ist das hier verboten?«

Der Mann vor ihnen blickte die Begleiter zu seinen Seiten an. Niemand sagte etwas. Der Mann lächelte boshaft.

»Wollin ist für alle frei. Auch das Vergnügungsviertel ist für alle frei. Wer davon nicht genug hat und die Gesetze überschreitet, wird bestraft.«

»Wer macht hier die Gesetze?«, wollte Henri wissen.

»Wir.«

»Wer seid ihr Herren?«

»Die Meister der Öfen. Mehr braucht ihr nicht zu wissen.«

»In Punt gibt es solche Öfen«, mischte sich Uthman ein.

»Was sagt dein Gefährte?«

Henri übersetzte.

»Wo ist Punt?«

Uthman sagte: »Das weiß niemand ganz genau. Aber schon vor Jesus und Muhammad fuhren die Schiffe dorthin und holten Kupfer und Gold. Ich könnte Euch alles darüber erzählen, wenn Ihr nicht so grimmig schauen würdet.«

Henri übersetzte.

Die Svantevits schauten sich an. Dann sagte einer etwas, und der Anführer übersetzte für die Fremden.

»Ihr werdet Zeit genug dafür haben, uns davon zu erzählen. Jetzt werdet Ihr an Euren Platz geführt.«

Plötzlich überfiel die Gefährten ein bisher unbekanntes, grässliches Gefühl. Jemand war hinter sie getreten. Etwas Kaltes bohrte sich in ihren Hinterkopf. Dann fuhr es das Rückgrat entlang. Ihr Atem stockte, und der Herzschlag setzte aus. Hilflos sahen sie einander an. Sie bemerkten, wie drei körperlose Schatten sich hinter ihnen entfernten. Leichenblass flüsterte Henri:

»Gifte!«

Seine Stimme war kraftlos und zitterte.

Henri wusste nicht, ob er wachte oder träumte. Er hörte ein Rad kreischen.

Er schreckte auf. Der schneidende Schmerz des Geräusches zerriss sein Gehör. Aber er sah kein Rad, kein hölzernes, keins aus Metall. Er fühlte, wie er in die Höhe gehoben wurde und in die Tiefe fiel. Dann stieg er wieder.

Jetzt begriff er – er war an den Speichen eines Rades festgebunden. Gleichzeitig wusste er, dass er das Drehen dieses Rades anhalten konnte. Wenn ihm das nicht gelang, würde sich das Rad immer schneller drehen und ihn zerschmettern.

Mein Wille muss genügen, dachte er. Ich muss es versuchen.

Er konzentrierte sich. Da drehte das Rad sich langsamer und stand schließlich still. Er löste sich leicht davon, trat ein paar Schritte zurück und sah die tiefe Spur, die das Rad in den felsigen Boden eingegraben hatte. Es musste sich hier schon lange Zeit drehen. Auf dem beschlagenen Radrund waren jetzt Buchstaben zu erkennen, erhaben aufgeprägte Buchstaben!

Henri versuchte, sie zu lesen. Er glaubte in lateinischer Schrift zu entziffern: *Dieses Rad ist ganz allein für dich bestimmt.* Dann wachte er auf.

Er starrte an die Felsendecke. Von hinten kam ein flackerndes Dämmerlicht. Er war ganz sicher, geträumt zu haben und jetzt wieder wach zu sein. Wir hätten nicht hierher kommen dürfen, dachte er. Warum sind wir nicht nach Westen weitergesegelt? Was geht uns die Stadt des Hochmutes und der Ausschweifung an?

Wie er dalag, kam einer der Arbeiter und öffnete eine Tür zu einer großen Halle.

»Hör mal, wie es klingt«, sagte er.

Henri hörte. Der Klang war schön wie von einer Orgel.

»Es gibt auch Blumen hier unten«, sagte der Arbeiter. »Und Bäume. Und Menschen, die auf der Wiese liegen.«

»Wo ist das?«

»Es ist verboten, das zu sehen. Aber wenn du keine Angst hast, kannst du es suchen. Sag zu den Mädchen, die dich empfangen, dass du der Mann mit dem Schlüssel bist, der nach der untergegangenen Stadt sucht. Nach der Stadt der Sünde.«

Henri begann zu gehen. Er kam in ein Tal, von Sümpfen durchzogen. Er sah grelle Lichter eines Vergnügungsparks, die den Himmel in eine rote Lohe verwandelten. Musik tönte herüber. Tiefer lagen Hügel und Täler. Auf silbernen Flüssen glitten langsam dunkle Schiffe dahin. War hier tatsächlich Vineta?

Bald stand er vor einem Tor, das aus Brettern und Planken flüchtig zusammengezimmert war. Daneben wirbelte ein riesiges Schwungrad herum. Von diesem hölzernen Schwungrad lief ein breiter Treibriemen auf eine Drehleier zu, wie er sie bei Bettlern in Lübeck gesehen hatte. Ihre Pfeifen dröhnten. Henri ging durch das Tor und hielt vor einem Turm. Von dessen Spitze lief in Spiralen eine Rinne herab, in der schreiende Menschen herunterrutschten. Ihre Haut glänzte silbern. Eine steile Treppe führte zu ihm hinauf, sie war in der Mitte geteilt, und die beiden Teile bewegten sich gegeneinander. Wenn eines der herunterrutschenden Mädchen die falsche Stufe betrat, wurden ihre Beine weit auseinander gerissen, und die zerlumpte Menge unten grölte.

Henri schüttelte sich. Er wusste, dass er noch immer träumte. Dann erwachte er wirklich.

Kein Zweifel. Er lag gebunden auf einer Art von Rad. Aber jetzt empfand er alles ganz deutlich. Und die Glieder schmerzten. Er war in der Wirklichkeit zurück.

Das Gift!, dachte er. Sie haben es uns irgendwie in den Nacken eingeritzt.

Er versuchte, seine Gefährten zu erkennen. Aber er lag allein in der Halle. Nur ganz im Hintergrund leuchteten bunte

Lichter. Das alles hatte sich in seinem gemarterten Kopf zu einem wüsten Traum verdichtet.

Henri überlegte. Sie hätten sich rechtzeitig wehren müssen. Etwas Seltsames hatte sie davon abgehalten. Über welche Zaubermittel verfügten diese verdammten Meister des Silberberges? Es fiel ihm ein, was einer der Matrosen auf der Reise mit der Kogge nach Osten gesagt hatte: Wer Vineta einmal sieht, bleibt für immer in seinem magischen Bann.

War das damit gemeint, was ihnen jetzt widerfuhr?

Er riss und zerrte an den Fesseln. Sie gaben jedoch nicht nach. Plötzlich näherte sich ihm ein Mann. Er zerschnitt die Fesseln. Aber Henri hatte Mühe, auf die Beine zu kommen. Der Mann machte eine Geste und führte ihn mit sich. In der Halle roch es nach Silber, Rauch und Schwarzpulver. Der Mann führte ihn schweigend in einen Raum. Er stieß ihn hinein und schlug hinter ihm die Tür eines Gatters zu.

Henri befand sich in einer Art Höhle. Außer ihm befand sich ein weiterer Mann darin. Und in der Mitte der Höhle gab es einen schimmernden See. Er schwamm in einem Bottich und schwappte gegen die Wände. Es war das geschmolzene Silber.

Und jetzt erst spürte Henri die unerträgliche Hitze. Er konnte keinen Schritt mehr machen. Die Hitze nahm zu. Sie versengte ihn. Die Hitze schlug über ihm zusammen. Dämpfe quollen auf. Er hatte Mühe, zu atmen.

»Tauche hinein!«, sagte der Mann im Hintergrund.

Joshua ben Shimon sah das Rad auch. Aber er träumte nicht. Er sah es zwar im Geiste, wenn er die Augen schloss, durch eine riesige Halle mit Sitzbänken bis unter das Dach rollen. Aber wenn er die Augen wieder öffnete, war es fort. Stattdessen bemerkte er dann die kleinen Wagen mit den unrunden, hölzernen Rädern, die mit anderen zusammengekoppelt waren. Die Wagen fuhren in einer langen

Kolonne das mit Äxten herausgebrochene Gestein heran, mit dem die fauchenden Öfen gefüttert wurden.

Joshua vermisste die Gefährten. Er sah sie nirgendwo. Er versuchte, sich in dem Dämmerlicht zu orientieren. Er konnte nicht klar sehen.

Er hatte den Eindruck, die riesige Halle aus natürlichem Felsgestein besäße kleine Nischen, in denen die Arbeiter auf Strohsäcken schliefen. Sahen sie nie das Tageslicht? Manche der Höhlenwände waren ganz blass, aber andere leuchteten in unnatürlichen Farben. Im flackernden Licht ergaben sich undeutliche andere Bilder, die wie Umrisse von flüchtenden Tieren über den Fels huschten. Hier täuschte alles.

Joshua saß am Rand der Halle. Die Räder an den Wänden waren nicht in Betrieb. Er wusste überhaupt nicht, was sie anzutreiben hatten. Vielleicht gehörten sie einfach einer früheren Zeit der Ausbeutung dieses Bergwerkes an. Joshua sah Arbeiter, die in den Nischen saßen und aus Blechnäpfen löffelten. Sie aßen eine Art Brei und tranken Wasser. Viele waren alt, ihr Haar ergraut, weiße Bärte umkränzten ihr Gesicht.

Sie leben hier, dachte Joshua. Jetzt lebe auch ich hier.

Wo sind die Gefährten?

Uthman spürte die harten Fäuste unter seinen Armen. Das brachte ihn wieder zu sich. Er wurde mehr getragen als geschoben. Sie brachten ihn zu einem der alten Meister des Silberbergs. Er hatte eine Glatze, sein Bart war weiß.

Der Mann starrte ihn aus Augen an, die lange kein Licht mehr gesehen hatten. Rot geädert, trüb.

»Wo ist Punt?«, krächzte er. »Wer das Preisrätsel löst, kommt frei.« Er lachte heiser.

»Bist du es wirklich oder eine Phantasmagorie?«, fragte Uthman erstaunt. »Kann ich dich anfassen?«

»Nur zu«, krächzte der Alte. »Ich bin aus Fleisch und Blut wie du auch. Du hast von Punt gesprochen. Wo ist es?«

»Dort, wo das Kupfer ist.«

»Wir brauchen dringend Kupfer. Wo ist Punt?«

»Ich war noch nicht dort. Man hat mir davon erzählt.«

»Dann erzähle es jetzt mir.«

»Warum willst du davon wissen, Alter? Kannst du dir überhaupt vorstellen, was es mit diesem Land Punt auf sich hat? Hast du jemals ein heiliges Buch vor Augen gehabt? Den Koran? Die Thora?«

»Nun sprich schon, bevor der Berg zusammenfällt.«

»Kann das passieren?«

»Jederzeit. Er ächzt schon. Wir haben ihn über Gebühr gequält. Wir entzogen ihm nur alles, ohne daran zu denken, dass wir ihn auch füttern müssen. Eben mit Kupfer, mit Zinn. Wenn mir deine Geschichte gefällt, bist du frei.«

»Und wenn nicht?«

»Stoße ich dich in den Berg.«

Uthman wusste nicht, ob er wachte oder träumte. »Punt, hm? Nun, es liegt nicht weit vom Paradies entfernt. Und das Paradies, so sagt man, liegt zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris.«

»Weiter, weiter!«

»Dort gibt es viele tausend Meilen zum Quadrat nur Sumpfland, Kanäle und schwimmende Inseln. Fischschwärme in kristallklarem Wasser, bunte Vögel, ruhig dahingleitende Kähne, tief verschleierte Frauen, Männer mit den Gesichtern von Propheten, Palmen, Blumen, Urwald. Kannst du dir das vorstellen, Alter? Und über allem der klare Hauch einer Natur, die mit sich im Reinen ist. Dort leben Juden, Christen und Moslems einträchtig zusammen, in Hütten aus Berdi-Schilf.«

»Wo liegt Punt?«

»Du kannst fragen! Nun, Punt liegt dort, wo der Halbmond nicht wie bei uns senkrecht steht, sondern flach wie ein Nachen liegend über den See des Himmels gleitet.«

»Und wo ist das?«

Uthman bewunderte inzwischen den Gleichmut des Alten. »Kurz gesagt, auf einer Insel, die dem Land Muhammads, des Propheten, Gott segne ihn, vorgelagert ist. Es ist dort, wo, wie Berossos berichtet, der legendäre König der Chaldäer lebte, Ziusouthros, dessen Schiff die Sintflut überstand und der uns Menschen eine Zukunft gab. Bei Christen, Hebräern und bei uns wahren Gottergebenen trägt dieser Ziusouthros den Namen Noah.«

»Kann man diese Insel betreten?«

»Dort herrschen die kriegerischen Omanis. Aber wenn ihr an Kupfer interessiert seit, dann müsst ihr dorthin. Es gibt in Punt gigantische Kupferminen, die größten der Erdenscheibe. Es sind die legendären Abbaugebiete des alten Landes Magan, deren kostbare Rohprodukte vor langer Zeit auf Schilfbooten abtransportiert wurden, um daraus Waffen, Kunst und Alltagsgegenstände für die heidnische Kultur des Zweistromlandes zu erzeugen. Kupfer und Zinn, das war es, was man am meisten brauchte.«

»Du weißt viel.«

»Ich hatte den besten Lehrer – die Bibliothek von Cordoba.«

»Wir werden dieses Land aufsuchen.«

»Wozu braucht ihr so viel Kupfer?«

»Unsere Götter bestehen daraus. Und sie fressen Kupfer. Wenn sie uns weiterhin geschmolzenes Silber geben, verlangen sie flüssiges Kupfer und Zinn.«

»Fahrt bis Alexandria. Dann müsst ihr zu Fuß bis Kysma, von dort nach Myos. Fahrt mit dem Schiff durch das Rote Meer. In der Meerenge von Aden und Malao orientiert euch nach Westen. Fahrt an Kane und Moscha vorbei die Küste

entlang, dann nach Norden. Ihr erreicht das Arabische Meer. Noch weiter nach Norden liegt Asabon. Das ist euer Ziel.«

»Wenn du dich so gut auskennst – willst du uns als Führer begleiten?«

»Freiwillig?«

»Natürlich!«

»Nein.«

»Und wenn wir dich zwingen?«

»Dann auch nicht.«

»Wir haben die Mittel, dich so gründlich zu zwingen, dass du keine Wahl hast.«

»Ihr hantiert mit Giften, nicht wahr? Wie alte Weiber!«

»Ich lasse dich zurückbringen.«

»Meinen Weg zu meinen Gefährten finde ich allein.«

»Dann gehe mit deinem Gott, mein Sohn.«

Uthman trat nach draußen. Kein Wächter wartete auf ihn. Er blickte sich nach allen Seiten um. Ganz weit hinten, am Ende des Schachtes, schien Tageslicht.

Henri sah, dass der Mann ihm eine hölzerne Schöpfkelle hinhielt. Jetzt verstand er. Er nahm die Kelle und machte es dem Mann nach, der sie in den Bottich tauchte und ihren Inhalt in kleine Gefäße abfüllte. Der Mann hatte die Haut eines Tieres. Henri wusste, dass er sich dem Bottich nicht weiter als bis auf fünf Schritte nähern konnte, sonst verbrannte ihn die Hitze.

»Tauche, tauche!«, schrie der Arbeiter, »oder ich werfe dich selbst hinein. Faulenzer können wir nicht brauchen.«

»Ich brauche einen Schutz. Gib mir von deinen Lappen, damit ich wenigstens Gesicht und Hände bedecken kann.«

»Die brauche ich selbst. Sieh zu, wo du bleibst.«

Henri schaffte es nach einer Weile, die Kelle in das flüssige Silber einzutauchen. Er musste die schmerzenden Augen schließen und glaubte zu verbrennen.

Das Silber floss zischend in die kleinen Formen. Dort erstarrte es schnell. Der Mann übergoss es mit heißem Wasser. Dann schichtete er die Formen vor einer Luke auf. Von dort wurden sie in regelmäßigen Abständen mit langen Stangen herausgezogen.

Henri ging nach einer Weile zur Tür und rüttelte daran. Sie ließ sich aber nicht öffnen. »Wie komme ich hier wieder raus?«, fragte er.

»Warum willst du raus? Das Silber ist hier drin. Es ist einer der bevorzugten Räume im ganzen Bergwerk. Du kannst von Glück sagen, dass du hier sein darfst – ein Fremder!«

»Ich bin kein Bergmann. Ich bin Seereisender«, sagte Henri.

»Du warst es in einem anderen Leben«, antwortete der Mann. »Jetzt bist du hier angekommen. Etwas anderes gibt es für dich nicht mehr.«

»Wie kommst du hinaus?«

»Wieso sollte ich hinauswollen? Ich bleibe beim Silber. Es ist mein Element.«

Der Kerl ist verrückt, dachte Henri. Kein Wunder, bei den Lebensbedingungen hier. Die anderen werden genauso sein. Vielleicht stehen sie alle unter der Wirkung von Giften. Es hat keinen Zweck, mit ihm zu reden.

Joshua hörte das Grummeln und Beben des Berges genau. Der Berg sprach. Aber Joshua verstand seine Sprache nicht. Stattdessen sah er mit wachsendem Befremden dem Gebaren der Arbeiter zu.

Es schien ihm, als ginge hier nicht alles mit rechten Dingen zu. Auf den ersten Blick arbeitete jeder an seinem Platz. Aber

die Gesten waren kraftlos, oft nur halb ausgeführt. Eigene und fremde Einbildungen schienen die Welt des Bergs viel stärker zu bestimmen als alles andere. Hatte das mit den giftigen Ausdünstungen der Schmelzprozesse zu tun? Es musste so sein. Fortwährend überstürzten sich irgendwelche Geschehnisse. Aber wenn auch alles drunter und drüber zu gehen schien, Joshua fühlte doch eine starke Hand dahinter. Es gab einen Plan. Und er wurde von einem eisernen Willen eingehalten.

Hinter den scheinbar unbegreiflichsten Zuständen witterte man die verborgene Kraft. Sie war die geheimnisvolle Ursache, dass sich dabei alles halten konnte und nicht ins Bodenlose stürzte.

Aber der Berg war diese Kraft nicht. Denn er bebte, als schüttele er sich vor Wut. Hin und wieder brachen Felsstücke aus den Wänden oder sogar von der Decke und stürzten hinab. Einmal landete ein Brocken in einem Silbersee. Er spritzte hoch auf. Und als die schwere Flüssigkeit wieder herunterklatschte, verbrühte sie zwei Arbeiter, die kurz danach weggeschleift wurden.

Joshua erblickte einen Jungen, der besorgt nach oben starrte. Er machte einen besonnenen, ruhigen Eindruck. Joshua näherte sich ihm. Als er ihn ansprach, erschrak der junge Arbeiter und rannte aufgeregt davon. Durfte man hier nicht sprechen?

Joshua beschloss, die beiden Gefährten zu suchen. Allein war er hier hilflos.

Als er eben hinausgehen wollte, erschienen die Meister des Silberberges. Ihre Svantevit-Gesichter mit den roten Bärten glichen im flackernden Licht der Feuer Fratzen. Aber sie sprachen ganz ruhig zu ihm.

Sie sagten: »Dein südländischer Gefährte ist geflohen. Jetzt wirst du uns helfen, ihn wieder einzufangen. Denn es ist dir klar, dass niemand vom Leben im Berg berichten darf. Du

kennst den Ausbrecher gut genug. Wohin geht er, was tut er? Wenn du ihn nicht zurückholst, stirbt der dritte Mann, mit dem ihr in den Berg gekommen seid.«

Joshua dachte fieberhaft nach. »Lasst ihn mitkommen. Er kennt Uthman am besten. Dann finden wir ihn bestimmt.«

»Nein. Geh schon. Und denke nicht einmal einen Herzschlag lang an Flucht.«

Uthman ibn Umar stolperte den Berg hinab. In Richtung der Stadt gab es geglättete und gestampfte Wege. Er musste Hilfe aus der Stadt holen. Nur so waren die Freunde zu befreien. Uthman wagte nicht daran zu denken, dass auch die Stadt fest in der Hand der Herren vom Silberberg sein könnte.

Mit jedem Schritt, den er vorwärts machte, wurde sein Kopf klarer. Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass im Berg eine Stimmung wie in einem auszehrenden Fieber herrschte. Waren die Menschen dort krank? Litten sie am zyprischen Fieber, das den Kopf zerfraß? Man konnte in den Höhlen nicht denken. Die widerstreitendsten Empfindungen packten einen vollständig und hielten einen in Untätigkeit. Dies nutzten die Herren dieses Bergwerkes aus. Wahrscheinlich hatte es mit giftigen Dämpfen zu tun, die beim Freischmelzen des Silbers entstanden.

War jemand hinter ihm her? Uthman versteckte sich hinter einer mächtigen Kastanie und beobachtete den Stollen des Bergwerkes. Niemand schien seine Flucht bemerkt zu haben.

Uthman schaute auf die Stadt, die zu seinen Füßen lag. Sie dehnte sich nach Norden bis zum Hafen. Nach Osten und Westen begrenzten sie gut gesicherte Kastelle, dahinter grüne Hügel. In der Stadtmitte schien ein Minarett zu stehen. War das zu glauben? Uthman fühlte sich augenblicklich beflügelt. Dorthin musste er gehen!

Er ging jetzt schneller. Je näher er den ersten Häusern kam, desto mehr enttäuschte ihn die Armseligkeit der Hütten. Sie waren aus Holz roh zusammengezimmert. Aber als er dieses Viertel passiert hatte, tauchten Steinhäuser auf. Die Straßen waren hier festgestampft, rechts und links von Bäumen bestanden.

Je weiter er in die Stadt eintauchte, desto mehr nahm ihr Reichtum zu. Er versuchte, das Minarett im Auge zu behalten. Dann sah er die ersten Menschen. Männer und Frauen in langen, faltigen Kleidern. Ihre Gesichter waren braun, die Züge scharf geschnitten, die Männer trugen spitzte Bärte, die Frauen blickten ihn aus mandelförmigen Augen an.

Uthman rief: »Seid ihr Araber?«

Sie verstanden ihn nicht, stießen sich gegenseitig an, lachten und gingen weiter. Uthman dachte, dass es wahrscheinlich Turkmenen seien oder Russen aus dem Süden des Landes. Er hätte gern gewusst, womit sie handelten. Oder lebten sie in dieser Stadt? Aber im Moment war es nur wichtig, Hilfe zu finden.

Das Minarett rückte näher. Von der Stadtmitte aus sah Uthman das Meer nicht mehr. Eben hatte es sich noch glänzend und glitzernd am Horizont ausgebreitet, jetzt war es durch eine lange Mauer mit Zinnen und Türmen verdeckt. Die Straße ging leicht bergauf. Die Häuser mit ihren kleinen Türmchen waren prächtig gebaut. Manche hatten Tore, an denen Aufpasser saßen. Sie trugen gepuffte Anzüge, langstielige Streitäxte neben sich, manche spielten mit Würfeln. Uthman fragte, ob man ihn verstand. Die Männer winkten, er solle weitergehen.

Uthman erreichte ein Tor. Davor lag ein mit glatten Steinfliesen gepflasterter Platz. Ringsherum standen einstöckige Häuser, dazwischen öffneten sich lange, gewundene Straßen. Auf dem Platz wimmelte es plötzlich von

Menschen. Die Männer trugen hier trotz der Tageswärme lange, pelzverbrämte Mäntel über seidenen Unterkleidern, federngeschmückte Barette saßen schräg auf ihrem Scheitel, und über der Brust hingen ihnen geschmiedete Ketten aus aneinander gereihten Münzen. Uthman staunte über ihren Reichtum, es hätten Fürsten sein können. Die Frauen trugen stolz spitze Hauben und lange Gewänder mit engen Ärmeln. Auch sie waren prächtig geschmückt, wenn auch nicht so reich wie die Männer. Aber ihre Schönheit kam Uthman außerordentlich vor.

Er hätte sich in dem Anblick verlieren können. Aber er musste weiter. Er suchte Hilfe.

Niemand verstand ihn. Man lachte ihm zu. Er fragte und ging schneller, schon, ohne eine Antwort abzuwarten.

Noch merkwürdiger als die Menschen war die Stadt selbst. Jedes Haus besaß einen Giebel nach der Straße zu, und diese waren so reich verziert, als würden sie miteinander wetteifern. Kein einziges Haus glich dem anderen.

Uthman behielt weiter das Minarett im Auge. Jetzt trat er durch ein Tor. Dahinter öffnete sich das Viertel der Moschee.

Auch hier waren überall Menschen. Alte Frauen saßen vor den Haustüren und spannen ohne Spinnräder, nur an der Kunkel. Die Warenlager der muslimischen Kaufleute waren wie Marktbuden nach der Straße offen. An einem Platz wurde Tran gekocht, an einem anderen gerbte man Häute, an einem Weg befand sich eine Seilerbahn. Es duftete nach Tee und Minze.

Dann öffnete sich endlich der weitläufige Platz vor dem Minarett. Jetzt sah Uthman mit Erleichterung, dass sich daneben eine *Masdschid* befand. Die Moschee war ganz mit grünen Kacheln ausgelegt, goldfarbene Schriftzüge darauf priesen den Allerhöchsten.

Uthman warf sich zu Boden. Dann zog er seine Schuhe aus und betrat die Moschee. Ein Türsteher verneigte sich. Uthman sagte:

»Ich brauche Hilfe. Meine Gefährten werden im Silberberg gefangen gehalten.«

Der Türsteher verstand ihn gut. Er blickte ernst. Dann sagte er: *»Allahu akbar!* Gott ist allmächtig! Wir helfen dir. Aber erstmal musst du hereinkommen und mit uns die Andacht halten. Alles hat seine eigene Zeit.«

»Aber verstehe doch! Ich kann mich nicht aufhalten! Es geht um Leben und Tod!«

»Es geht immer um Leben und Tod, mein Bruder. Alles liegt in Allahs Macht. Komm zu uns! Wir werden dir gewiss helfen können.«

Seufzend trat Uthman ein.

Nein, Joshua ben Shimon dachte nicht an Flucht. Er musste Uthman finden. Gemeinsam würde ihnen etwas einfallen. Die Soldaten an seiner Seite sahen ihn immer wieder fragend an und stießen ihn grob vorwärts.

Sie nahmen nicht den gleichen Weg, den Uthman genommen hatte, aber auch Joshua sah das Minarett sofort. Er deutete darauf. Seine Begleiter verstanden und schlugen den Weg dorthin ein.

Die Stadt schien abweisend vor ihm zu liegen. Seine Blicke überflogen die aufgetürmten Steinhäuser bis hin zum Hafenbecken. Sie durchquerten ein Gewirr winkliger Gassen, die erfüllt waren vom Geschrei der Möwen und vom Hämmern offener Schmieden. Es war das Viertel der Handwerker. An den Feuern arbeiteten schwitzende, halb nackte Berserker, Funken stoben in den Himmel.

Joshua musste an Lübeck denken. Aber diese Stadt war noch lebendiger. Ob sie größer war, konnte er nicht abschätzen. In offenen Ladenhöhlen bewegten sich schemenhafte Gestalten. Davor sitzende oder auch herumziehende Händler boten Joshua Stoffe, Gewürze in groben Weidenkörben, Nüsse, Zwiebeln und Wein an. Joshua winkte ab. Hilfe, dachte er, wer verkauft mir Hilfe? Auf einem Platz wimmelte es von bunt gekleideten, hoch gewachsenen Einwohnern, die für das Abendessen einkauften.

Joshua fielen die fremden Gesichtszüge der meisten Menschen auf. Sie hatten blaue Augen, blonde Haare und eine sehr helle Haut. Waren das Gotländer? Diese Stadt platzte aus den Nähten. Alles wimmelte durcheinander. Alte mit Reisigbündeln, langmähnige Bettler, sogar Juden mit flachen Lederkäppchen. Joshua sprach erfreut einen an, der rote Wangen und blitzende Augen hatte. Doch die Soldaten stießen ihn weiter.

»Uthman!«, schrien sie. »Such ihn!«

Ein Mönch kam ihnen entgegen, der einen riesigen Hahn unter dem Arm trug, hakennasige Mauren in Kaftanen, dunkle Männer mit weichen Gesichtszügen und Turbanen und junge Frauen mit Kopftüchern, die fast alle einen herausfordernden Blick hatten. Auch Männer mit roten Bärten kreuzten seinen Weg. An Straßenecken lungerten wilde Gesellen. Waren das Piraten? Unwillkürlich zog Joshua den Kopf zwischen die Schultern. Sie trugen Ohrringe und stellten breite Schwerter in den Gürteln zur Schau. Schweine wurden an Nasenringen herumgeführt, in einem Käfig sprang eine gefleckte Raubkatze gegen die Gitterstäbe. Und in einem Hinterhof sah Joshua einen tanzenden Schwarzbären, um den sich eine junge Zigeunerin zur Musik drehte.

Überall war Rauch. Es roch nach Gebratenem, und Joshua spürte plötzlich das hungrige Nagen in seinen Gedärmen. Wie

lange hatte er nichts gegessen! Es roch nach Zimt, nach gewürztem Wein, nach Knoblauch. An einem Brunnen schöpfte Joshua im Vorbeigehen mit seinen hohlen Händen Wasser und trank. Diese Stadt – Vineta oder nicht – war so vielfältig, so reich, so voll!

Im anschließenden Viertel fiel ihm plötzlich der Schmutz auf, der überall auf dem Pflaster lag. Stinkendes Kloakenwasser floss hier die Gassen hinunter. Aber dann nahm wieder ein schwerer Duft zu. Nach Amaryllis, nach Kamelien. Joshua kannte ihn aus Toledo. Sehnsüchtige Erinnerungen stiegen in ihm auf. Er dachte unwillkürlich an seine Haushälterin, Mara, die junge Christin. Aber die Soldaten stießen ihn immer wieder weiter.

Plötzlich betrat ein Trupp geharnischter Soldaten mit Kettenhemden, Helmen, die bis zu den Schultern reichten, und aufgepflanzten Spießen die Straßen. Joshua bemerkte die vielen abgerissenen Gestalten in Sackleinen, die hier herumsaßen und von den Soldaten aufgescheucht wurden. In dieser Stadt war nicht nur Glanz.

Seine Begleiter sprachen mit den Soldaten. Sie schüttelten den Kopf. Einer wies weiter in Richtung des Minaretts. Er vollführte eine Bewegung, als drehe er einem Huhn den Hals um. Joshua erschrak.

So weit Henri blicken konnte, bestand der Boden aus gestampfter Erde. Aber hin und wieder kam es ihm so vor, als würde er unter ihm zusammenbrechen. Dann gab er weich nach. Im nächsten Moment konnte er wieder fest darauf auftreten.

Henri de Roslin befand sich wieder in der großen Halle, zusammen mit anderen Arbeitern. Hier schuftete man in Kolonnen.

Henri stand in einer endlosen Reihe mit anderen Schöpfern, die hölzerne Kellen trugen. Das Silber kochte, leuchtete und floss. Plötzlich traten Männer auf, die einen Pfahl in die Erde zu schlagen hatten. Mit der Rückseite von Äxten trieben sie den Pfahl in den Boden. Er schien nur wenig einzusinken. Bei einem weiteren Schlag drang der Pfahl tief in das Erdreich ein. Und als der Arbeiter durch die Wucht des Hiebes das Gleichgewicht verlor, mit der Axt vornüber fiel und mit seinem ganzen Körper auf dem Pfahl zu liegen kam, der nicht mehr hoch aus der Erde ragte, da verschwand der Pfahl. Die Arbeiter langten mit den Armen in das entstandene Loch. Sie sahen hinunter. Was war dort?

Henri sah im Vorbeigehen in der Schlange, wie sich das Loch immer weiter öffnete. Schon stürzten mehrere Arbeiter schreiend hinein. Ihre Schreie verloren sich in der Ferne.

Henri erschauerte. Der Berg musste sehr tief sein. Wie ein gefräßiges Maul. Plötzlich ertönte Hundegebell. Und dann schlugen Flammen aus dem Boden. Auch dort, tief drinnen, brannten die Feuer von Schmelzöfen!

Und die Höllenhunde wachten!

Die Schlange mit den Arbeitern, in der sich auch Henri befand, wurde von den Aufpassern in Richtung des Loches dirigiert. Sie schrien Befehle, die Henri nicht verstand. Strickleitern wurden hinuntergelassen. Arbeiter begannen, hinunterzuklettern.

Bald war Henri an der Reihe. Aus dem Loch in der Erde drang unerträgliche Hitze nach oben. Dann erblickte Henri die Flammen. Sie schlugen aus einem riesigen Bottich mit flüssigem Silber. Und in dem Bottich, inmitten des leuchtenden Metalls, das an den Rändern stumpfe, graue Ablagerungen zeigte, schwammen die Leichen der herabgestürzten Männer.

Überall in den Hallen saßen auf dem Boden Studierende, mit dem Rücken an Pfeiler gelehnt, in Blättern lesend, die auf kleinen V-förmigen Bodenhockern lagen und die Uthman kannte. Die ganze Stimmung in der *Masdschid* war ihm vertraut. In Nebenräumen lasen junge Schüler. »Wir sind in der Madrasa«, erklärte ihm der Türsteher.

Uthman nickte. »Die jungen Studenten bleiben den ganzen Tag über in den Wohnzellen. Muhammad wollte, dass die Menschen sich vervollkommnen. Sie müssen das rechte Wissen erlangen.«

»Ich brauche Hilfe«, sagte Uthman.

»Warte«, sagte der Türsteher.

Sie durchschritten Räume mit Bögen in Muschelform und weichen Erhebungen.

»Es ist der Ort des Sichniederwerfens«, erklärte sein Begleiter. »Aber wir können die Masdschid in aller Ruhe anschauen, ohne zu beten, denn wir Muslime beten ja ohnehin dauernd zu Gott. Unsere Moschee ist auch keine Kirche, wie man es von der christlichen Religion kennt, sondern ein Versammlungsraum. Hier werden auch die Ehen besprochen und beschlossen. Aber fünfmal am Tag treffen wir uns hier zum *Salaat,* indem wir Allah danken.«

»All das hier, mitten in dieser heidnischen Stadt der Slawen?« Uthman kam aus dem Staunen nicht heraus. Langsam wurde er überwältigt von dem Gefühl, zu Hause zu sein. Obwohl er sich in Moscheen auskannte, ließ er den Aufpasser erklären. Es waren so vertraute Worte.

Er dankte Allah.

Die überall liegenden Teppiche und Matten auf dem Fliesenboden dämpften ihren Schritt. Niemand störte sich daran, dass sie umhergingen, solange sie nur leise auftraten. Uthman genoss für Augenblicke die feierliche Ruhe der

Räume, die schönen Bögen und Säulen, das Licht, das von draußen durch die glaslosen Fensteröffnungen fiel. Unter den seitlichen Schattendächern aus Baumstämmen war es kühl, und das leise Plätschern des rieselnden Wassers an den Midas, den Waschgelegenheiten, erfüllte die Räume mit einer Stimmung, die einem flüsternden Wachtraum glich.

Der Wächter führte ihn in den Innenhof. Hier hatten sich Gläubige versammelt, die mit leiser Stimme Fragen der *Tazaqqa* besprachen und ihre Hände auf die Herzen legten, als der Fremde vorbeiging.

»Lass uns hinübergehen zur Qibla-Wand«, sagte der Wächter. »Dort ist das Heiligste, du kannst beten und dich innerlich reinigen. Danach helfe ich dir.«

Uthman erblickte jetzt Männer, die offenbar keine Muslime waren, die aber stehend und murmelnd beteten. Er befragte den Wächter.

»Es sind solche, die Muslime werden wollen. Wenn sie einmal unseren Glauben angenommen haben, werden auch sie vor der Nische, dem *Mihrab,* in Richtung von Mekka beten. Sie werden gelernt haben, dass der *Minbar* das Stufenpodest ist, von wo aus Muhammad, der Friede Gottes sei mit ihm, bei Beratungen den Vorsitz führte und am Freitag seine Ansprache an die Umma in Medina hielt.«

»All das weiß ich.«

»Allah wird dir helfen. Er allein. Wer sollte dir sonst helfen?«

Ja, wer sonst, dachte Uthman. Er seufzte ergeben. Er sagte:

»Ich kenne christliche Kirchen, und ich kenne Synagogen, aber nur hier, in einer Masdschid, habe ich den Eindruck, die Gesten und Gebräuche Muhammads, er sei gepriesen, geben überall den Ton an, ja, sie führen sogar zur Ausstattung. Es ist mir alles wohltuend vertraut.«

»Oh, in dieser Stadt gibt es auch eine Synagoge«, sagte der Führer. »Sie ist gleich nebenan. Jeder darf hier den Glauben haben, der ihm gefällt.«

»Ich kenne keinen Ort auf der Welt, außer meinem heimatlichen Cordoba, wo dies möglich ist.«

»Ich selbst gehe manchmal in die Synagoge«, sagte der Wächter. »Es ist befremdlich, aber es hilft, den Geist zu erweitern.«

»Sind die Synagogen hier so wie überall bei den Juden?«

»Gewiss doch. Beim Eintreten erblickst du hinter hohen Betpulten schwarz gewandete Männer, ihre spitzen Bärte stehen herab über den weißen Halskrausen, die Köpfe verhüllt von viereckigen, mit vorgeschriebenen Schaufäden versehenen Tüchern aus weißer Seide und goldenen Tressen. Das sieht sehr ernst aus. Und von oben gesehen, von der Empore, manchmal auch komisch. Der Vorbeter steht am vergoldeten Eisengitter um die viereckige Bühne, wo die Gesetzesabschnitte verlesen werden und wo die heilige Lade steht, getragen von marmornen Säulen mit üppigen Kapitalen. Hier hängt auch die silberne Gedächtnis-Ampel, steht der siebenarmige Tempelleuchter und singt der Vorsänger mit inbrünstiger Stimme, begleitet von den sehnsüchtigen Stimmen eines jungen Diskantsängers und eines alten Bassisten.«

»Und hier in dieser Stadt der Slawen gilt es nicht als falscher Glaube?«

»Das sagen manche Muslime – übrigens auch die Christen. Aber ist er das wirklich? Gibt es den falschen Glauben überhaupt? Es gibt nur einen Gott! Er hat sich doch auch dem Moses, dem Messias und dem Propheten, Friede sei mit ihm, offenbart.«

»Ich habe einen jüdischen Freund. Wenn er dich hören könnte.«

»Höre weiter! Jetzt treten drei alte Männer ehrfurchtsvoll vor die heilige Lade, schieben den glänzenden Vorhang zur Seite, schließen den Kasten auf und nehmen sorgsam das Buch heraus, das in ihrem Glauben Gott mit eigener, heiliger Hand geschrieben hat…«

»Das ist richtiger Glaube«, sagte Uthman ruhig. »Allah hat auch den Juden das Buch gegeben, den Koran, den Gott durch Gabriel Muhammad diktierte!«

»Der Unterschied ist, die Juden besaßen es schon vorher. Sie haben es aber verfälscht, wie wir wissen. Ihr Buch ist eine in roten Samt gehüllte große Pergamentrolle, oben, auf den beiden Hölzern, auf denen es aufgerollt wird, stecken silberne Gehäuse mit Glöckchen, und vorn, an silbernen Ketten, hängen goldene Schilde mit bunten Edelsteinen. Wenn wir es ausrollen, steigen die Stimmen der drei Sänger bei einem schönen Psalm empor wie Blätter der Kapitelle, die aufzublühen scheinen. Das Pergament wird aufgerollt, und der Vorsänger liest die Geschichte von der Versuchung Ibrahims…«

»Wie schön du davon sprichst!«

»Von diesen Dingen muss man schön sprechen.«

Der Führer ließ den Zeigefinger über eine verschnörkelte Wandinschrift laufen. »Allah ist das Licht der Himmel und der Erde. Sein Licht ist gleich einer Nische, in der sich eine Lampe befindet, die Lampe ist in einem Glas, und das Glas gleicht einem flimmernden Stern.«

In diesem Moment ertönte in der Nähe die durchdringende, aber wohlklingende Stimme eines Muezzins, der zum Gebet rief.

»Jetzt müssen wir eilen«, sagte der Führer.

»Merkwürdige Stadt«, brummte Uthman. Selbst in Cordoba war er nicht auf eine solche Offenheit gestoßen. Jetzt hatte der

tiefgläubige Sarazene seinen Gefährten Henri de Roslin fast vergessen.

Schon strömten die Muslime herbei. Und mit ihnen kamen die Gewürzhändler und Duftstofflieferanten, denn die Muslime sollten beim Gebet sauber sein und angenehm riechen.

Die beiden Männer gingen über den vorgelagerten Hof mit seinen umlaufenden, von Tüchern überspannten Arkadenreihen, wo sich in allen verfügbaren Nischen kleine Ladenbauten der Landbevölkerung eingenistet hatten, die jetzt wie Schränke zur Gasse hin geöffnet wurden. Sie betraten das Innere an der Säulenhalle mit ihren großen Bogenwänden, die dem Gebet vorbehalten war. Die Masdschid war nicht prächtig, einige Mauern zeigten sich sogar völlig unverputzt, aber sie wirkte bedeutend! Es war für Uthman wie eine Rückkehr in die Heimat.

»Was ist in dem Gebäude dort drüben?«

»Es ist das *Hamman*, unser öffentliches Badehaus. Aber dort dürfen wir jetzt nicht hin. Wir können es aber, wenn du willst, zur gegebenen Zeit gemeinsam aufsuchen.«

Noch einmal ertönte die mächtige, ergreifende Stimme des Muezzins. Uthman musste jetzt wieder an Henri und Joshua denken und blickte seinen Führer flehend an. Doch der nickte beschwichtigend. Sie warfen sich auf die Gebetsteppiche nieder und beugten die Oberkörper nach vorn. Als Uthman sich wieder aufrichtete, spürte er den Atem Allahs.

Warte noch, Henri, dachte er. Allah wird uns helfen.

Henri de Roslin stand nahe dem Abgrund. Wenn er noch wenige Schritte machte, konnte er über die Binsenleitern hinabsteigen. Er wollte den Aufsehern zurufen, wie sinnlos das sei. Denn die Arbeiter da unten waren tot. Aber er wusste, was

sie ihm antworten würden: Ihre toten Leiber beschmutzen das Silber!

Hinter ihm drängten die anderen nach. Hier hatte niemand einen eigenen Willen. Jeder war ein willenloses Rädchen im Plan der Bergwerksherren. Sicher beherrschten sie die ganze Stadt mit eiserner Faust.

Jetzt erreichte Henri de Roslin das klaffende Loch. Was er sah, erfüllte ihn mit Entsetzen. Von den Rändern des Loches bröckelte immer mehr Erde ab. Wenn er stehen blieb, musste er hinunterstürzen. Henri trat zur Seite. Jemand schrie hinter ihm und schwang einen Knüppel. Aber Henri ging weiter an dem großen Loch entlang. Und dann brach an der Stelle, wo er soeben noch gestanden hatte, der Boden weg.

Schreiend stürzten Menschen in die Tiefe, Arbeiter und Aufseher. Es gab ein hässliches, ein zischendes und schmatzendes Geräusch, als der Bottich mit dem flüssigen Silber sie aufnahm. Henri bemerkte, dass einige der Aufseher in diesem Moment gebannt zur Höhlendecke schauten. Er sah auch dorthin.

Aus dem Dach, das vom Feuer angestrahlt wurde, lösten sich Steine. Erst langsam, dann immer schneller fielen sie herab. Erst waren es kleine Steine. Dann größere. Schließlich stürzte mit Donnergetöse ein Brocken hinunter, der noch größer war als das Loch in der Erde. Er verstopfte das Loch. Einige Aufseher sprangen sofort auf den Felsbrocken und schrien zu den Arbeitern hinüber. Sie fühlten sich mit den Mächten des Berges verbunden.

Aber dann begann der Felsbrocken sich zu drehen. Er gab knirschende Geräusche von sich und setzte sich in Bewegung. Es sah aus, als hielte eine gigantische Faust ihn gepackt. Er drehte sich, sackte an einer Seite ab – und stürzte hinunter. Die Aufseher auf seinem Rücken riss er mit sich.

Jetzt hielt die Arbeiter niemand mehr. Sie rannten herum, wild gestikulierend. Henri beobachtete, dass ihn niemand mehr beachtete. Die Arbeiter liefen fort. Aber Henri war sprachlos zu sehen, dass sie nicht das Freie suchten.

Sie liefen immer tiefer in den Feuer speienden Berg hinein.

Und dann begann der Boden, auf dem Henri des Roslin stand, zu schwanken. Er hob sich. Schließlich brach er auf. Und dahinter krochen die Mächte der Finsternis hervor.

Wenn Joshua Zeit gehabt hätte, wäre er überall stehen geblieben. Wie sonderbar war diese Stadt! Aber er hatte keine Zeit. Er stürmte nur vorwärts.

Und doch entging ihm nicht, wie ausschließlich die Menschen in den Straßen sich mit ihren Tätigkeiten beschäftigten. Wie die Waffenschmiede dünne Brustharnische hämmerten. Wie die Goldschmiede Edelsteine in Ringe und Armbänder einsetzten. Wie die Drechsler ihre Dreheisen handhabten. Wie die Schuhmacher weiche rote Schuhe besohlten. Wie die Goldspinner Goldfäden drehten und wie die Weber Seide und Gold in ihre Gewebe hineinwoben. Es war, als hätten sie nie etwas anderes getan und würden auch nie etwas anderes tun. Seit Anbeginn der Zeit.

Seltsam berührt stolperte Joshua weiter. Stadtbewohner kauften prächtige Kleider. Sie drängten sich vor kleinen Läden, wo die Kaufleute auf ihren Tischen starre, geblümte Seidenstoffe, dicke Goldbrokate, schillernden Samt, leichte, flockig gewobene seidene Tücher und spinnwebendünne Spitzen ausbreiteten.

Joshua kam kaum vorwärts. Die Soldaten hinter ihm brüllten. Dann zogen sie ihn aus dem Gewimmel in eine Seitenstraße. Hier ging es schneller. Joshua rannte jetzt. Das

Kopfsteinpflaster war hart unter seinen dünnen Sandalen. Dann kam das Minarett in Sicht.

Joshuas Herz setzte aus. Er erblickte Uthman.

10

Juni 1316, dies irae

Es waren gewiss die Tage des Zorns. Aber die Muslime hielten mit ihrem festen Glauben die Zeit an.

Uthman lachte unbändig. Und als Joshua ihn erblickte, saß er auf den Schultern von Männern in langen weißen Kaftanen. Es waren Kaufleute aus dem Heiligen Land, die ihn umringten. Sie hielten gefüllte Lederbeutel mit Gold und Silber in die Höhe und schüttelten sie, als würde daraus Segen auf das Haupt des Sarazenen fallen. Ja, sie würden ihn freikaufen, sie würden den Landsmann befreien, wie es für einen Sarazenen in Feindesland würdig und angemessen war. Sie ließen ihn hochleben. Einige junge Sarazenen schwangen ihre blitzenden Krummsäbel. Auch wenn sie in dieser Stadt nur zu Gast waren, kein Muslim, kein Landsmann durften in ihrer Gegenwart in Gefangenschaft sein!

Der Türsteher hatte Uthman aus der *Masdschid* ins Freie geführt. Dort hatte Allah, gelobt sei sein Name, angefangen, ihnen zu helfen. Die Kaufleute drängten in die Moschee zum Gebet. Aber der Türsteher hatte ihnen atemlos zugerufen, wie es um Uthman stand. Sie hatten sofort begriffen. Dies war das neue Jumne, das das alte Vineta ersetzte, die neue Stadt des Geschäftes, des Tausches, des Reichtums – aber sarazenische Kaufleute duldeten keine Willkür. Nicht von Christen, nicht von Heiden. Sie würden Uthman und seine Gefährten sofort befreien.

Schon wendeten sich die Kämpfer, es waren inzwischen zwanzig, in Richtung des Silberbergs. Jetzt erblickte auch

Uthman seinen Freund Joshua. Sie liefen aufeinander zu und erklärten sich gegenseitig die Lage. Die Bewacher Joshuas aus dem Bergwerk nahmen eine drohende Haltung ein, wurden aber schnell umringt. Man setzte ihnen die Säbel an die Kehle und nahm ihnen die Waffen weg. Dann sperrte man sie in einen Stall ein, der Mulis beherbergte. Mit gereckten Säbeln und arabischen Kampfrufen zogen die sarazenischen Kaufleute und ihre bewaffneten Streiter in Richtung des Silberbergs. In ihrer Mitte, wie in einem lebendigen Medaillon, der Jude und der Sarazene.

Aber sie kamen nicht weit.

Denn dies waren wirklich die Tage des Zorns.

Man hatte den Berg ausgeweidet. Man hatte nicht bedacht, dass er auch gefüttert werden wollte.

Zunächst kündigte sich das Unheil dadurch an, dass die Feuer in den Öfen des Silberbergs verlöschten. Es wurde ganz still. Im Tal, dort, wo sich Morast befand, stieg mit glucksenden Blasen das Sumpfwasser. Infolge der verdampfenden Hitze bildeten sich Wolken, die tief durch das Tal zogen. Kaufleute rannten mit notdürftig gepacktem Hab und Gut hinunter zum Hafen. Dann flohen die Hunde. Sie rannten den Silberberg hinauf. Dann darüber hinweg. Schließlich verschwanden sie auf der anderen Seite in Richtung Wollin.

Uthman und Joshua nahmen die Veränderung wahr. Sie fühlten das Unerklärliche, das sich im Bergesinneren vorbereitete. Dadurch noch mehr beunruhigt, drängten sie ihre Begleiter, schneller zu Henri de Roslin zu gelangen. Es war höchste Zeit zu handeln.

Schon fuhren starke Windböen durch die Stadt, die Straßen verödeten schnell. Wo eben noch lebhaft gehandelt wurde, lagen die Plätze bald leer. Bewohner verhängten geschickt und schnell ihre Fensterhöhlen, als täten sie dies nicht zum ersten

Mal. Sie kannten den Silberberg und waren gewarnt. Jetzt grummelte der Berg erneut.

»Was wird noch alles passieren?«, fragte Joshua bang.

Uthman zuckte die Schultern. »Wir müssen nur Henri herausholen.«

»Wenn es nicht schon zu spät ist.«

»Beeilen wir uns!«

Hinter dem Marktplatz empfing sie Gestank. Es roch nach Schwefel und Rauch, nach Verbranntem. Der Geruch war so stark, dass die Männer, die dem Silberberg zustrebten, sich Tücher vor Nase und Mund hielten. Die Menschen bauten hastig Barrikaden aus Leiterwagen und Möbelstücken. Eine Umfassungsmauer am Fuß des Silberbergs war eingestürzt, hinter Geröll lagen Tierleichen, auf Schritt und Tritt hörten die Männer jetzt das Summen von Fliegen.

Am Friedhof waren Grabmale umgestürzt. Im Vorbeigehen sahen die Männer frische Gräber, die sie vorher nicht wahrgenommen hatten. Katzen und Füchse wetteiferten darum, auf den Grabhügeln zu scharren. Auf Grabsteinen saßen fett und träge große Raben und Dohlen. Über dem Gottesacker hing nun ein bleierner Himmel, in den sich die Rauchwolken aus der Silberhütte eingruben. Wir hätten niemals hierher kommen dürfen, dachte Joshua. Er fröstelte bei diesem Gedanken.

Jetzt kamen den Männern Einwohner entgegen, die Taschen und Säcke schleppten. Sie riefen immer wieder: »Zum Meer! Zum Meer!« Sie waren nicht aufzuhalten. Man trat zur Seite und ließ sie passieren. Gleich hinter den nächsten Häusern begann der Aufstieg zum Silberberg.

Uthman blickte nach oben. Was er sah, erschreckte ihn zutiefst. Über dem Berg rötete sich der Himmel, ein greller Schein, der immer stärker wurde und sich an dicken Wolkenbänken brach. In der heißen Luft der verlöschten

Brennöfen stoben Reste von Verbranntem auf, die wie feurige Vögel aus dem Berg heraus ins Tal flogen. Der Berg selbst war aufgerissen und zersplittert. In dem Felsgestein, in dem sandigen Untergrund taten sich überall schimmernde Risse auf. Es leuchtete aus dem Inneren. Jetzt trat Dampf aus. Und dann begannen feine Fäden von Silber den Berg hinunter- und der Stadt zu zu laufen. Sie schienen sich durch die Behausungen zu fressen. Nichts hielt sie auf. Der Berg weinte silberne Tränen.

Über eine schmale Ebene liefen die Männer jetzt auf die Tunneleingänge zu. Auf den Türbalken saßen Raben. In langen Reihen und dicht gedrängt begrüßten sie die Männer mit ihrem Gekrächze. Auch hier schlug ihnen der Gestank aus dem Höhleninneren entgegen. Die Hölle schien ihre Pforten geöffnet zu haben.

Als sich die Männer umwandten, weil hinter ihnen Lärm entstand, sahen sie den Aufruhr unten in der Stadt. Soldaten mit Brustpanzern und Helmen waren inzwischen am Markt aufgezogen und hielten Bewohner in Schach. Man hatte in den engsten Gassen weitere Barrikaden errichtet. Bereitete sich hier ein Aufstand gegen die Meister des Berges vor? Die Soldaten saßen auf Pferden, die unruhig tänzelten. Jetzt sammelten sich die Soldaten, verhielten die Reittiere und setzten dann in hohen Sprüngen über die Barrikaden hinweg. Die Tiere schienen übernatürliche Kräfte zu besitzen, sie traten mit den Hufen nach den Aufrührern. Bewohner warfen Feldsteine nach ihnen und stachen mit Messern auf sie ein.

Die Stadt Jumne war aus den Fugen.

Aber das sahen die Männer schon nicht mehr. Sie drangen in den Berg ein, der sich schüttelte, als entsetzte er sich vor seinem eigenen Anblick. Von drinnen hörten sie ein herannahendes Donnern.

Uthman und Joshua leiteten ihre Begleiter. Sie sahen auf den ersten Blick, dass hier alles geborsten war. Die Röhren mit dem flüssigen Silber hingen durcheinander, die Gestelle trugen nicht mehr, die Bottiche hatte das Erdbeben zerschlagen, das flüssige Silber trat über die Ränder, überall quoll Rauch auf.

Und von der Höhlendecke herab hingen jetzt die Stümpfe der Stelen mit dem vierköpfigen Svantevit. Die mächtigen Fundamente aus Holz waren zersprungen, die Köpfe der Götzen hatten sich in den Boden gebohrt.

Wo waren alle die Arbeiter, wo die Aufseher?

Wo war Henri?

Jetzt zeigten sich andere, Ekel erregende Bewohner des Silberberges. Tausende von Ratten, die die unterirdischen Gewölbe und Gänge des Berges bevölkert hatten, strebten den Ausgängen zu. Die Eindringlinge hörten ihr Quieken, sahen ein Huschen und Hüpfen, es wurde immer stärker. Sie mussten mit ansehen, wie mehrere fliehende Arbeiter vor den Ratten davonliefen, stolperten, von den Strömen der Tiere überrannt wurden. Die Menschen versuchten, die Feinde herunterzuschütteln, die hungrigen Quälgeister loszuwerden. Schwere Klumpen lagen auf ihnen, auf dem Weg ins Licht ließen die Ratten sich die flüchtige Mahlzeit nicht entgehen. Das Quieken des Rattenvolkes übertönte die Schreie der Bedauernswerten.

Wo war Henri?

Joshua schrie laut seinen Namen. Sie rannten durch die Gänge, kamen an das große Loch im Boden, unter dem sie den größten Silberbottich sahen, in dem Leichen lagen, inzwischen viele Leichen. Entsetzt hielten sie nach Henri Ausschau. Jetzt fielen auch quiekende Ratten auf ihrer Flucht durch das Loch in den Bottich. Dort stiegen einige Blasen auf.

Vor ihren Augen lief der weißhaarige Alte, der Uthman nach dem Ort Punt befragt hatte, davon. Die Schöße seines langen

Rockes flatterten hinter ihm her wie Flügel. Uthman schrie ihm zu, wo Henri sei. Aber er hörte nicht. Am großen Bottich angelangt, blieb er in Selbstgesprächen verloren stehen. Als wäre das Silber hungrig, leckten seine Zungen an den Schuhen des Alten. Bewegte, glänzende Flecke tanzten auf der Oberfläche des Silbers. Hier und da stieg eine Hand empor, zeigte sich ein Gesicht, bald sank es wieder in die Tiefe unter dem silbernen Spiegel. Entsetzt sahen die Gefährten, wie der Alte kurz entschlossen in den Bottich stieg. Es fauchte. Zunächst reichten ihm die Silberwasser nur bis zum Knie. Der Alte schrie nicht. Er blieb stehen und setzte sich seinen Hut gerade. Schon reichte ihm das Silber bis zu den mageren Hüften. Dampf stieg auf. Der Alte kämpfte jetzt, er hatte begriffen, was er tat. Er wollte sich umwenden, stolperte und fiel. Ein Schrei, kurz darauf verschwand er in der kochenden Flut. Dann war nur noch eine kleine Insel aus weißen Haaren zu sehen. Am Ende blieb die Oberfläche unbewegt.

Da sah Uthman Henri!

Inmitten geräuschlos gespenstischer Flammen, die aus dem Boden schlugen, kam er von einer Höhe des Felsens herunter. Er sah die Freunde in diesem Moment.

»Henri! Hierher!«, schrien Uthman und Joshua. Sie winkten ihm zu.

»Blut und Wahnsinn!«, sagte Henri, als er vom Felsen herabsprang. »Sie mussten zugrunde gehen.«

»Dass du lebst!«

»Sie bringen sich alle selbst um.«

»Meine Freunde hier«, sagte Uthman, »werden uns aus der Stadt Jumne herausbringen. Ihre Schiffe warten im Hafen.«

»Wir gehen über den Berg nach Wollin hinunter. Dort hat dieses Jumne keine Macht«, schlug Joshua vor.

»Ja«, sagte Henri. »Verlassen wir diesen Ort, von dem wir dachten, er sei das neue Vineta. Er scheint genauso verflucht zu sein wie das alte Vineta.«

Die Sarazenen umringten die drei Freunde. Gemeinsam verließen sie den Stollen. Hinter ihnen versank der schweflige Gestank, versank der Rauch, versank das Feuer, in dem sich das Silber verzehrte. In den Nischen der Felswände saßen halb nackte Arbeiter und rührten sich nicht. Die Freunde sahen nicht, dass die Arbeiter Aufseher bei sich hielten, die sie erschlagen hatten. Sie beschäftigten sich mit ihnen. Sie schienen so verwirrt und apathisch zu sein, dass sie die Bitterkeit der letzten Stunden nicht spürten und nicht an Flucht dachten.

Es wurde immer stiller in der großen Höhle. Auch das Silber floss lautlos durch die Tunnelgänge und bahnte sich einen Weg nach draußen. Es schob in einem ruhigen Strom eine Masse von Gerätschaften und Abfall vor sich her.

Als die Freunde im Freien standen und zurückblickten, sahen sie ein befremdlich schönes Bild.

Die Silberströme hatten Teile der Stadt Jumne südlich des Berges mit einem schimmernden Spiegel bedeckt. Im Glanz der Abendsonne spiegelte sich der Himmel auf der silbernen Fläche, die Straßen, Gassen, den Friedhof, die Märkte und die flachen Häuser überzog. Manches Haus war unterhöhlt worden und eingestürzt. Nur die höher aufragenden Häuser und Speicher blieben unberührt. Die Barrikaden waren versilbert. Gestürzte Aufrührer, Soldaten und Pferde waren versilbert. Der Spiegel, vor dessen Glanz man die Augen verschließen musste, reichte weit. Er lag wie ein glänzendes, herrschaftliches Siegel bis hinunter zum Hafen. Dort flohen in diesem Moment Schiffe unter vollen Segeln ins offene Meer, das im Sonnenlicht auch wie von Silber glänzte. Aber bis dorthin reichten die Silberströme nicht.

Von den intakten Türmen ertönten die Glocken der Stadt. Melodisch, imposant, klagend läuteten sie ihren Schwanengesang ein. Unter dem roten Himmel versuchten die Einwohner ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen.

Und aus dem Berg floss noch immer das Silber heraus wie Speichel, den der böse Untergrund in seiner Wut ausspie. Vielleicht war es auch ein Geschenk an die Überlebenden.

Aber die wussten damit nichts mehr anzufangen.

Auf dem Scheitelpunkt des Berges angekommen, überblickten die Gefährten und ihre sarazenischen Begleiter noch einmal das ganze schrecklich schöne Bild der Stadt Jumne, der das ganze Silber des Berges geschenkt wurde. Als sie sich zur anderen Seite wandten, sahen sie, dass Wollin unbeeindruckt von der Katastrophe geblieben war. Alles war wie zuvor. Die kleine Stadt schien zu schlafen.

»Es ist doch unglaublich«, sagte Joshua. »Dort drüben geht eine Stadt unter, und hier merkt man nichts davon.«

»Sie werden es schon merken«, sagte Henri. »Zumindest im Freudenviertel nimmt man die Veränderungen wahr. Aber vielleicht wollen die Bewohner Wollins nicht wahrhaben, dass sie die andere Seite Jumnes sind. Vielleicht sind sie zu selbstgerecht.«

Sie stiegen hinab.

Die Sarazenen hatten beschlossen, in kleinen Booten um den Silberberg herumzurudern, um zu ihren Schiffen im Hafen von Jumne zu gelangen. An der Anlegestelle ankerten genug Fahrzeuge. Das daneben gelegene Handwerkerviertel mit dem einzigen Markt Wollins war inzwischen sehr lebendig geworden. Hier standen Menschen und schauten besorgt zu den Feuern auf der Kuppe des Silberberges empor.

Henri, Uthman und Joshua verabschiedeten sich freundschaftlich von den Sarazenen. Uthman umarmte jeden einzelnen und küsste ihn.

Sie setzten über nach Kurowo.

Ihr Hausmädchen empfing sie mit besorgten Blicken. Sie sah die Verbrennungen und Verletzungen im Gesicht und an den Armen und Händen ihrer Gäste. Sofort eilte sie davon und holte Wasser, Salben und Verbandszeug.

Die Gefährten ließen ihre Fürsorge dankbar über sich ergehen. Das Mädchen fragte nichts. Natürlich wussten auch die Einwohner Wollins ganz genau über die Dinge auf der anderen Seite Bescheid. Noch am gleichen Tag reisten die Kaufleute aus Wollin ab.

Die Freunde blieben noch einen Tag in Kurowo und erholten sich von den Strapazen. Am nächsten Morgen sahen sie, wie drei Koggen durch die Flusseinfahrt auf den Hafen zuhielten. Kurz entschlossen paddelten sie am Nachmittag zur Innenstadt hinüber.

Die Schiffe kamen aus Riga und fuhren nach Lübeck. Sie hatten Pelze, Felle, Tuche und Bernstein geladen und nahmen jetzt noch Wolle, Pech und Salz auf. Henri handelte einen Preis mit dem Kapitän aus. Sie konnten unter dem hinteren Kastell ihre Sachen verstauen und sich ein Lager für die Nacht einrichten.

Schon am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, legten die drei Koggen ab.

Als sie aus dem Flusslauf hinausfuhren, sahen sie vor sich Schiffe, die nach Norden fuhren. Zwei der Koggen scherten auf diese Linie ein. Die Matrosen winkten noch eine Weile herüber.

Zur Linken nahmen sie den Rauch wahr, der noch immer aus dem Silberberg aufstieg. Der Berg selbst war eingestürzt. Den

Zustand der Stadt Jumne konnten sie nicht erkennen. Die Landschaft verdeckte gnädig den Blick.

Sie fuhren an der schmalen Hafeneinfahrt Jumnes vorbei, und ein flüchtiger Blick durch die Sandbänke zeigte ihnen eine Stadt, die festlich und trügerisch in der Morgensonne glänzte.

Noch immer sprachlos, verbrachten die Gefährten die nächsten Stunden tatenlos auf dem Deck der Kogge. Das Meer blieb ruhig, als wolle es beschwichtigen.

Die Fahrt verlief glücklich. Die Gefährten dachten über die Ereignisse der letzten Tage nach.

Uthman sprach es als Erster aus.

»In was für einer Zeit leben wir! Es ist doch unglaublich! Einmal im falschen Moment am falschen Ort – es ist nicht wieder gutzumachen!«

»Es wird nie andere Zeiten geben als gefährliche. Die Schöpfung ist nun einmal so. Wir Menschen müssen uns und unseren Glauben darin bewähren.«

Uthman blickte Henri an. »Meinst du wirklich?«

»Ich kann mir«, sagte Joshua, »durchaus ruhigere Verhältnisse vorstellen, als wir sie in der letzten Zeit erlebt haben, seit wir Frankreich verließen und nach Deutschland kamen.«

»Und – würden wir uns dann wohl fühlen?«

Jetzt war es Henri, der Uthman zweifelnd ansah. Dann sagte er: »Wenn wir den Sinn unseres Lebens kennen, dann ja. Ewiger Kampf kann es kaum sein. Es muss nur gottgefällig sein.«

Uthman sagte: »Es gibt so viel Ungerechtigkeit in der Welt. Ist es nicht unsere Aufgabe, dagegen zu kämpfen? Wenn es sein muss, ewig?«

Joshua sagte: »Wir dürfen uns nicht anmaßen, die heiligen Racheengel zu sein. Damit beschädigen wir uns nur selbst. Es gibt auch andere Möglichkeiten, Unrecht zu bekämpfen. Durch Überzeugung.«

»Wo unser Herr uns hinstellt«, meinte Henri, »da müssen wir unsere Aufgabe erfüllen.«

Joshua seufzte. »Lasst uns nach dem Essen weiter darüber sprechen. Ich verspüre einen unverschämten Hunger. Und der Koch dieser Kogge scheint ein Meister zu sein.«

Uthman sagte: »Später suchen wir dann weiter nach Vineta. Ich könnte mir denken, dass es noch mehr Richtung Westen liegt. Nehmt Rügen. Dort gibt es…«

Henri und Joshua stürzten auf Uthman zu. Sie hielten ihm den Mund zu. Joshua legte ihm die Hände an die Kehle. Henri rang ihn zu Boden.

Dann mussten sie lachen, wälzten sich noch eine Zeit lang auf dem Deck herum, standen schließlich auf, räusperten sich, klopften die Kleider sauber und gingen betont würdevoll hinüber zur Feuerstelle. Dort hatte der Koch mehrere Kapaune auf einen langen Holzspieß gesteckt, drehte ihn und beträufelte den Braten immer wieder mit Fett, streute Thymian und Salbei darüber und bestrich ihn mit Preiselbeeren. Es duftete nach den Freuden des Lebens.

Historische Nachbemerkung:

Vineta – Mythos und Wahrheit

In der Romanhandlung gelangen Henri, Uthman und Joshua in ein Gebiet, das noch nicht lange ein Teil des Deutschen Reiches war. Das Christentum hatte dort erst wenige Jahrzehnte zuvor wirklich Fuß gefasst. Die Ostseeküste bis zur Oder war im 12. Jahrhundert noch Missions- und Kampfgebiet gewesen. Noch weiter im Osten, in den baltischen Ländern, war die Herrschaft des Deutschen Ordens gerade seit einigen wenigen Jahrzehnten weitgehend gesichert und die prussischen Ureinwohner zum neuen Glauben bekehrt.

Vineta, das Atlantis der Ostsee

In den Sagen des deutschen Ostseeraumes schimmert immer wieder der Name einer Stadt auf, die als »Atlantis des Nordens« gerühmt wird: Vineta.

Eine dieser Sagen erzählt: »An der Nordküste der Insel Usedom soll vor vielen, vielen Jahren eine große, reiche Handelsstadt mit Namen Vineta oder Venedig gelegen haben. Gewöhnlich wird erzählt, sie habe seewärts vor dem Streckelberg, und zwar an der Stelle gelegen, wo sich jetzt das so genannte Vinetariff befindet. Die Stadt Vineta soll zur Zeit ihrer Blüte so reich und schön gewesen sein, dass sie im ganzen Küstengebiet der Ost- und Nordsee nicht ihresgleichen hatte. Die Häuser, in welchen die Leute wohnten, glichen kleinen Palästen. Sie waren aus Marmor erbaut und mit vergoldetem Zinn geschmückt. In den Hafen befanden sich Hunderte von Schiffen, welche bis nach Archangel und Konstantinopel fuhren. Auch weilten viele fremde Kaufleute in der Stadt, um hier Waren zu kaufen oder zu verkaufen. Aber je reicher und wohlhabender die Einwohner von Vineta wurden, desto mehr fanden Stolz, Übermut, Gottlosigkeit und allerlei unheiliges Wesen bei ihnen Eingang. Zu den Mahlzeiten nahmen sie nur die auserlesensten Speisen, und den Wein tranken sie aus goldenen und silbernen Gefäßen, wie sie selbst in den Gotteshäusern nicht schöner und prächtiger zu finden waren. Die Hufe der Pferde waren statt mit Eisen vielmehr mit Silber oder gar Gold beschlagen. Das Brot, herrliche Gottesgabe, missbrauchten die Frauen in schamloser Weise, indem sie die kleinen Kinder damit reinigten. Und wie die Großen, so trieben es die Kleinen. Die Kügelchen, mit welchen die Kinder auf der Straße spielten, bestanden aus reinem Silber, und wenn sie über eine Wasserfläche ›Butterbrot

werfen‹ wollten, so benutzten sie dazu nichts als blanke Taler. Aber solcher Übermut sollte nicht ungestraft bleiben. In einer stürmischen Novembernacht brach das göttliche Strafgericht unvermutet über die Stadt und ihre gottlosen Bewohner herein: Eine furchtbare Sturmflut wälzte ihre Wogen über die Stadt und über das Land hinweg und begrub alle Häuser und alle Menschen unter ihren Fluten; kein einziger Bewohner von Vineta entrann dem Verderben. So wurde die reiche Stadt mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit in wenigen Stunden vernichtet.«

Neben dieser Sage, von Alfred Haas in seine Sammlung »Pommersche Sagen« aufgenommen, gibt es noch zahlreiche weitere Geschichten über Vineta. Es heißt sogar, einmal im Jahr erscheine die Stadt als Nebelbild über dem Wasser. Und am 24. Juni, dem Johannistag, könne man die Glocken der versunkenen Kirchen Vinetas läuten hören, was allerdings als schlechtes Omen galt, denn wer es höre, werde von der Meerestiefe angelockt und eines Tages in ihr ruhen. Nach einer anderen Sage erscheint die Stadt am Ostermorgen. Wer dann hineingehe und den dort stumm ihre Waren feilbietenden Kaufleuten für einen Pfennig etwas abkaufe, der könne Vineta erlösen.

Diese Sagen geben die Erinnerung an eine Stadt wieder, die in Wirklichkeit Jumne oder Julin hieß, aber wohl auch mit der in skandinavischen Quellen genannten »Jomsburg« identisch ist. Wann sie gegründet wurde, ist ungewiss, selbst wann sie zerstört wurde, ist nicht genau bestimmbar. Als im elften Jahrhundert der Chronist Adam von Bremen erstmals Nachrichten über diese Stadt aufzeichnete, war sie längst eine blühende Handelsmetropole, wie es auch andere an der geschäftstüchtigen Ostseeküste gab.

Es heißt in Adams Chronik: »Hinter den Liutizen, die auch Wilzen heißen, trifft man auf die Oder, den reichsten Strom

des Slawenlandes. Wo sie an ihrer Mündung ins Skythenmeer [die Ostsee] fließt, da bietet die sehr berühmte Stadt Jumne für Barbaren und Griechen in weitem Umkreise einen viel besuchten Treffpunkt. Weil man sich zum Preise dieser Stadt allerlei Ungewöhnliches und kaum Glaubhaftes erzählt, halte ich es für wünschenswert, einige bemerkenswerte Nachrichten einzuschalten. Es ist wirklich die größte von allen Städten, die Europa birgt; in ihr wohnen Slawen und andere Stämme, Griechen und Barbaren. Auch die Fremden aus Sachsen haben gleiches Niederlassungsrecht erhalten, wenn sie auch während ihres Aufenthalts ihr Christentum dort nicht öffentlich bekennen dürfen. Denn noch sind alle in heidnischem Irrglauben befangen; abgesehen davon wird man allerdings kaum ein Volk finden können, das in Lebensart und Gastfreiheit ehrenhafter und freundlicher ist. Die Stadt ist angefüllt mit Waren aller Völker des Nordens, nichts Begehrenswertes oder Seltenes fehlt. Hier steht ein ›Vulkanstopf‹, die Einwohner sprechen von ›griechischem Feuer‹, auch Solinus gedenkt seiner. Hier zeigt sich Neptun in dreifacher Art, denn die Insel wird von drei Meeren umspült [Stettiner Haff, Camminer Bodden, Ostsee], eins davon soll von tiefgrünem Aussehen sein, das zweite weißlich; das dritte wogt ununterbrochen wild bewegt von Stürmen. Von dieser Stadt aus setzt man in kurzer Ruderfahrt nach der Stadt Demmin in der Peenemündung über, wo die Ranen wohnen« [Adam von Bremen, Chronik, II, 22].

In Jumne, in lateinischen Buchstaben Ivmne geschrieben, das sich später durch Abschreibfehler in Vineta verwandelte, sollen also Menschen aus aller Welt gelebt haben. Die »Griechen« Adams von Bremen sind »Orthodoxe«, das heißt christliche Russen, der »Vulkanstopf« kann nur eine Art Leuchtfeuer gewesen sein.

Adam von Bremen hat die Stadt wohl nie mit eigenen Augen gesehen, zu ungenau bleibt sein Bericht. Er hat sicherlich Händler von ihren Fahrten und von ihren Aufenthalten in der Stadt erzählen hören. Eine wirkliche Rolle hat Jumne in der Geschichte des Ostseeraums kaum gespielt, doch wurde sie zum Schauplatz des Endes des Dänenkönigs Harald Blauzahn (Kg. 950-986). Als sich sein Sohn Sven-Otto – im Gegensatz zu seinem christlichen Vater noch immer Anhänger des alten Glaubens – gegen ihn erhob, sich als neuer König der Dänen einsetzen ließ und das Heer des Vaters vernichtend schlug, floh Harald verwundet in die Heidenstadt Jumne. »Wider Erwarten wurde er von den Heiden dort freundlich aufgenommen, starb aber wenige Tage später an seinen Wunden und ging im Bekenntnis zu Christus hinüber.« Sein Leichnam wurde nach Roskilde in Dänemark überführt, wo er in der Kirche beigesetzt wurde [Adam von Bremen, Chronik, II, 27-28]. Mit dieser Nachricht verschwindet Jumne wieder für Jahrzehnte aus der Geschichte. Erst der Untergang der Stadt war den Chronisten erneut eine Meldung wert.

Im Gegensatz zur Vineta-Sage wurde Jumne nach den historischen Berichten nicht von einer Sturmflut, sondern in einem Krieg zerstört. Wie die »Heimskringglasaga« berichtet, hatten die Dänen sich die Stadt, die sie »Jomsburg« nannten, und das umliegende Land Untertan gemacht. Als aber der norwegische König Magnus (Kg. 1034-1047), der in den Jahren 1040 bis 1042 auch Dänemark eroberte und seiner Herrschaft einverleibte, erfuhr, »dass die Slawen in der Jomsburg ihm aus dem Gehorsam gefallen seien… landete er bei der Jomsburg und eroberte die Feste rasch. Er erschlug dort viel Volks, steckte die Feste in Brand und das Land weit umher und trieb und nahm alles weg« [Lange, 1988, S. 11]. In der Chronik Adams von Bremen wird der Zug gegen Jumne als Teil der Kämpfe König Magnus' gegen die Slawen ebenfalls

geschildert, die in Dänemark eingefallen waren. Er besiegte die Slawen zunächst in einer großen Schlacht bei Haithabu bei Schleswig, um sich dann deren Heimat zuzuwenden: »König Magnus lagerte mit einer großen Dänenflotte vor der sehr reichen Stadt Jumne. Die Verluste waren auf beiden Seiten gleich«, schreibt der Chronist [Adam von Bremen, Chronik, II, 79 (Zusatz 56)]. Adam von Bremen spricht nicht von einer Zerstörung der Stadt und Verwüstung des Umlands. Sollte Jumne/Vineta tatsächlich, wie der polnische Archäologe Wladislaw Filipowiak annimmt, bei der heutigen Stadt Wollin gelegen haben, so legt auch der archäologische Befund nahe, dass zunächst um 1043 nur Teile der Stadt zerstört wurden. Das Ende kam dann erst einige Jahrzehnte später, als der Dänenkönig Erik I. Eiegod (Kg. 1095-1103) im Jahr 1098 die Stadt und ihre Umgebung verwüstete, wie der Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus mitteilt. In späterer Zeit wurde der Ort nicht wieder besiedelt, aber im zwölften Jahrhundert hielt der Chronist Helmod von Bosau fest: »Die Überreste sind noch jetzt vorhanden« [Helmold, cap. II].

Wo lag Vineta?

In der modernen Forschung gibt es drei verschiedene Ansätze zur Lokalisierung Vinetas. Schon lange ist dabei die Insel Usedom im Gespräch, wo das »Vinetariff« seit dem 16. Jahrhundert als einstiger Standort der sagenhaften Stadt gilt, als man dort herumliegende Findlinge als die Fundamentsteine der längst zerfallenen Häuser ansah. Bis in das 18. Jahrhundert hinein glaubte man am Meeresgrund die Reste einer gewaltigen Stadt erkennen zu können, die von der Größe her mit Lübeck verglichen wurde. Die moderne geologische Forschung entlarvte diese Funde allerdings als das »kennzeichnende Substrat einer Gletscherrandzone«, einen Überrest des Eiszeitalters [Lange, 1988, S. 16].

Der auch vorgeschichtlich interessierte Arzt Rudolf Virchow machte als Erster auf einige Grabhügel am rechten Mündungsarm der Oder bei Wollin aufmerksam. Die Beigaben stammten aus dem slawischen Kulturkreis, der berühmte Mediziner sah diese Funde als Hinweis auf die Lage von Vineta an. Erst im zwanzigsten Jahrhundert aber ging man wissenschaftlich an die Frage nach der Lage Jumnes – oder Vinetas – heran. Weite Anerkennung fand seit 1953 die These des Archäologen Wladislaw Filipowiak, nach dessen Ansicht die Stadt einst auf der Sandbank der Dzwina lag. Die ältesten Spuren der Besiedlung reichen hier bis in die Zeit der »Lausitzer Kultur«, das 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. hinab. Seither haben sich 20 Siedlungsschichten angehäuft, von denen die 18. dem 9. Jahrhundert entstammend, zu einer wohlhabenden Siedlung gehört. Die Hafenstadt war von einem hufeisenförmigen Erdwall umgeben, es gab Handwerkersiedlungen und eine Schiffswerft. Der Reichtum dieser Stadt zeigt sich auch an den 15 Silberhorten, die hier im

Laufe der Zeit gefunden wurden. Es fanden sich aber auch Handelswaren, die leicht den Eindruck entstehen lassen, hier habe Vineta oder Jumne gelegen. In den Schichten des 9. und 10. Jahrhunderts lagen Reste ostasiatischer Seide, syrische Glasperlen, romanische Goldschüsseln, Waffen und Wolle aus Skandinavien, rheinische Bronzewaren, Schmuck aus dem Baltikum und der Ukraine, byzantinischer Brokat und selbst tropische Seeschnecken. Dieser Ort war also tatsächlich »angefüllt mit Waren aller Völker des Nordens«, wie Adam von Bremen schrieb. Es wird angenommen, Wollin habe im 10. Jahrhundert bis zu 8000 Einwohner gehabt. Aber nicht nur die Funde lassen sich auf Jumne deuten, auch die Lage entspricht dem, was Adam von Bremen schreibt. Demnach wäre der Bodden von Kamién Pomorski im Norden das »weißliche Angesicht Neptuns«, die Ostsee selbst das »ununterbrochen von Stürmen wild bewegte« Gewässer, und vom Galgenberg aus blickt man auf Adams »drittes Meer von tiefgrünem Aussehen«.

Der einzige Unterschied zum im Meer versunkenen Vineta ist der Umstand, dass Wollin zwar von der Höhe des Ruhmes herabstürzte, aber als Siedlung über die Jahrhunderte weiterexistierte. Seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts nahm der Handel ab, die Däneneinfälle von 1170 bis 1184 taten ein Übriges, der Stadt ihre Attraktivität zu rauben. Nach einem direkten Angriff, bei dem 1173 das Stadtzentrum selbst zerstört wurde, halfen alle Bemühungen um eine Wiederbelebung nichts mehr. Wollin sank auf den Rang einer Seestadt wie viele andere hinab.

Wenn auch die systematische Erforschung Wollins viele Hinweise ergeben hat, dass hier das viel gerühmte und viel geschmähte Vineta lag, so blieb dies nicht widersprochen. Erst 1997 brachten der Berliner Vorgeschichtsforscher Klaus Goldmann und sein Co-Autor Günter Wermusch ihre Ansicht

an die Öffentlichkeit, Vineta sei am Grund des Barther Bodden zu finden. Sie gehen davon aus, dass es einst einen vierten, heute nicht mehr existierenden Mündungsarm der Oder gegeben habe, der über Ziesebruch, den Greifswalder Bodden und Strelasund verlief. Noch im 11. Jahrhundert sei den Forschern zufolge die Peene in Richtung Westen geflossen und habe mit Rechnitz und Trebel diesen vierten Oder-Mündungsarm gebildet. Damit habe die Peene ihre Mündung bei Demmin gehabt, womit diese Stadt von Vineta aus tatsächlich »in kurzer Ruderfahrt« – wie Adam von Bremen schreibt – zu erreichen war. Noch sind dies alles theoretische Annahmen, doch schon sind Bemühungen im Gange, diese durch Grabungen und Untersuchungen vor Ort zu beweisen – und die Stadt Barth wirbt bereits mit dem Zusatz »Vinetastadt«. Ob der Streit um die richtige Identifizierung Jumnes, Julins oder Vinetas jemals entschieden werden wird, steht dahin.

Die Götterwelt der Slawen

Bis zum zehnten Jahrhundert waren die Gebiete östlich der Elbe noch immer nicht christianisiert. Hier lebten slawische Stämme, die Abodriten, Wilzen, Heveller und andere, noch immer nach ihren eigenen überlieferten Gebräuchen und in ihrem angestammten Glauben. Verehrt wurde eine Anzahl von Göttern, von denen allerdings nur unzureichende Kenntnisse bis in die Moderne überliefert sind. Dies liegt vor allem an dem Umstand, dass sich die ersten Missionare in ihrem Eifer, den christlichen Glauben auch über die Elbe und weiter nach Osten zu tragen, kaum um die Glaubensinhalte der Religionen kümmerten, die sie bekämpften. Eine eigene Überlieferung der Slawen über ihre Religion ist nicht erhalten. Sie hatten keine Schriftkultur, und möglicherweise existierende mündliche Überlieferungen – Lieder, Gebete, Mythen – sind nicht aufgezeichnet worden. Nur vereinzelt haben sich in Sprichworten, Reimen und dem Aberglauben angehörenden Vorstellungen Hinweise erhalten. Nur wenige Namen der alten Götter sind überliefert, nur weniges wurde aufgezeichnet über die Kulte und die Kultstätten. Dennoch konnte die archäologische Bodenforschung in den letzten Jahrzehnten einige Funde beisteuern, die von den Religionen der alten Slawen künden. So wurde z. B. in Altfriesack ein slawisches Idol des 6. Jahrhunderts gefunden.

Die historischen Quellen sind spärlich. Der byzantinische Geschichtsschreiber Prokop (500-559) berichtet von der Verehrung des »Donnerherrn« bei den Slawen, aber auch von ihrer Vorstellung, das Schicksal sei durch Opfer zu beeinflussen. Aus späteren Quellen des 9. und 10. Jahrhunderts ist zu sehen, dass die Slawen einen Gott namens Perun verehrten und an Dämonen glaubten. Konkretere Angaben

machte dann erstmals im 11. Jahrhundert der Chronist Thietmar von Merseburg. Er konnte auf eigene Beobachtungen zurückgreifen, denn er war als Bischof unter den Slawen tätig. Er schreibt über das Heiligtum der Liutizen: »Im Gau der Redarier gibt es eine dreieckige Burg namens Riedegost, die drei Tore besitzt und von allen Seiten mit einem dichten heilig gehaltenen Wald umgeben ist. Zwei Tore stehen jedem, der kommt, offen. Das dritte, das Osttor, ist das kleinste und weist auf einen kleinen Weg, der zu einem unheimlichen See führt. Im Innenraum der Burg befindet sich nur ein aus Holz errichtetes Heiligtum, das auf den Hörnern verschiedener Tiere steht. Die Außenseiten sind mit künstlerisch gekonnt geschnitzten Abbildern von Göttern und Göttinnen verziert. Im Heiligtum selbst stehen von Menschenhand geformte Götzen mit eingeschnitzten Namen, Helm und Panzer. Sie sehen Furcht erregend aus. Der wichtigste und höchste heißt Swarozyc und wird von allen Heiden bevorzugt verehrt und angebetet« [Thietmar von Merseburg VI, 23]. In diesem Heiligtum brachten die Liutizen Sühneopfer dar, beteten und warfen Lose, »um über Ungewissheiten Gewissheit zu erlangen«, wie Thietmar schreibt. Zur Bestätigung der so gewonnenen Erkenntnisse praktizierten sie ein weiteres Orakel, bei dem sie ein besonders prächtiges, heilig gehaltenes Pferd über zwei in den Boden gerammte Speere führten. Jeder Gau der Liutizen, so Thietmar, hatte ein Heiligtum, wobei der beschriebenen Burg im Gau der Redarier der Vorrang zukam.

Versuche zur Bekehrung der Slawen östlich der Elbe hatte es zwar schon im 10. Jahrhundert gegeben, doch hatten zwei Erhebungen in den Jahren 983 und 1066 die Anfangserfolge nahezu zunichte gemacht. Als Bernhard von Clairvaux mit seinen Predigten im Jahr 1146 zum zweiten Kreuzzug aufrief, stellte er auch fest, ein Kreuzzug in den Norden habe denselben Wert wie der Zug nach Jerusalem. Damit war für

einen Teil des deutschen Adels der Weg gewiesen: Sie konnten den Kampf gegen die Heiden – nicht nur zu deren Bekehrung, sondern auch zu eigenem Landerwerb – auch an der Ostsee führen. Markgraf Albrecht der Bär versammelte 60 000 Mann bei Magdeburg, 40 000 Kreuzfahrer marschierten vom Unterlauf der Elbe nach Osten, während die Dänen den Kampf von der See her unterstützten. Der Erfolg stellte sich schnell ein, Fürst Niklot von Mecklenburg unterwarf sich und ließ sich taufen. Doch der Widerstand der Slawen wurde nur stärker. Während im Gebiet bis zur Oder noch bis zum Ende des 13. Jahrhunderts um die Verbreitung des Christentums gerungen wurde, war Pommern von Polen her im 12. Jahrhundert schnell christianisiert worden. Hier verzeichnete Bischof Otto von Bamberg die größten Erfolge.

In den Beschreibungen seines Lebens, verfasst von den Mönchen Ebbo und Herbord und einem namentlich unbekannten Autor aus dem Kloster Prieflingen, finden sich auch Hinweise auf die heidnische Religion der Slawen. Der Bischof hatte sich im Jahr 1124 zu den heidnischen Pommern aufgemacht, um ihnen das Christentum zu bringen. Auf dieser Reise gelangte er auch in die Stadt Julin, die vielleicht identisch ist mit Jumne, denn auch sie liegt nach den Beschreibungen an der Odermündung. Hier traten dem Missionar Heiden entgegen, die sich gegen seine Bekehrungsversuche wehrten. Erst in Stettin gelang es Bischof Otto nach Wochen, einen Durchbruch zu erzielen, allerdings mit Unterstützung des polnischen Herzogs, der den Heiden unverhohlen mit Gewalt drohte. Daraufhin ließen sich die Bewohner taufen. Das Bekehrungswerk sollte mit der Zerstörung der heidnischen Heiligtümer in der Stadt gekrönt werden. »In dieser Stadt waren nämlich, nicht weit voneinander entfernt, zwei mit ungeheurer Sorgfalt und Kunst erbaute Häuser… in denen von dem dummen Heidenvolk der

Gott Triglous verehrt wurde«, schreibt der Prieflinger Mönch. Das dreigesichtige Standbild des Gottes wurde auf Geheiß des Bischofs zerschlagen, »seine drei versilberten Köpfe aber, von denen der Name Triglous herkommt, nahm er später mit und schickte sie dann mit dem schuldigen Dank gegen Christus des Papst Kalistus seligen Angedenkens als Zeugnis seiner Arbeit und der Bekehrung und des Glaubens dieser Heiden« [Otto v. Bamberg, Lib. II]. Die Erlebnisse des Bischofs Otto von Bamberg zeigen, dass die Bevölkerung des Ostseeraums sich nur dann bekehren ließ, wenn ihre Fürsten das Christentum annahmen. Taten diese das nicht, war der Widerstand erbittert. Besonders lang währte der Widerstand auf Rügen. Die Insel wird als »uneinnehmbare Festung des slawischen Heidentums« bezeichnet. Die Einwohner, die viel auf Gastfreundschaft hielten, deren Achtung vor den Alten, die Fürsorge für Alte, Kranke und Arme selbst von ihren Gegnern gelobt werden, hielten an ihrem überkommenen Glauben eisern fest. Ihr höchster Gott war der berühmte Swantewit, eine Gottheit von größter Bedeutung auch jenseits der Insel. Tribute und Geschenke wurden auch aus Wagrien und selbst aus Pommern nach Rügen gesandt. In der Forschung geht man allerdings davon aus, dass der Kult dieses Gottes seine Blüte erst in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erlebte, zu einer Zeit also, als schon längst christliche Missionare für ihren Glauben warben. Weil Rügen das letzte Zentrum der heidnischen Slawen bildete, zu dem es keine Konkurrenz mehr gab, konnte es erblühen. Der Name dieses letzten einflussreichen Slawengottes bedeutet in allen slawischen Sprachen »heilig«, aber auch »mächtig« oder »kraftvoll«. Daher wird angenommen, dieser Name sei aus dem Attribut »der mächtige Herr« eines Gottes entstanden, der ursprünglich einen anderen Namen trug. Hinweise auf eine solche Übertragung sind auch darin zu sehen, dass dieser »neue« Gott mehrere Eigenschaften

in sich vereinigte. Er war gleichzeitig ein Kriegsgott, aber auch für wirtschaftliche Belange zuständig. Seinen Tempel und die darin aufbewahrten Kultobjekte beschreibt der dänische Chronist Saxo Grammaticus:

»Inmitten der Burg ist ein ebener Platz, auf dem sich ein aus Holz erbauter Tempel erhob, von feiner Arbeit, ehrwürdig nicht nur durch die Pracht der Ausstattung, sondern auch durch die Weihe des in ihm aufgestellten Götterbildes. Der äußere Umgang des Tempels erstrahlte durch seine sorgfältig gearbeiteten Skulpturen… Das Heiligtum selbst war von zwei Einhegungen umschlossen. Die äußere, aus Wänden zusammengefügt, war mit einem purpurnen Dach bedeckt; die innere, auf vier Pfosten gestützt, erglänzte statt der Wände durch Vorhänge; dieser Teil hatte außer dem Dach und dem wenigen Tafelwerk mit dem äußeren nichts gemein. Im Tempel stand ein gewaltiges Götterbild… wunderlich anzusehen durch seine vier Köpfe und ebenso viel Hälse. Zwei der Köpfe schienen nach der Brust und ebenso viele nach dem Rücken zu sehen… Die Bärte waren rasiert dargestellt, die Haare geschnitten, sodass es schien, der Fleiß des Künstlers hätte die Art der Rugianer in der Pflege der Haare nachgeahmt. In der Rechten hielt (die Figur) ein Trinkhorn, aus verschiedenen Metallen gebildet, das der Priester jährlich neu zu füllen gewohnt war, um aus der Beschaffenheit der Flüssigkeit die Ernte des kommenden Jahres zu weissagen… Nicht weit davon hingen Zaum und Sattel und andere Herrschaftszeichen der Gottheit; seine Bewunderungswürdigkeit vermehrte ein Schwert von ungeheurer Größe, dessen Scheide und Griff, abgesehen von dem sehr schönen Treibwerk, das silberne Äußere auszeichnete… Außerdem besaß sie (die Gottheit) ein Pferd von weißer Farbe; es galt als Frevel, aus Mähne oder Schweif Haare herauszureißen. Allein der Priester hatte das Recht, es

zu pflegen und sich darauf zu setzen… Auf diesem Pferd führte nach Meinung der Rugianer Swantewit – das ist der Name des Götzen – Krieg gegen die Feinde seiner Heiligtümer. Dafür galt als besonderes Zeichen, dass es, zur nächtlichen Zeit im Stalle stehend, so sehr mit Schweiß und Lehm bedeckt war, als hätte es lange Wege hinter sich gebracht. Auch wurden durch dieses Pferd Weissagungen… vorgenommen« [Saxo Grammaticus Lib. XIV; zit. n. Lange, 1988, S. 81 – 82]. Das Schwert mit seiner Scheide, wie auch Sattel und Zaumzeug als Attribute weisen Swantewit als Kriegsgott aus. Aber wie die geschilderten Bräuche der Weissagung zeigen, richtete man sich an ihn auch in Fragen der Landwirtschaft. Neben dem Trinkhorn fand dabei ein riesiger Honigkuchen Verwendung. Konnte sich der Priester hinter dem Kuchen verstecken, so galt dies als gutes Omen für eine ertragreiche Ernte. Das Heiligtum des Swantewit stellte auch eine militärische Macht dar, denn 300 Reiter bildeten eine feste Kampftruppe, finanziert aus den einträglichen Geschenken an den Tempel, aber auch aus der Beute von Raubzügen. Daher kam auch den Priestern ein großer politischer Einfluss zu, der selbst den der weltlichen Herrscher Rügens übertraf.

Dieses letzte Bollwerk des westslawischen Heidentums ging unter, als der dänische König Waldemar I. (Kg. 1157-1182) den Tempel – und mit ihm das Idol Swantewits – zerstörte. Er zog im Sommer 1168 mit einem großen Heer und einer großen Flotte gegen Rügen, wobei ihn auch zahlreiche slawische Fürsten unterstützten. Mit seiner gewaltigen Übermacht an Streitkräften war es ein Leichtes, den letzten Widerstand der Swantewit-Verehrer niederzuwerfen. Der Chronist Helmold von Bosau, der in den Jahren 1155 und 1156 selbst an einer Missionsreise nach Wagrien teilgenommen hatte und das Land aus eigener Anschauung kannte, schildert in seiner

»Slawenchronik« diesen letzten Kampf. Der Tempel wurde auf Geheiß König Waidemars I. der Zerstörung preisgegeben:

»Er ließ das uralte Götzenbild des Swantewit herbeibringen, das von allen Slawenvölkern verehrt wurde, befahl, ihm einen Strick um den Hals zu legen, es vor den Augen der Slawen mitten durch das Heer zu schleifen, es in Stücke zu hauen und ins Feuer zu werfen. Er zerstörte auch das Heiligtum mit seinem ganzen Kult und plünderte den reichen Schatz« [Helmold von Bosau, Chronik, cap. 108]. Der Ort, an dem sich der Tempel erhob, wurde inzwischen vom Meer verschlungen. Bis auf einen kleinen Teil des Walls, der das Heiligtum am Kap Arkona umgab, wurde bisher nichts entdeckt, was mit dem Tempel in Verbindung zu bringen wäre. Allerdings wurden an anderen Orten einige Steinreliefs und Holzfiguren gefunden, von denen angenommen wird, dass sie Swantewit darstellen, wenn sie auch nicht in allen Einzelheiten mit der Beschreibung Saxos übereinstimmen. So wurde in Wollin bei Ausgrabungen ein hölzernes Idol von nur 9,5 cm Größe gefunden, das oben vier Gesichter trägt – vielleicht ein Amulett. Hier hatte wohl ein Anhänger dieses Kultes gelebt.

Der Deutsche Orden

Am Beginn des 14. Jahrhunderts waren die Ritter des Deutschen Ordens schon seit nahezu einem Jahrhundert an der Ostsee ansässig. Dabei hatte die Geschichte dieses Ritterordens ebenso im Heiligen Land begonnen wie die der Templer und Johanniter. Lübecker und Bremer Bürger gründeten im Jahr 1190 während der Belagerung Akkons durch die Kreuzfahrer des Dritten Kreuzzuges ein Feldlazarett. Zu seiner Errichtung nahmen sie von ihren Schiffen Holz und Segel, wohl, um Zelte und Betten für die Unterbringung der Verwundeten herzustellen. Wie der Deutschordenschronist Peter von Dusberg berichtet, »nahmen sie Kranke auf, dienten ihnen fromm und demütig, versorgten sie mildtätig mit den ihnen von Gott geschenkten Gütern und handelten barmherzig an ihnen« [Peter v. Dusberg, 1,1]. Die Gemeinschaft fiel auf. Guido von Lusignan, König von Jerusalem (Kg. 1186-1194), wies ihnen noch vor der Eroberung Akkons ein Haus in der Stadt an, in dem sie fortan ihren Sitz haben sollten. Hier richteten sie sich schließlich ein und führten ihre Arbeit weiter fort, als die Gemeinschaft schließlich im Jahr 1197 von Papst Innozenz III. (PM 1198-1216) offiziell in einen Hospitalorden umgewandelt wurde. Und nur zwei Jahre später wurde der bisherige Laienorden mit der Verleihung der Johanniterregel für den Pflegedienst und der Templerregel für den Dienst der Ritter in einen geistlichen Ritter- und Hospitalorden umgewandelt. Seinen Namen »Fratres hospitalis sanctae Mariae Theutonicorum Ierusolimitanorum« – »Brüder des Hospitals der Heiligen Maria der Deutschen Jerusalems« – leitete der Orden von dem deutschen Pilgerspital ab, das zwischen 1127 und 1187 in Jerusalem existiert hatte. Er sah sich auch offiziell als Fortsetzer dieser früheren Institution. Im

normalen Sprachgebrauch nannte sich der Orden »Ordo Theutonicorum« oder »Deutscher Orden«. Erst seit seiner Reorganisation im Jahr 1835 trägt er offiziell den Namen »Deutscher Ritterorden«.

Die Jahre nach der offiziellen Bestätigung der Regel brachten dem Deutschen Orden einen annähernd ähnlichen Erfolg wie einst den Templern. Auch die deutschen Ordensritter wurden zur Finanzierung ihrer Aufgaben im Heiligen Land mit reichen Gaben ausgestattet, Geld, Einkünften und Land, sodass sie sich bald zu den reichsten Orden ihrer Zeit zählen konnten. Dabei erstreckten sich die Besitzungen über ganz Westeuropa. Die Deutschordensritter erhielten Land auf Sizilien, eroberten im Auftrag des Königs von Kastilien Gebiete im heutigen Spanien und wurden auch in Frankreich ansässig, dem Kernland der Templer. In Venedig unterhielt der Deutsche Orden eine eigene Hafenstation, in Rom residierte der Generalprokurator des Ordens. Auch im seit dem Jahr 1204 fränkischen »lateinischen« Kaiserreich von Konstantinopel hatten sie Grund und Boden. Sehr bald nach der Ordensgründung hatte der Deutsche Orden auch Besitz auf Zypern zu erwerben, dem »Sprungbrett« ins Heilige Land. Große Gebiete erwarb der Orden natürlich im Deutschen Reich. Die zahlreichen Schenkungen des Adels ermöglichten es innerhalb kürzester Zeit, eine umfangreiche Ordensorganisation aufzubauen. Es entstanden als übergeordnete Verwaltungseinheiten die Balleien Utrecht, Westfalen, Sachsen, Altenbiessen, Marburg, Thüringen, Böhmen, Lothringen, Franken, Elsass-Burgund, Etsch, Lombardei und Österreich. Nahezu das gesamte Reichsgebiet war damit erfasst und konnte mit seinen Erträgen den Kampf im Heiligen Land unterstützen. Im Heiligen Land selbst bemühten sich die deutschen Ordensritter um den Ausbau von befestigten Plätzen. Nahe bei Akkon, an einer strategisch wichtigen Stelle gelegen, erwarb der Orden das

Gelände zum Bau einer Burg. Mit Montfort – Starkenberg – sollte hier eine der gewaltigsten Festungen der Kreuzfahrer errichtet werden. Die umfangreichen Bauarbeiten zogen sich von 1228 bis ins Jahr 1244 hin. Der Besitz des Deutschen Ordens im Königreich Jerusalem umfasste Siedlungen bei Haifa und Askalon sowie in Tyros, Sidon und auch im Fürstentum Antiochia. Doch die Zeit der Kreuzfahrerstaaten ging dem Ende zu. Die Burg Montfort ergab sich im Jahr 1271 den Muslimen, und als 1291 Akkon fiel, war auch für den Deutschen Orden das Ende im Heiligen Land gekommen. Nun war der Rückhalt in Europa entscheidend. Der Deutsche Orden stand allerdings nicht wie die Templer mit einem Mal ohne seine eigentliche Aufgabe da. Schon Jahrzehnte zuvor hatte die Ordensführung begonnen, die Aufgaben des Ordens außerhalb des Heiligen Landes zu suchen. Schon kurz nach der Übernahme des Hochmeisteramtes durch Hermann von Salza (HM 1209-1239) stiftete König Andreas II. von Ungarn (Kg. 1205-1235) dem Deutschen Orden das Burzenland, das östliche Grenzgebiet Ungarns.

In der Stiftungsurkunde spricht der König davon, die Ordensritter sollten die Grenzen verteidigen, aber auch durch die Bekehrung der jenseits der Grenze ansässigen Kumanen sein Reich vergrößern. Dabei überließ er dem Ritterorden dieses riesige Territorium unter Gewährung umfangreicher Privilegien. Die gestellte Aufgabe war lösbar und die sich hier eröffnenden Möglichkeiten viel versprechend. Doch sollte dieses Unternehmen für den Deutschen Orden scheitern. Kaum war der Ritterorden in seine Rechte eingesetzt, da versuchte die Ordensführung auch schon, diese gegenüber dem ungarischen König zu erweitern. Man wollte frei sein von den wenigen rechtlichen Beschränkungen, die noch existierten, offensichtlich war ein ordenseigenes Territorium das Ziel. So drängte der Deutsche Orden aus dem Burzenland hinaus und

baute seine Burgen auch in benachbarten Gebieten. Der Konflikt mit dem ungarischen König war zu erwarten. Als dann auch noch der Papst dem Deutschen Orden das Recht bestätigen wollte, sich das Burzenland anzueignen, ging König Andreas II. dagegen vor. Als die Diplomatie scheiterte, griff er zur Gewalt und vertrieb die Deutschordensritter im Jahr 1225 aus dem Land. So war der Deutsche Orden mit dem ersten Versuch der Bildung einer eigenen Herrschaft zwar gescheitert, doch hatte er hier nicht nur den Willen dazu bewiesen, sondern auch gezeigt, dass er über die Möglichkeiten verfügte. Allerdings war der Gegner – der ungarische König – wohl doch etwas zu stark gewesen.

Dabei fiel dem Orden der Verzicht auf das Burzenland wahrscheinlich nicht allzu schwer. Noch während der Auseinandersetzungen mit dem ungarischen König hatte den Deutschen Orden ein Hilferuf aus Polen erreicht. Herzog Konrad von Masowien (1187-1247) – Herr über einen Teil von Kleinpolen – suchte Unterstützung gegen die heidnischen Pruzzen. Die im Gebiet des späteren Ostpreußens siedelnden Pruzzen waren das letzte Volk im Ostseeraum, das sich noch gegen die christliche Missionierung wehrte, dabei aber auch immer wieder Überfälle auf Masowien unternahm, denen Herzog Konrad nicht mehr Herr wurde. So berichtete es jedenfalls der Hochmeister Hermann von Salza Kaiser Friedrich II. (Ks. 1220-1250), von dem er im Jahr 1226 in der »Goldbulle von Rimini« umfangreiche Rechte verbrieft erhielt, die das geplante Vorgehen des Deutschen Ordens im Ostseeraum absichern sollten. Der Hochmeister ließ in dieser Urkunde festhalten, Herzog Konrad habe seinem Orden den Besitz des Kulmer Landes versprochen sowie – und das sollte für den Fortgang der Geschichte Preußens entscheidend sein – die Überlassung der noch zu erobernden Landstriche, wenn der Orden bereit sei, die Pruzzen niederzuwerfen. Der Kaiser

zeigte sich großzügig: Er gewährte landesfürstliche Rechte in dem zu erobernden Land, wodurch der Deutsche Orden offiziell zum Landesherrn Preußens wurde.

Im 12. Jahrhundert hatten die Herrscher Polens vergeblich versucht, sich die Pruzzen zu unterwerfen, doch nach einigen Anfangserfolgen musste das Erreichte 1194, als Polen nach dem Tod Herzog Kasimirs durch innere Kämpfe zerrissen wurde, wieder preisgegeben werden. Mit der Eroberung des Pruzzenlandes begann der Deutsche Orden im Jahr 1231. Doch sollte die Eroberung nicht eben leicht vonstatten gehen, da sich das heidnische Volk zäh und erfolgreich zur Wehr setzte. In dem sumpfigen Land war es ein Leichtes, den schweren Ritterheeren Fallen zu stellen, sie in Hinterhalte zu locken und selbst unangreifbar zu bleiben. Die Ostseeküste erreichten die Ordensritter 1237, doch erst mit der Eroberung des Samlandes 1255 war zunächst die Sicherung der Küstenregion abgeschlossen – noch immer war das Landesinnere nicht wirklich besetzt und befriedet. So dauerten die Kämpfe, unterbrochen von Friedensschlüssen wie dem Vertrag von Christburg von 1243 und erneuten Aufständen gegen die Ordensherrschaft, bis zum Jahr 1283. Dabei hatte der Deutsche Orden am Beginn des 14. Jahrhunderts einen schweren Stand nicht nur in dem eroberten Gebiet. Sein Vorgehen bei der Eroberung Pommerellens, dem Land zwischen der Ostgrenze Pommerns und der Weichsel, hatte Kritik hervorgerufen. Erzbischof Friedrich von Riga verklagte den Orden wegen des brutalen Vorgehens der Deutschordensritter gegen seine Stadt und gegen Danzig, wo es bei der Eroberung zu einem grausamen Gemetzel gekommen war. Aufgrund dieser Vorwürfe setzte Papst Clemens V. im Jahr 1310 eine Untersuchungskommission ein. So drohte dem Deutschen Orden ein ähnliches Schicksal wie den Templern drei Jahre zuvor. Doch hatte sich der Orden längst wirksam einem

Zugriff entzogen. Der Großmeister residierte seit 1309 auf der Marienburg im eigenen Ordensstaat. Der Prozess verlief weitgehend im Sande. Der Deutsche Orden wurde zwar offiziell zur Herausgabe Pommerellens und der Zahlung von 30000 Mark Prozesskosten verurteilt, doch erreichten die Ordensdiplomaten am heiligen Stuhl schließlich die Aufhebung des Urteils. Als der Templerorden ausgelöscht wurde, zählte damit auch der Deutsche Orden zu den Gewinnern. Zahlreiche Templergüter im Osten des Deutschen Reiches gingen in seinen Besitz über, ehemalige Templer schlossen sich den Deutschordensrittern an.

Jörg Dendl

Literatur

Marian Biskup/Gerard Labuda, *Die Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen*, Osnabrück 2000

Hartmut Boockmann, *Der Deutsche Orden*, München 1981

Helmold von Bosau, *Slawenchronik* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. XIX), Darmstadt 1990

Adam von Bremen, *Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum*, in: Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. XI, Darmstadt 2000, S. 160-503
Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg, Adolf Hofmeister (Übers.), Leipzig 1928

Peter von Dusburg, *Chronik des Preussenlandes* (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. XXV), Darmstadt 1984

Alfred Haas, *Pommersche Sagen*, Berlin 1912

Ingrid und P. Werner Lange, *Vineta – Atlantis des Nordens*, Leipzig/Jena/Berlin 1988

Thietmar von Merseburg, *Chronik II*, Kettwig 1990

Zdenek Vâna, *Mythologie und Götterwelt der slawischen Völker*, Stuttgart 1992

Uwe Ziegler, *Kreuz und Schwert – Die Geschichte des Deutschen Ordens*, Köln/Weimar/Wien 2003